Herrn Julius

Meyer's Universum

FÜNFZEHNTER BAND



Meyer's Universum

OCTAV AUSGABE 15.16

HILDBURGHAUSEN
Verlag des Bibliographischen Instituts.

Meyer's Universum.

Ein Volksbuch,

enthaltend

Abbildung und Beschreibung

des

Sehenswerthesten und Merkwürdigsten

in

Natur und Kunst.

Oktavausgabe.

Fünfzehnter Band.

Dritte Folge, Fünfter Band.

Hildburghausen.

Stich, Druck und Verlag des Bibliographischen Instituts.

1863.



Bibliograph. Institut

Hildburghausen

SUEZ

Suez.

Unter allen Städten, welche dem Scepter des Vicekönigs von Aegypten unterworfen sind, ist in den letzten Jahren keine öfter genannt worden, als die kleine unansehnliche Handelsstadt an der östlichen Grenze des ägyptischen Landes, der äußerste Posten des afrikanischen Welttheils: Suez am rothen Meere. Der großartige Gedanke, zwei Meere mit einander zu verbinden und nicht allein auf den eigentlichen Wüstenschiffen, sondern auf stolzen Dreimastern die Wüste zu durchsegeln, mit einem Worte: der beabsichtigte Bau des Kanals von Suez hat die Stadt berühmt gemacht. Noch ist es nicht abzusehen, in wie weit die Wüste dem tolldreisten Erdensohn entgegentreten wird, der es wagen will, ihr einen Strom aufzuzwingen, der es unternimmt, zwei Erdtheile zu trennen, welche sie vereinigt; noch ist es nicht zu sagen, ob sich der kühne Gedanke wird verwirklichen lassen, oder ob die Wüste ihren Verbündeten, den Gluth hauchenden und Sandwolken thürmenden Sturm, anrufen wird, um das armselige Menschenwerk wieder zu begraben und zu verschütten, oder ob sie den Menschen wirklich ruhig gewähren lassen wird; aber doch hat schon jetzt der kleine Fleck Erde, welcher das Mittelmeer von dem rothen Meer trennt, eine Bedeutung gewonnen, wie früher nie, und die dürftige Stadt am nördlichsten Ende des Meerbusens von Suez hebt sich im Glanze des schnell erworbenen Ruhms von Tag zu Tag mehr. So ist es wohl gerechtfertigt, wenn wir hier eine Ansicht des Ortes bringen, selbst wenn diese nichts Anderes bietet, als die bekannte Häuserlinie morgenländischer Seestädte, in denen der wäg- und zahlbare Nutzen, oder, mit andern Worten, das klingende Geld, welches der Handel aus einer Hand in die andere wirft, das eigenthümliche Gepräge orientalischer Wohnsitze verwischt, den Schwung der Dichtung und Phantasie, der sich an andern Städten zeigt, verkümmert und ihn auch im Werke des bildenden Künstlers nicht aufkommen läßt.

Unser Bild zeigt uns Suez von der asiatischen Seite aus gesehen. Der schmale Wasserstreifen, welcher sich zwischen dem Vordergrunde und der Stadt ausbreitet, ist die letzte Ausbuchtung des rothen Meeres. Links von der Stelle, wo der kleine Dampfer fährt, ertrank der Sage nach

Pharao mit seinem gewaltigen Heere, als er auszog, die Israeliten wieder unter sein Sklavenjoch zu beugen, welche bereits auf dem Wege waren nach dem verbrannten Stück Landes, in dem nur die Ueberschwänglichkeit der Heimathsliebe sich Milch und Honig fließen denken konnte; die Hügel noch weiter links oben sind die ersten Erhebungen der Gebirge, welche die sinaitische Halbinsel bedecken. Hätte der Zeichner die Stadt von einer andern Stelle aufgenommen, so würde der Hintergrund, und zwar einer der prachtvollsten, nicht gefehlt haben: der Djebel Ataka, der Schmuck der ganzen Gegend, würde sein erhabenes Haupt dann dem Bildner dargeboten und besonderen Schmuck verliehen haben. Aber der Künstler sollte Suez zeichnen, und kein anderer Standpunkt kann die ganze Stadt sammt ihrem Hafen so vor uns ausbreiten.

Suez liegt ungefähr $^1/_4$ Meile von der nördlichsten Ausbuchtung des Meerbusens, welcher dem Orte seinen Namen verdankt, oder, mit andern Worten, an der nördlichen Ausbuchtung des rothen Meeres selbst, und zwar auf der afrikanischen Küste, in der traurigsten Wüstengegend, welche man sich denken kann. Der Reisende, welcher jetzt auf dem Eisen-Wege, den englische Spekulation durch die Wüste legte, in Suez ankommt, hat unterwegs lachende Gegenden gesehen, im Vergleich zu dem öden Stück Erde, welches um die Stadt sich ausbreitet. Der nächste Baum auf afrikanischer Seite ist buchstäblich wenigstens $^1/_2$ Meile von der Stadt entfernt und ist eine so verkümmerte dürftige Mimose, daß man in ihm, dem sonst so blühenden, duftigen, nur ein verwahrlostes Stiefkind des dürren Landes zu erblicken vermag; kein Grün um die Stadt herum — nur eine traurige, öde Sandebene ohne Quelle, ohne Bach, ohne gutes trinkbares Wasser. Die Salzfluth unten im Meere scheint auch die Wüste zu durchdringen; denn alle Brunnen, welche man gräbt, sammeln nur in großer Tiefe salziges oder bitteres Wasser, welches kaum mit irgend Etwas zu verbessern ist und beim Genuß Ekel erregt. Aber auch dieses Wasser ist nicht einmal in reichlicher Menge vorhanden, und um den einzigen größeren Brunnen, der sich zwischen der Stadt und dem Gebirge findet, sieht man jeden Nachmittag eine Menge von Menschen gelagert, welche der dürren Wüste gleichsam jeden Tropfen abkaufen, den sie spendet, um ihre Thiere zu tränken, ihre Kleider zu reinigen und sich einen Schlauch voll mit in ihre Wohnung zu nehmen. Auf asiatischer Seite ist es etwas besser; dort liegen die berühmten Mosesquellen, welche wenigstens ein einigermaßen gutes Wasser bieten und deshalb auch mit Gärten umgeben sind, — mit Gärten, welche unseren Begriffen zwar unendlich arm erscheinen würden, einem Bewohner der traurigen Stadt aber allen Reichthum einer glücklicheren Gegend ersetzen müssen. Doch auch dieses Wasser ist nicht rein; denn die Quellen sind so reich an Kohlensäure und mineralischen Bestandtheilen, daß sie bei uns zu Lande wohl als heilkräftige Bäder, nimmer aber als Brunnen benutzt werden dürften. So ist Suez fast buchstäblich

eine Stadt ohne Wasser, eine Wüstenstadt in des Wortes traurigster Bedeutung. Jede Oase in der großen Sahara, jedes Lager um einen Wasserbrunnen ist vortheilhafter gelegen, als dieser dürftige Ort, und unwillkürlich drängt sich der Gedanke auf, daß die Natur hier die Menschen verhöhnen will mit dem, was sie ihm zeigt und bietet, ohne daß er es nutzen kann. Hier, wo der Mensch dem Himmel und der Erde jeden Wassertropfen abschachert und mit ihm haushält so sorgfältig und ängstlich wie der Reisende, welcher auf des Kameeles Rücken durch die glühende Sandebene zieht, — hier bespülen die Wogen des Meeres die Grundmauern der Häuser, hier breitet sich der herrlichste Wasserspiegel vor dem Auge aus.

Diese Wasserarmuth kennzeichnet die Stadt. Suez ist ein erbärmliches Nest, in welchem ungefähr 3—4000 Menschen leben. Das Innere der Stadt ist ebenso schmutzig wie die abgelegensten und wenig besuchten Städte des Nilthals. Die Häuser sind dürftig und schlecht mit wenigen Ausnahmen, die fremdem Gelde ihr Entstehen verdanken und fremdem Nutzen dienen. Die Straßen sind krumm, uneben, staubig und stinkend, und nur dem guten Baustoff, einem schönen rothen Quadersand, aus dem alle Gebäude errichtet worden, ist es zu verdanken, daß der ganze Ort nicht den Eindruck einer Ruine macht. Die einzigen schöneren Gebäude sind das englische Gasthaus, die Quarantaine und eine Kaserne, welche indeß nur wenige Soldaten beherbergt. In dem Gasthofe findet man ein für Suez recht löbliches und auch verhältnißmäßig billiges Unterkommen; denn man muß nur bedenken, daß alle Bedürfnisse, auch das Wasser, theils auf der Eisenbahn, theils mit großen Kameelzügen fünfzehn Meilen weit aus Aegypten hergebracht werden müssen.

Die Bazars sind erbärmlich und bloß für den nothdürftigsten Bedarf der arabischen Schiffer berechnet. Getreide, Tabak, Branntwein und einige Ausrüstungsgegenstände für die Schifffahrt sind die hauptsächlichsten Dinge, welche man auf dem Markte findet; alle übrigen Erzeugnisse, mit denen hier gehandelt wird, lagern bloß kurze Zeit in der Stadt und werden so rasch als möglich weiter geführt, dem Orte ihrer Bestimmung zu. Suez ist eigentlich keine Handelsstadt, sondern bloß ein Stapelplatz oder noch besser ein Haltepunkt auf dem Handelswege. Der Hafen ist schlecht; größere Schiffe können gar nicht bis an die Stadt heran, sondern ankern, etwa drei englische Meilen weit von dem Quai entfernt, auf offener Rhede, aber dennoch ziemlich geschützt, weil der Meerbusen so schmal ist, daß größere Wellen sich bloß bei heftigem Südwinde bilden können. Nur die dem rothen Meer eignen Barken, welche wie die Nilschiffe Dahabiat genannt werden, ihrem Namen („die Goldenen") aber sehr wenig Ehre machen, können in den eigentlichen Hafen der Stadt herein, und auch bloß zur Zeit der Fluth, deren Höhe hier sechs Fuß beträgt. Bei Ebbe liegen viele Schiffe im Hafen, trotz ihres geringen Tiefganges, auf dem Grunde

fest. Die Schiffe selbst haben kein Verdeck, sondern nur ein kleines Kajütenhäuschen am Stern, welches eben für arabische Schiffer berechnet ist und einen nur halbwegs verwöhnten Reisenden wegen seiner Dunkelheit und Unreinlichkeit anekelt. Der ganze übrige Theil des Schiffes wird beladen, und die Witterung ist in der Regel so ausgezeichnet, daß die Schiffer, ohne sich eines Mangels an Vorsicht schuldig zu machen, die Ballen dreist bis zur Höhe des Bordes aufstauen können. Die Masten sind kurz und tragen dreieckige Segel, welche jedoch bei Weitem nicht so rasch zu handhaben sind, als die der Nilbarken; sie werden nämlich erst dann an den Raaen befestigt, wenn sie gebraucht werden sollen, und bei jedesmaligem Wenden erst sammt den Stangen niedergelassen, abgebunden und dann von Neuem befestigt, nachdem man die Stange gewendet hat. Diese schwerfällige Handhabung erfordert eben so viel Zeit als Hände und man findet deshalb auf allen Schiffen eine sehr starke Bemannung. Kompaß und andere Werkzeuge, welche sonst Seefahrer gebrauchen, gibt es nicht auf den Dahabiat des rothen Meeres, wenigstens nicht auf allen; — man vertraut sich dem Meere an, wie in den erzväterlichen Zeiten die Schiffer Salomo's, welche das Schilfmeer befuhren, um dem wißbegierigen Könige aus Indien Elfenbein, Pfauen und Affen zu holen.

Man muß selbst eine Reise auf solchem Schiffe mitgemacht haben, um die ganze Kindlichkeit der Schifffahrt würdigen zu können. Die Barke ist mit Waaren gefüllt von oben bis unten, und die obersten Ballen sind der Tummelplatz für die Mannschaft des Schiffes. Ein großer Steinkrug, unter Umständen auch deren zwei, enthalten das nöthige Trinkwasser. Um zur Kajüte zu gelangen, klettert man über die Ballen wie einen Abhang hinab. Für die nothdürftigsten Bequemlichkeiten des Lebens ist in einer Weise gesorgt, daß Frauen entschieden am besten thun, wenn sie diese Schiffe meiden wie die Pest. Aber die Waaren allein sind es nicht, welche das Schiff ungemüthlich machen; es ist vielmehr die Mannschaft — nicht die Bemannung, sondern die Zahl der Reisenden, welche die günstige Gelegenheit benutzt, möglichst billig und rasch nach irgend einer Ortschaft des steinigen oder glücklichen Arabiens zu reisen. Reisebeschreiber haben sich lang und breit ausgesprochen über die Dampfschiffe, welche den Dienst der ostindischen Kompagnie vermitteln. Ich bewundere ihre Fertigkeit, aus so uninteressantem, wohl Allen bekanntem Stoff eine genießbare Beschreibung zu liefern. Solch eine Arche Noahs wie eine Dahabiat des rothen Meeres gewährt dem Beobachter, der die Sache gemüthlicher Weise anschaut, wie sie ist, zweifelsohne mehr Interesse. Man denke sich nur 80—150 Menschen auf solcher Barke, mit Ausnahme der Glücklichen, welche die Kajüte gemiethet haben, sämmtlich auf dem Deck zerstreut, zwischen Waarenballen und Kisten gelagert, gebettet, kauernd, sitzend, hockend, stehend, wandelnd, ohne Unterlaß in Bewegung, Jeder für sein Bedürfniß selbst sorgend. Man baue sich daraus die kühnsten Gebilde zusammen, welche eine

rege Phantasie erzeugen kann, und man wird dann erst einen schwachen Begriff bekommen von dem Gewühl, Gedränge, Getreibe und wirren Durcheinander, von den Lagen und Verhältnissen, Schicklichkeiten und Unschicklichkeiten, Redensarten und Unterhaltungen, welche ein derartiges Zusammenleben erzeugt.

Noth lehrt beten, oder bricht Eisen: das sieht man hier. Bei Tage geht Alles gut: da kann der Menschenstrom ausweichen, wenn ein Segel gewendet werden soll und deshalb die Raaen auf das Deck niedergelassen werden, oder wenn die Matrosen eine andere Schiffsarbeit vornehmen sollen; aber wenn die schöne klare kühle Nacht hereinbricht und jedes Menschenkind nach des Tages Last und Hitze es sich so gemüthlich als möglich zu machen sucht, beginnt eine Regsamkeit ohne Gleichen, und der erfinderische Menschengeist zeigt sich nach jeder Richtung.

Jetzt gilt es, einen ruhigen Platz zu erobern, um der Ruhe des Leibes pflegen zu können. Die Listigsten der Gesellschaft denken schon gegen Abend an diesen edeln Zweck und schleichen sich möglichst leise und unbemerkt aus dem Kreise der Uebrigen fort, um sich in aller Stille ein Plätzchen zu sichern. Weder die anmuthige Rede des Märchen erzählenden oder Weisheit predigenden Scheichs, noch der unnennbare Genuß, welchen das im Freundeskreise angezündete Kraut Djebeli dem Adamssohne bereitet, sind jetzt im Stande, die Bedachtsamen unter der übrigen Menge festzuhalten. Erstlingsrechte haben keine Gültigkeit, und wer seinen eroberten Platz verläßt, hat ihn verloren: deshalb gleiten die Blicke spähend nach allen Seiten hin, jeder Waarenballen wird gemustert nach Lage und Beschaffenheit, jede Vertiefung zwischen zwei Ballen wird schon im Voraus als ein wünschenswerthes Asyl angemerkt, und lautlos und ohne Abschiedsgruß erhebt sich Einer nach dem Andern und schleicht sich, wie ein Fuchs nach seinem Baue, nach dem auserkorenen Schlafplätzchen. Unglücklicherweise legt sich Mohammed heute in die Vertiefung zwischen den beiden Reisballen, welche Ibrahim gestern sich erwählt hatte, und trotz des allgemein gültigen Grundsatzes: wer zuerst kommt, mahlt zuerst, entspinnt sich eine anfangs freundschaftlich und würdevoll geführte Unterhandlung, in welcher der Name Gottes und des heiligen Propheten hundertmal gemißbraucht wird, ohne ein beiderseits friedliches Ergebniß herbeizuführen. Die Würde wird mehr und mehr von der Selbstsucht unterjocht, und die ehrsamen Männer vergessen sich vielleicht gar so weit, einander gröblich zu beleidigen und zu Thätlichkeiten überzugehen. Das Schauspiel fesselt natürlich die Aufmerksamkeit der ganzen Reisegesellschaft, der Steuermann achtet kaum des Steuers und an Segelwenden wird in diesem spannenden Augenblick nicht mehr gedacht. Es bildet sich ein Kreis um die Streitenden, beruhigende Zurufe, Freundschaftsversicherungen, Berufung an ihr Ehrgefühl und an die Würde der Gesellschaft und Schimpfworte erschallen wirr durch einander. Aber die Streitenden haben sich zu fest an den

Kehlen gepackt, als daß sie darauf achten könnten, und nur der weise Scheich, welcher vorhin Märchen erzählte, ist im Stande, ein Uebereinkommen zu vermitteln. Mohammed und Ibrahim vereinigen sich, gemeinschaftlich die kostbare Lagerstätte zu benutzen, versichern sich schleunigst ihre gegenseitige Freundschaft und lagern sich beide, natürlich höchst unbequem. Das ist nur Ein Bild, und ich könnte hundert zeichnen; denn unglaublich wechselvoll, überraschend mannichfaltig sind die Lagen, in denen sich ein Menschenkind auf solchen Schiffen des rothen Meeres befinden kann. Man stelle sich nur noch zum Beispiel vor, daß mehre erfahrenere Reisende sich Rahmen mit dazwischen gespannten Netzen gleich mit auf das Schiff gebracht hatten und diese außerhalb des Bordes zu beiden Seiten des Schiffes aufhingen, um hier unmittelbar über dem Meeresspiegel zu schlafen. Ich fürchtete, daß während einer Fahrt, welche ich mitmachte, ein jäher Windstoß wenigstens einige dieser Betten abräumen würde, allein die Leute kannten dieses Meer doch besser, als ich; denn die an den Bord geklebten Hängenester bewährten sich vollkommen.

In Suez besteht hinsichtlich des Ein= und Auslaufens der Schiffe ein Gesetz, welches nach unseren Ansichten als ein dem freien Handel überaus verderbliches angesehen werden muß, bei Berücksichtigung der eigenthümlichen Verhältnisse dort aber nur wohlthätig genannt werden kann. Alle Schiffe des rothen Meeres dürfen bloß in derselben Reihenfolge auslaufen, in welcher sie einliefen, und deshalb liegen viele der Barken oft Wochen, ja Monate lang im Hafen. Wie sehr hierdurch die Schifffahrt gehindert ist, kann man sich denken, und doch ist das Gesetz nothwendig. Ohne dasselbe würde sich nämlich die ganze Schifffahrt in sehr kurzer Zeit ausschließlich in den Händen der Levantiner, oder der arabischen Christen befinden, und diese würden bei ihrer angeborenen und anerzogenen Niederträchtigkeit und Gemeinheit ganz unzweifelhaft die Verarmung vieler Bewohner des ohnehin armen Küstenlandes herbeiführen, zum Mindesten einen großen Druck auf alle Verhältnisse ausüben. Die Christen des Morgenlandes sind durchschnittlich Leute, welche man am kürzesten mit den Worten Friedrichs des Großen als „eine verfluchte Race“ bezeichnen kann. Sie sind buchstäblich aller Schurkenstreiche fähig, Gauner und Betrüger ohne Gleichen, und machen es einem Europäer schwer, sich ihnen gegenüber ohne Scham Christ zu nennen. Da nun wohl in keinem Theile der Erde größere Duldsamkeit gegen Andersgläubige herrscht, als in den Städten, welche dem Scepter des alten Mehemed Ali unterworfen waren, ist es jenen unschwer gelungen, sich auf Kosten der mohammedanischen Bevölkerung zu bereichern, und sie würden in Suez noch weit mehr die unverschämtesten Ritter des Geldsackes sein, als gegenwärtig, wenn ihnen gestattet würde, den Handel ausschließlich in ihre Gewalt zu bekommen. Dies nur beiläufig. Aber es dient zur Kennzeichnung des Ortes. Ein seinem Studirzimmer entrückter, mit den Verhältnissen unbekannter und

gegen Anderer Vorzüge blinder Ruhmprediger christlicher Sekten wird freilich sagen, daß die Levantiner ihr gewisses Uebergewicht den Segnungen des Christenthums zu verdanken haben; ich aber, als Eingeweihter und mit Land und Leuten Vertrauter, glaube mit vollster Wahrhaftigkeit behaupten zu können, daß die morgenländischen Christen ihren Reichthum bloß ihrer ausnahms- und rücksichtslosen Niederträchtigkeit verdanken — und etwas Anderes, als das Geld, haben sie wahrlich nicht vor den Mohammedanern voraus. Wenn man brave und rechtliche Leute im Morgenlande kennen lernen will, muß man sie unter den Mohammedanern oder Juden suchen, nicht unter den Christen.

Man mag sich demnach denken, was für ein Leben der arme Teufel führt, welcher im Abendlande seine Bildung genoß und nun als irgend welcher Beamte hierher versetzt wird, um unter und mit diesen Levantinern zu verkehren, selbst unter Leuten, welche die sogenannten ersten Häuser ausmachen.

Das gesellige Leben in Suez ist ungemüthlich in jeder Hinsicht. Ganz abgesehen von dem Mangel der nothwendigsten Bedürfnisse, macht sich schon nach kurzer Zeit eine Langeweile geltend, die schwerlich ihres Gleichen finden dürfte. Lieber möchte man Monate in einem Nomadenlager verleben, als hier in Suez. Nur die Posttage waren es, welche Suez geradezu umwandelten. Sobald man nach Süden hin eine Rauchwolke bemerkte, die mehr und mehr sich näherte und an Größe zunahm, beeilte sich Alles, was zwei oder vier Beine besaß, dieselben auf die vielseitigste Weise in Bewegung zu setzen. Der kleine Dampfer unseres Bildes wurde geheizt, eine Unmasse von Fischerbooten flott gemacht. Fünfzig bis sechszig halbnackte Jungen prügelten sich um die günstigsten Posten, von denen aus sie die Fremden anzubetteln gedachten; alte Weiber krochen zu gleichem Zwecke aus ihren Hütten hervor, und selbst die Hunde schienen in größter Aufregung zu sein und der Dinge zu harren, die da kommen sollten. Näher und näher kam der Dampfer, und endlich warf er Anker. Die ostindische Post war eingetroffen. Ein Gewühl ohne Gleichen! Drei-, viermal fuhr der Vermittler aus dem Hafen nach dem in vornehmer Entfernung verharrenden Postschiff hinaus und kehrte jedesmal mit Poststücken und Waaren beladen und mit Menschen vollgepfropft zurück. Welche Gesichter! Alle Zerrbildner der Erde hätten hier überreichen Stoff, die unglaublichsten Karrikaturen von wirklich vorhandenen Originalen copiren zu können. Welches Gedränge, welcher anerkennenswerthe Eifer der auf dem Dampfschiffe gemästeten Leute, hier auf festem Lande die Bedürfnisse des Lebens wieder zu befriedigen! Welches Stimmengewirr, welches Fluchen, Backhschischbetteln und Backhschischgewähren! Die ganze Stadt schien verrückt zu sein. Endlose Kameelzüge vervollständigten das Gewirr, die Post wurde verladen, die leichten Karren herbeigeführt und zurecht gemacht, es wurde wieder geschrieen, getobt, gelärmt, mit Peitschen geknallt; die Fuhrknechte,

Kameeltreiber und Engländer wetteiferten in Rohheiten, und selbst die ruhigen Zuschauer erfaßte der allgemeine Taumel. Endlich wurde die ganze Menschenmenagerie nach und nach gespeist, getränkt, theils in die Karren, theils auf Kameele geladen, — und wahrlich: herrlichere Affengesichter, einen größeren Reichthum an Menschenfratzen habe ich in meinem Leben nie gesehen, als an solchem Posttage. Allgemach verließ dann Wagen um Wagen, Kameelzug um Kameelzug die Stadt, die Ruhe kehrte wieder und Jeder seufzte vergnüglich auf, das Gesindel los zu sein. Die Knaben und alten Weiber zählten ihren Backhschisch, der Wirth seine Zeche, die Hunde trugen befriedigt die für sie entfallenen Knochen zu ihren Versteckplätzen und Suez nahm allgemach sein früheres Gepräge wieder an, bis nach zwei oder drei Tagen die von landeinwärts anlangende englische Post denselben Lärm und Krakehl hervorrief. —

Wie es jetzt ist, wo Tausende von Kanalarbeitern in Suez leben und die Eisenbahn eine ziemlich geregelte Verbindung mit Kairo unterhält, weiß ich nicht. Davon bin ich aber fest überzeugt, daß das heutige Suez noch weit langweiliger ist, als es das frühere war.

Brehm.

Der Hohenasberg.

Im würtembergischen Oberamte Ludwigsburg, auf einem freistehenden kegelförmigen Berge, 700 Fuß hoch, prangt das feste Bergschloß Hohenasberg, einst die Wiege eines verblüheten Grafengeschlechts, dem es den Namen gab. Schon im 10. Jahrhundert war die Burg vorhanden; später kam sie an die Grafen von Tübingen und der erste Herzog von Würtemberg, Ulrich, erweiterte und verschönerte sie zu einer landesherrlichen Wohnung. Seit Mitte des vorigen Jahrhunderts dient die Veste als Staatsgefängniß. Unter den zahlreichen Gefangenen, welche seitdem — mit Recht oder mit Unrecht — hinter ihren Mauern schmachteten, befanden sich der in der würtembergischen Geschichte berüchtigte Jud Süß und der Dichter Schubart.



HOHENASBERG

DCCCXXXXIII



DRAWN AFTER NATURE

For the Proprietor [illegible]

GENESSEE FALLS,

ROCHESTER.

Published for PAUL BERNHARD. 164, William-Street. NEWYORK.



Die Fälle des Genessee bei Rochester in Nordamerika.

Das Interesse, welches diese Wasserfälle früher allein in Anspruch nahmen, ist geschmälert worden durch die Stadt Rochester, die sich den Strom unterthan und seine berühmten Katarakte zu einem Theil ihrer Sehenswürdigkeiten gemacht hat. Der romantische Zauber des Naturwunders ist geflohen vor dem Maschinengeklapper, welches das majestätische Brausen der Wogen grell durchlärmt, ja, die Amerikaner behaupten sogar, daß das beispiellose Wachsthum der Stadt Rochester ein viel größeres, bewunderungswürdigeres Wunder sei, als die Genessee-Fälle selbst.

In der That ist jenes Wunder groß und der Amerikaner hat Recht, wenn er behauptet, daß das Sprüchwort „Rom ist nicht an Einem Tag gebaut worden" nur vor der Entdeckung der neuen Welt erdacht sein könne. Große Städte steigen dort zusehends aus dem Boden. Es ist Thatsache, daß schon mancher Knabe, der nur wenige Monate auswärts in einer Kostschule zubrachte, bei der Heimkehr vergeblich nach dem alten Bild seines Geburtsorts suchte.

Zur Zeit des Kriegs von 1812 war der Grund und Boden von Rochester noch eine Wildniß. Hier hatten der wilde Indianer und das kaum wildere Raubthier ihre Lager am funkelnden Gestade des Genessee. Nur einzelne Handelsleute mochten damals auf ihrem Wege zu den tief im undurchdringlichen Urwald ihrer großen Zukunft entgegen schlummernden Seen hier querfeldein eilen, und Schaaren von Einwanderern, die als äußerste Vorposten aller Kultur sich den Platz zu einer neuen Heimath suchten, hielten wohl staunend vor dem herrlichen Stromfall Rast. Tiefe Stille herrschte rings umher, nur unterbrochen vom Rauschen und Donnern der Wogen im Felsenbette und vom Gesang der Vögel auf des Urwalds Wipfeln. — Drei volle Wochen bedurfte damals ein rüstiger Wanderer, um von New-York bis hieher vorzudringen, und nicht Wenige haben für diese Reise das Leben gewagt und verloren. Als in jener Zeit ein Mitglied des Kongresses darauf antrug, den Reisenden zu Liebe hier eine Brücke über den Genessee zu bauen, fand man den Vorschlag lächerlich, und ein Redner schilderte diese Gegend als eine „gottverlassene, nur von Ratten bewohnte und von herumstreichenden Trappers betretene Stätte, durch welche weder Mensch noch Thier ohne Furcht und Fieberschauer eilen könne."

Im Jahre 1817 ließ sich eine kleine Gesellschaft auf dieser gottverlassenen Stätte nieder. Es entstand aus einem Haufen von Blockhäusern und anderen Baulichkeiten ein Dorf. Bald verbreitete sich der Ruf von der vorzüglichen Wasserkraft des Genessee an dieser Stelle, und unter-

nehmendes kräftiges Volk strömte in stärkeren Massen herbei. Im Jahre 1834 hatte dieses Dorf sich in eine Stadt von 10,000 Einwohnern verwandelt. Und jetzt? Wo vor fünfzig Jahren in ein Paar Blockhäusern ein Paar Dutzend Menschen hausten, blüht und prangt eine schöne Stadt von mehr als 50,000 Einwohnern.

Allerdings sind es die Wasserfälle des Genessee, welche dieses riesige Wachsthum möglich gemacht haben. Auf beiden Ufern des Stromes und der Fälle steht Fabrik an Fabrik, die gemeinsam ein Kapital von mehreren Millionen Dollars beschäftigen. Dem Gewerbfleiß entsprechend ist der Handel, und der Wichtigkeit desselben gemäß sind die Kommunikationsmittel. Schienenwege verbinden Rochester mit Boston und Buffalo, der Genessee-Valley-Kanal führt zum Susquehanna River, der Erie-Kanal nach Ost und West, und der Genessee River selbst ist bis dritthalb Meilen von der Stadt, bis Carthago, mit Dampfschiffen und oberhalb derselben auf einer Strecke von 45 Meilen mit Flach-Booten befahrbar. Für Bildung, Wissenschaft und Kunst bestehen gute und reiche Anstalten, und die Thürme von etwa 30 Kirchen aller möglichen alt- und neutestamentlichen Glaubensgenossenschaften ragen über der Häusermasse gen Himmel.

Der Trajansbogen in Benevent.

Die uralte Samniterstadt, deren Pracht zur Imperatorenzeit selbst Rom beneidete, ist jetzt ein stiller Ort von 14,000 Einwohnern, aber noch reich an Ueberresten antiker Bauwerke, unter denen ein Triumphbogen von Marmor aus der besten Zeit der römischen Kunst das Wichtigste ist. Trajan errichtete ihn im Jahre 114. Er ist sehr gut erhalten und wird noch als Stadtthor benutzt. Die Bildwerke stellen Ereignisse aus der Regierungszeit des Kaisers dar und sie sind, was den Styl sowohl, wie die Ausführung betrifft, dem Besten gleich, was uns das Alterthum an Werken dieser Art hinterlassen hat.



Aus d. Kunstanst. d. Bibl. Inst. in Hildbh.

Der
TRAJANS - BOGEN
im Benevent.

Eigenthum d. Verleger



MOLDEFJORD
IN NORWEGEN.

Moldefjord.

Kein Land der Erde wird inniger von dem Meere geliebt, als Norwegen. Dem Meere verdankt es seine Gestalt, sein Leben, seinen Reichthum; das Meer umarmt hier die Erde tausendfältig, im Norden wie im Süden; das Meer dringt selbst bis in das Herz des Landes ein, an hundert verschiedenen Orten, in hundertfach verschiedener Weise. Wohl bricht sich die Welle des blauen Mittelmeeres klangvoller an Hesperiens Gestade, lieblicher erscheinen die Busen, welche jene reine und stille Fluth mit ihren dunklen Wogen füllt, fröhlicher die Eilande, welche sie umgürtet, als der Norden in seiner ernsten Strenge; aber erhabener, großartiger, frischer, kraftvoller und deshalb ergreifender, als Norwegens Fjorde, sind jene gepriesenen Schönheiten des Südens wahrlich nicht.

Es ist nicht möglich, sich etwas Schöneres zu denken, als jene tiefen, langen, schmalen Buchten, welche alle Felsenthäler erfüllen, die die Jahrtausende noch nicht verschütten konnten mit den von Flüssen und Bächen der Tiefe zugeführten Gebirgsmassen. Ganz Norwegen wird durch sie in der eigenthümlichsten Weise zerrissen und gerade durch sie auch wieder verbunden; Norwegen erhält durch sie erst sein ureigenes Gepräge. Das Land ward, am Tage seiner Schöpfung, jäh aus dem Meere gehoben, und alle tieferen Thäler zwischen den Bergen waren ehedem ausgefüllt von der Meeresfluth. Aus einigen ist dieselbe verdrängt worden durch die Felsmassen, die von den Bergen in das Thal rollten oder von den übermüthigen Flüssen und Wildbächen herabgetragen wurden; aber noch heute zeigen diese ausgefüllten Fjorde durchaus dasselbe Gepräge, wie die, welche noch die Salzfluth bespült und die noch Jahrtausende lang wirkliche Theile des Meeres bleiben werden. Jene sind zu fruchtbaren, bebauten und bewohnten Thälern geworden, diese sind Thäler geblieben unter den Wogen.

Das Gepräge der Fjorde ist im Ganzen mehr oder weniger dasselbe; aber dennoch ist jeder verschieden in seiner Art, zeigt jeder seine besonderen Schönheiten. Der Reisende, welcher mit dem Dampfschiff von Kap Lindesnäs zum Nordkap fährt und wenigstens alle größeren dieser Fjorde besucht, kann sich jedes einzelnen freuen; in seiner Erinnerung werden aber die am meisten hervorragen, welche in das eigentliche Hochgebirge eindringen und gestatten, daß man vom Meere aus unmittelbar auf die Gletscher blickt.

Solcher Fjorde gibt es viele an der Küste Norwegens und Finnmarkens. Oben gegen das Nordkap hin kommt es vor, daß die Gletscher sich geradezu mit dem Meere vermählen, indem sie oder wenigstens Ausläufer

von ihnen bis zum Wasserspiegel selbst herabreichen. Aber auch im Süden thürmen sich die gletschertragenden Alpen unmittelbar aus den Wogen auf, und die beeisten Bergeshäupter spiegeln sich wider im Meere.

Man kann sich kaum eine reizendere Fahrt denken, als durch diese tiefen Einbuchtungen des Meeres. Namentlich der Hardanger- und Sognefjord sind berühmt. Sie gleichen Bäumen mit ihren Aesten: von der Hauptbucht, die in das Land eindringt, zweigen kleinere Arme zu beiden Seiten in die Gebirgsthäler aus, und gar oft hegen diese Fjorde im Fjord wiederum eine Anzahl heimlicher kleiner Buchten und Golfe. Es kann hier einem oft begegnen, daß man am Meere steht, ohne es zu wissen, und daß man dessen Salzfluth erst kosten muß, um es zu erkennen; denn klar und still, kaum bewegt von einem Windhauche, liegen diese scheinbar abgeschlossenen Wasserbecken zwischen den dunklen Felsen und den saftigen grünen Vorlanden unten am Fjord verborgen; erst wenn man das schnelle Ruderboot bestiegen hat und weit hinausgesteuert ist nach der Mitte des vermeintlichen Alpensee's, gewahrt man einen Ausgang zwischen den Felsen: einen Sund, welcher mit einem zweiten Alpensee in Verbindung zu stehen scheint, — und so kann man fahren Stunden lang, ja Tage lang, und immer vermeint man, von einem See zu dem andern zu schiffen. Die herrliche Natur ringsum erfüllt Auge und Ohr, Herz und Seele. Prachtvoll heben sich die Wasserfälle und Rinnsale von den dunklen Felsenmassen ab, über die sie sich ergießen, lieblich und einhellig tönt ihr Rauschen wider von allen Bergeswänden; bis in Mitten des See's hört man es brausen und murmeln, und gar oft kommt es vor, daß nur an diesem wohltönenden Geräusch und einem an den Felswänden aufsteigenden Dunstschleier der zur Tiefe stürzende Wasserfall erkannt wird, während er sich verborgen hält in einer unnahbaren, selbst gegrabenen Schlucht.

Die Küstenwände der Fjorde geben ein höchst verschiedenes Bild. Da, wo sich das Thal weitet und die von oben herabgestürzten Geröllmassen bereits überwuchert sind von frischgrüner Pflanzendecke, lagern sich malerische Gehöfte, ja selbst Dörfchen am Strande. Alle Häuser sind nach nordischer Art gebaut: es sind Blockhäuser, aber auf das Mannichfaltigste verziert und geschmückt, gewöhnlich auch mit Bretern beschlagen und mit irgend einer Oelfarbe angestrichen. Um das Haus herum liegen die Wirthschaftsgebäude und Speicher, und das Ganze wird eingeschlossen von gartengleich gepflegten Feldern und Wiesen oder von wirklichen Gärtchen, in denen Blumen gedeihen und Früchte reifen, die wir da oben nimmer suchen würden. Rothe und blaue Rosen lachen von den Beeten in das Meer hinein, fruchtschwere Kirschen-, Birnen- und Aepfelbäume lassen vergessen, daß man sich zwischen dem 58. und 64. Grade befindet (weiter hinauf nach Norden findet sich solcher Reichthum freilich nicht); hochstämmige Ulmen mit dichten Kronen beschatten die Wohnhäuser, und schlanke Birken, himmelweit verschieden von denen, welche auf der Höhe

krüppeln, Birken mit hängenden Aesten und Zweigen und silberglänzenden Stämmen umstehen gar lieblich die ganze Besitzung. Manchmal sind die Ufer dieser alpenähnlichen Fjorde ein ununterbrochener Garten. Obstbäume und Wiesen, Felder und kleine Haine, zwischen deren niedrigem Gebüsch die duftige Erd- und Himbeere, die saftige Heidel- und Moosbeere reifen, wechseln da mit einander ab, und jeder einzelne Hof da mitten drin gleicht einem hübsch angelegten, freundlichen Landhause.

Oben im Norden haben die Fjorde freilich ein anderes Gepräge: die Ungunst des Klima's spricht sich dort allzu deutlich aus. Der edlere, höhere Pflanzenwuchs in der Tiefe verschwindet; es finden sich nur Sträucher anstatt der Bäume; die Häuser sind ärmer, mit weniger Schmuck erbaut, obwohl noch immer hier und da ein weiß angestrichenes, stattliches Gebäude zwischen den roth gefärbten Blockhäusern mit grünem Rasendach hervorleuchtet. Die Felsen selbst scheinen schwärzer zu sein; sie sind auch nicht so erhaben, wie die des Südens; denn von der Höhe des Jotunfjelds an senkt sich Norwegen nach Norden hin mehr und mehr. Dennoch haben auch diese Fjorde ihre Stunden, in welchen sie sich mit einem Festkleide schmücken.

In der Erinnerung lebt mir das prachtvolle Bild des Lyngenfjords auf; er ist berühmt wegen seiner erhabenen Schönheit. Hohe, dunkle Gebirge umschließen ihn auf drei Seiten; sie zeigen den nackten Fels, aus welchem sie bestehen, aber der Himmel und die Erde haben sich verbunden, ihn schmuck zu kleiden. Sanftes Grün hält seinen Fuß eingebettet und umhüllt, wie ein Schleier, seine Lenden; seinen Wipfel aber krönt der ewige, unvergängliche Schnee, und dieser sendet in alle Thäler seine Gletscher hinab, so tief, daß die meisten fast den Spiegel des Meeres erreichen. Wunderbar sind die Gegensätze der Farben auf diesen Bergen, obgleich eben nur dunkles und blendendes Licht gegen einander abstechen; aber in dem Dunklen zeigen sich in der Sonnenmitternacht alle Schattirungen vom Schwarz zum Purpurroth, und auf den ewigen Kronen der Berge leuchten in dieser Stunde die letzten Rosen, welche die am tiefsten stehende Sonne auf ihnen erblühen ließ. Die Nacht ist während des Sommers still und ruhig, das Tosen des Eismeeres bricht sich brausend an den Klippen und Scheeren, ehe es hereingelangt an diesen stillen See, den seine gewaltigen Ufer noch besonders schützen. — Als wir in den Fjord einbogen, war der ganze Himmel bewölkt und nur eine einzige Stelle im Norden klar und rein. Von dorther strömte aller Glanz, aller Schimmer aus, welcher eine wunderbare Nacht verklärte. Der ganze nördliche Himmel war ein goldenes Thor, aus welchem ohne Unterlaß neue Lichter und Farben hervordrangen und wahrhaft zauberisch und unbeschreiblich wirkten. Blendend, feurig gesäumt, waren die dunklen Wolken nach Norden zu, in purpurrothe Düfte gehüllt die Berge, welche die Sonne uns verdeckten und nur durch die goldenen Streifen auf ihren zackigen, scharf ausgeschnittenen Gipfeln

uns Kunde von ihr gaben. Aller Lichtglanz aber, welchen die Mitternacht dem Himmel und den Bergen spendete, fiel als Widerschein auf das Meer und legte sich wie eine purpurne, goldgestickte Decke auf die Wogen nieder. Unnennbare Farben wurden lebendig, unbeschreiblicher Schimmer erhellte die wundervolle Nacht. Und plötzlich begannen auch die schneeigen Bergeshäupter ringsum sich zu schmücken mit diesem Glanze, und Gletscher und Schneefelder erglühten in eigentlichem Sonnenlicht. Da zog es wie Glockenklang durch die Seele, die Farben da oben tönten wider im Herzen. Was soll ich solcher Pracht gegenüber noch sagen? Ich habe keine Worte mehr. Nur so viel weiß ich, daß diese letzte Sonnenmitternacht, die ich da oben durchlebte, die schönste von allen war. — —

Noch in anderer Weise sind die Fjorde vielfach belebt; der Reisende, welcher von Drontheim zu Lande nach Bergen geht, findet hinreichend Gelegenheit, das Leben auf ihnen kennen zu lernen. Selbstverständlich unterbrechen sie jeden Weg, welcher sich längs der Westküste im Innern des Landes dahinzieht, und der Reisende ist beständig genöthigt, mit seinem Gefährt zu wechseln, je nachdem er ein Stück Land oder einen Fjord vor sich hat. So muß man von Drontheim bis Bergen über fünfzig Male wechseln; denn die Fahrt mit dem Wagen oder dem Boote dauert nur selten längere Zeit an. Der Sommer bringt schon durch den Strom der Reisenden reges Leben in diese Gegend. An den Hauptstraßen ist für das Verkehrswesen gut gesorgt: man kann, zumal auf Bestellung, zu jeder Stunde Wagen oder bezüglich Boote haben und wird verhältnißmäßig sehr rasch und sehr billig befördert. Jeder Einzelne, der die Straße zieht, durchschneidet alle ihm im Wege liegenden Fjorde und begegnet unterwegs regelmäßig, auch in der schmalsten Wasserbucht, mehren Booten, oder schwimmt mit einer Anzahl derselben dem gleichen Ziele zu. Alle an den Fjorden wohnenden Normannen haben selbstverständlich ihre Boote; sie sind ihnen viel nothwendiger, als unsern Landleuten der Wagen. Von diesem oder jenem Felde her muß die Ernte auf dem Boote heimgeführt werden, jeder Besuch auf dem jenseitigen Ufer erheischt dieses Verkehrsmittel. Die Kirchlein liegen zerstreut im Lande, und die Kirchspiele strecken sich oft über Flächen von vielen Geviertmeilen aus, nicht selten manchen unserer Kleinstaaten an Flächeninhalt überbietend. Da muß nun das Wasser und das Boot jede größere Zusammenkunft vermitteln. Sonntags vor dem Gottesdienste gleiten die fein gebauten Nordlandsboote aus allen Richtungen herbei, dem Kirchlein zu, und entladen sich eines seltenen Reichthums von Trachten; denn jedes Thal hat fast seine eigenen, und der Unterschied in der Kleidung, je nach dem Alter oder der größeren oder geringeren Wohlhabenheit, ist bedeutend. Auch Kindtaufen und Hochzeiten rufen ein ähnliches buntes bewegtes Bild auf dem Wasser hervor, und selbst der letzte Weg, den der Normann auf der Erde zurücklegt, geschieht im Boote: denn auch die Särge werden auf diese Weise zum Friedhofe befördert, und das

ganze Trauergefolge schwimmt dem Sarge nach. So werden die Fjorde recht eigentlich zum Wege für alle Verrichtungen und Begebnisse des Lebens.

Eine bequemere Straße kann es aber auch schwerlich geben, dort zwischen den hohen Bergen, wo auf dem Lande die Kunst so sehr das Ihrige thun muß, damit eine fahrbare Straße entsteht. Das Wasser erleichtert hier den Verkehr in jeder Weise. Jeder Einzelne ist ein trefflicher Fährmann, selbst seines Bootes Herr und Meister, von Jugend auf im Rudern und Segeln geübt, und kaum minder gut, als die Männer, verstehen es die Weiber umzugehen mit Steuer, Ruder und Segel.

Hierzu kommt nun noch, daß der Fischfang in Norwegen von einer weit größeren Menge betrieben wird, als an anderen Seeküsten, eben weil das Meer sich und seine so reichen Schätze vielfach auch den tiefer im Lande Wohnenden darbietet. Ist der Fischfang im Süden des Landes schon sehr bedeutend, so ist er es im Norden noch weit mehr. Hier vereinigt er nicht bloß Einzelne zu gemeinsamem Thun, sondern zeitweilig ganze Länderstrecken, die Bevölkerung von Hunderten von Geviertmeilen. Da herrscht dann ein Leben, welches wirklich ohne Gleichen ist. Man sieht den Fjord bedeckt mit vielen Hunderten kleiner Boote, man findet um ein einzelnes Kaufmannshaus herum Tausende von Fischern vereinigt und sieht jeden Morgen eine wahre Flotte von Fahrzeugen hinaussteuern nach dem Meere und um Mittag und Abend die Hunderte von Fahrzeugen beutebeladen wieder zurückkehren nach dem gemeinsamen Vereinigungspunkte. Dort sammeln sich auch größere Schiffe: die schönen Nordlandsjachten liegen neben den merkwürdig häßlichen russischen Fahrzeugen in einer stillen Bucht, die jetzt zum Hafen geworden ist, vor Anker; mit stolz geblähten Segeln ziehen die einen dahin, die andern kommen, und kleine Dampfschiffe bringen allwöchentlich besonderes Leben unter das Gewühl; denn die Postverbindung da oben ist regelmäßig, und der seiner Heimath entfremdete Mann, welcher Monate lang oben im Norden verweilt, kann jede Woche fast Kunde erhalten von seinem Haus und von seinen Lieben.

Doch was ließe sich über die Fjorde nicht noch alles erzählen, wenn wir ausführlicher sein wollten! Wir müssen wohl ein Ende finden, um auch noch ein paar Worte über unsere Abbildung zu sagen: sie zeigt uns ein gar schönes Stück des prächtigen Moldefjords, der seinen Namen nach einer kleinen, lieblich zwischen Birkenwäldchen, Ulmen und Linden versteckten Stadt erhalten hat. Der Moldefjord bildet zugleich den Eingang des Romsdalfjords, und von seinen nördlichen Höhen hat man deshalb ein wahres Prachtbild von Alpen und Meer vor sich. In einer Entfernung von drei bis acht Meilen erheben sich in weitem Halbkreise um und über den Romsdalfjord und dessen verschiedenen Armen ganze Gebirgszüge, Knoten, Ketten und Ausläufer des hohen Romsdalfjelds, jenes Gebirges, welches zu beiden Seiten eines der lieblichsten Alpenthäler Südnorwegens sich erhebt. Steile, himmelragende Zinnen und Kämme,

zerrissen und zerklüftet, steigen wirklich oder scheinbar unmittelbar aus den Fjorden bis in den Gürtel des ewigen Schnee's empor, und in der Ferne wenigstens deckt alle Gebirgshäupter eine gemeinsame Decke; ein Gletscher reiht sich an den andern und in jedes Thal herab ziehen sich seine Ausläufer; da sind die Vinjetinder, die sich hoch über das Romsdalshorn erheben, Skjorten, das Hemde, wegen seiner ewigen Eisdecke so genannt, Blavonten und andere.

Dies ist das Schaubild, welches unsere Zeichnung wiedergibt. Der Standpunkt ist auf den Höhen oberhalb Molde. Im Vordergrunde zeigt sich der Moldefjord mit seinen Inseln und Halbinseln; den Gesichtskreis begrenzen die fernen Gebirge, deren schneebedeckte Zinnen in der Morgensonne erglühen. Das Romsdalshorn erkennt man an seiner Kugelgestalt, nahe dabei liegen die Troldtinder, eine Reihe kleinerer Bergspitzen auf einem hohen Gebirgskamm. Die Stadt Molde selbst ist von den Bergen im Vordergrunde verdeckt. Im Mittelgrunde zeigen sich die niedrigen Inseln Hierdjo, Sererö und Bölö; die dunklen Berge hinter diesen liegen auf der großen Insel Seken, an deren östlichem Ende im Jahre 1162 die Seeschlacht geliefert wurde, in welcher Erling Skakke, der Vater des Königs Magnus, den Gegenkönig Hako Hartebred überwand und erschlug.

B.

Hainburg an der Donau.

Wir haben eine Stadt vor uns, deren Stätte schon in alter Zeit von Freund und Feind als ein wichtiger Punkt im Kriege erkannt worden ist und deshalb in der Geschichte etwas gegolten hat. Ursprünglich, soweit diese zurückleuchten kann, eine celtische Stadt in Pannonien, von den Griechen Karnus genannt, gelangte sie unter den kriegskundigen Römern, bei denen sie Carnuntum hieß, zu ihrer wahren militärischen Bedeutung. Hier war das gewöhnliche pannonische Winterquartier der römischen Truppen, die Donauflottille der Römer hatte hier eine Station, von hier aus zog Marcus Aurelius Antoninus gegen die Markomannen, und hier war es endlich, wo er im Jahr 179 über die Markomannen und andere

XXII



HAIMBURG an der DONAU

Aus d. Kunstanst. d. Bibliogr. Inst. in Hildbn.

Eigenthum d. Verleger

germanische Stämme einen großen Sieg erfocht und wo er früher einen Theil jener Selbstgespräche geschrieben hat, welche die schönste und letzte großartige Erscheinung auf dem Gebiete der stoischen Philosophie genannt zu werden verdienen. Schon um dieses einen Mannes willen gehört die Stätte zu den denkwürdigen der schicksalreichen Donaulande. Auch wurde hier Severus zum Kaiser ausgerufen. Im vierten Jahrhundert zerstörten die Deutschen den Ort; doch erstand er bald wieder aus Schutt und Asche und erlebte als Standquartier der XIV. Legion eine zweite Blüthe. Ihr machten die Ungarn ein Ende, und dieser zweite Untergang begrub auch den alten Namen mit. Auf den Ruinen Carnuntums, unter welchen noch fortwährend werthvolle Alterthümer gefunden werden, erhob sich die deutsche Stadt Hainburg. Das Bergschloß oberhalb der Stadt diente nun häufig nichtregierenden Gliedern des österreichischen Fürstenhauses zum Aufenthaltsort. Seine kriegerischen Schicksale hatte Hainburg jedoch damit noch nicht geschlossen, noch zweimal, in den Jahren 1260 und 1619, wurden hier blutige, aber siegreiche Schlachten gegen die Ungarn geschlagen, und auch an sonstigem Kriegsdruck hat diese Donaustadt in allen großen Kämpfen Deutschlands und Oesterreichs keinen Mangel gelitten. — Gegenwärtig gehört sie in der politischen Eintheilung zu den Städten des Viertels unter dem Wienerwalde, im Lande Oesterreich unter der Ens.

Weiter nichts?

Allerdings! Die österreichische Monarchie hat keine zweite Stadt, deren Name so oft gedruckt in die Hand des Volks geliefert wird, als der Hainburgs — auf k. k. Tabakspacketen, denn Hainburg ist die bedeutendste Aerarial-Tabaksfabrik des Kaiserstaats.

Bekanntlich hat kein Kraut der Welt so wunderliche Schicksale erlebt, wie der Tabak. Unscheinlich kam es aus der neuen Welt herübergeschlichen. Als ein Curiosum wurde es betrachtet, daß die Wilden, die Indianer, den Rauch der glimmenden Blätter dieser Pflanze sich in's Gesicht blasen ließen oder ihn mittels Röhren in den Mund zögen und dann selbst ausbliesen. Man wunderte sich, man lachte über die häßliche Sitte der armen rohen Leute. Es war um das Jahr 1560, wo der französische Gesandte am portugiesischen Hofe, Jean Nicot, der Königin Katharina von Medicis die erste Tabakspflanze zeigte und wo die ersten Samenkörner probeweise im botanischen Garten zu Paris gelegt wurden. Wer hätte damals geahnt, daß gegen den Gebrauch dieses Krauts zum Rauchen und zum Schnupfen schon fünfzig, sechzig und siebenzig Jahre später mit den schwersten Strafen gekämpft, daß er nicht etwa nur mit Geldstrafe, Gefängniß und Pranger gebüßt werden mußte, sondern der Verlust der Nase, Bann und Tod darauf gesetzt wurden, und dies Alles vergeblich, ja, daß dreihundert Jahre später die Staatskasse von Frankreich allein aus diesem unscheinlichen Pflänzchen eine Jahreseinnahme von weit über hundert Millionen Francs ziehen würde? —

Zu denjenigen Schicksalen des Tabaks, welche einzelnen europäischen Völkern und uns selbst vom Standpunkt einer freien volkswirthschaftlichen Anschauung aus mehr als wunderlich erscheinen, gehört die finanzwissenschaftliche Behandlung desselben, die in Europa eine sehr verschiedene ist. In einigen Staaten ist nämlich Anbau, Fabrikation und Vertrieb des Tabaks frei, nur von ausländischer Waare wird ein Zoll erhoben und vom Tabaksland hie und da eine etwas höhere, nach der Ertragsfähigkeit berechnete Grundsteuer bezogen. So geschieht es in den deutschen Zollvereinsstaaten. In andern Staaten, oder eigentlich nur in England, Schottland und Irland, ist zwar die Tabaksfabrikation vollkommen frei gegeben, der Tabaksbau dagegen durchaus verboten und auf allen eingehenden Tabak ein hoher Zoll gelegt. Endlich gibt es noch eine dritte Staatengruppe, in welcher das sogenannte Tabaksmonopol herrscht. Dort ist den Staatsangehörigen die Fabrikation des Tabaks gänzlich untersagt, die inländischen Tabakspflanzer dürfen ihre streng kontrolirten Erzeugnisse nur an den Staat verkaufen, und ausländische Waare kann entweder nur vom Staate oder von Staatsangehörigen nur nach besonders eingeholter Erlaubniß und gegen sehr hohe Steuer bezogen werden. Staaten, welche auf diese Weise das Tabaksfabrikations-Alleinrecht behaupten, sind Frankreich, Portugal, Spanien, Rußland und Polen, Oesterreich und ehedem auch mehre Staaten des jetzigen italienischen Königreichs.

Schon mehr als einmal haben in Frankreich um der Härte des Tabaksmonopols willen ganze Provinzen mit Empörung gedroht, und noch heute ist es in der That empörend, wie weit die Anmaßungen des Monopols dort gehen: denn der französische Pflanzer, der seine ganze Ernte an den Staat abliefern muß, erhält auch noch von einer Abschätzungs-Kommission die Preise für seine Erzeugnisse diktirt! Kein Wunder, daß Frankreich noch heute mehr als ein Viertel seines Tabaksbedarfs aus dem Auslande beziehen muß und daß an seinen Grenzen ein Schmuggelhandel blüht, der in Europa seines Gleichen sucht. Ist doch der Staat genöthigt, mit dem Schmuggel im Publikum selbst um die Konkurrenz zu kämpfen, denn er muß in allen Grenzdistrikten die ordinären Tabaksorten billiger verkaufen, als im Innern, um dem Schleichhandel die Procente zu schmälern.

Dennoch steht sich der Staat gut bei seinem Geschäft, wie das nicht anders sein kann, wo er, Geschäftsherr über Rohprodukt, Fabrikat und Preis, das Machtwort führt; was fragt die Staatskasse darnach, daß gerade die ärmsten Volksklassen ihr die schwersten Opfer bringen müssen? Es ist notorisch, daß der Gewinn des französischen Monopols für die besten eingeführten Cigarren des Auslands nur 75½ Procent beträgt, während dieser bei den billigsten ordinären Rauchtabaksorten bis zu der enormen Höhe von 360 Procent steigt.

In Oesterreich herrscht das Tabaksmonopol des Staats seit dem Jahre 1786, Ungarn natürlich ausgenommen, das ihm erst im Jahre

CCCLXIV



E. Willmann.

TAGANROG

im Russland

Aus d. Kunstanst. d. Bibliogr. Inst. in Hildbh.

Eigenthum d. Verleger

1851 unterworfen wurde und 1861 sich selbst davon befreite. — Für die Finanzen Oesterreichs ist das Tabaksmonopol eine Lebensfrage, die Summe, die es ihm z. B. nur in den Jahren 1851 bis 1856 einbrachte, betrug nicht weniger als 127,074,228 Gulden, und da in dieser Zeit die Ausgaben sich auf 114,641,977 Gulden stellten, so verzinste sich demnach das Betriebskapital mit 110 Procent. — In der Strenge gegen unbefugten Tabaksbau im Innern und gegen die Schmuggler von außen wetteifert es mit Frankreich, und sein Fabrikat ist so berüchtigt, wie jenes, auch wenn ihm das Lob mit Recht gemacht wurde, daß es nicht, wie im Jahr 1856 den Fabriken in Hamburg und Bremen nachgerechnet werden konnte, zur Veredelung ihres Pfälzers sich der Runkelrübenblätter bedient habe.

Unsere Leser wissen, was wir über das Monopolwesen denken. Es richtet sich selbst. Es richtet sich nicht nur, weil es jedes Staats unwürdig ist, selbst, auf eigene Rechnung und mit allen Vortheilen seiner Mittel und Macht, Gewerbe und Handel zu treiben, sondern auch, weil das Monopol stets dem obersten Besteuerungsgrundsatz, dem der gleichen Besteuerung aller Klassen, zuwiderhandelt, abgesehen von den verbrecherischen Handlungen, zu denen es die Staatsangehörigen verführt oder gar zwingt. — Es ist aber auch auf diesem alten Sündenfeld der Staatsgewalt, wie auf anderen, deren Reinigung schließlich doch gelungen: das Urtheil der Wissenschaft über das Monopolunwesen steht längst fest und es stimmen mit ihm die Erfahrungen und die Wünsche aller Völker überein, die noch von solchen Finanzketten umschlossen sind, aber diese Ketten trotzen dem allgemeinen Verdammungsspruch so lange, bis die Noth gehoben ist, die sich an sie klammert, oder bis die Noth selbst es ist, die sie bricht.

T a g a n r o g.

Wer durch das Land der don'schen Kosacken über den Don, der Küste des asow'schen Meeres entlang, nach Westen wandert, gelangt an einen Golf, in den der Sambock fällt, ein für kleine, flache Barken schiffbares, tiefer im Lande durch Moore und Sümpfe, nahe der Küste zu durch ein felsiges Bette schleichendes Gewässer. An dieses Golfs Westende tritt ein

nicht allzuhohes Vorgebirge hinaus in das Meer. Auf seinem Scheitel steht die befestigte Stadt Taganrog, und um die Bucht, die das Vorgebirge bildet und schirmt, reihen sich Magazine. Der Hafen selbst, obschon der belebteste am asow'schen Meere, hat nur vier Fuß Tiefe; deshalb können ihn die größern Schiffe nicht benutzen. Sie müssen auf der Rhede ankern, und das Löschen und Beladen derselben geschieht mittelst eigenthümlicher Bootkarren auf die Art, wie es unser Bild veranschaulicht.

Taganrog hat in unsern Tagen dieselbe Handelsberühmtheit erlangt, wie einst Azoff, das alte Tanais; es ist eben so der Centralpunkt für den Handel des asow'schen Meeres, wie Odessa für den des schwarzen. Der Werth der taganrog'schen Ausfuhr beträgt jährlich über 10 Millionen Rubel; halb so viel ist jener der Einfuhr. Hauptgegenstand des hiesigen Geschäfts ist Getreide, welches aus den reichen, kornbauenden Ländern, die der Don durchströmt, herbeigeführt wird; sodann Eisen, Caviar, Wolle, Talg, Häute, Wachs. Die Einfuhr besteht aus Colonialwaaren, Weinen aus dem Archipel, getrockneten Früchten aus Smyrna, Südfrüchten aus Sicilien und Manufakturwaaren aus England. Der Verkehr zur See beschränkt sich auf die Monate April bis November, denn im Winter gefriert das asow'sche Meer und der Landhandel bleibt allein übrig, welcher, auf Schlitten, bis in die fernen Gegenden Sibiriens, bis Astrachan und Moskau getrieben wird.

Taganrog steht seit etwa 165 Jahren und wurde von Peter dem Großen gegründet, der, mit dem Scharfblicke eines Alexanders, seine schickliche Lage zu einem Ausfuhrmarkt der fruchtreichsten Provinz des Reichs erkannte. Die Stadt ist recht hübsch gebaut und ihre vielen und thurmreichen Kirchen geben ihr von der Ferne ein nobles Ansehen. Die Bevölkerung, etwa 10,000, ist ein Gemisch vieler Nationen: Russen, Griechen, Armenier, Italiener, Deutsche, Franzosen, Engländer, Juden. Die beiden erstern bilden die Mehrzahl. — Obschon unter der Breite Wiens gelegen, ist doch das Klima rauher als in Danzig, und fast sibirisch. Langen und strengen Wintern folgen heiße Sommer von kurzer Dauer. Doch gilt dies nur von der nächsten Umgegend, denn in der Entfernung von wenigen Meilen, nach der taurischen Landenge zu, ist das Klima schon viel milder, so daß selbst Weinbau gedeiht. Uebrigens entbehrt Taganrog nicht die Genüsse des Südens. Sein großer Verkehr mit Smyrna und den griechischen Inseln führt ihm die köstlichen Früchte in ganzen Ladungen zu, und so frisch, als ob sie den Tag vorher erst gepflückt worden wären; dabei ist ihr Preis unglaublich wohlfeil, so daß selbst der Lastträger an dem Genuß derselben Theil hat.

Taganrog liegt im Lande der don'schen Kosacken, im eigentlichen Donland. Der Fluch der Leibeigenschaft, welcher auf dem übrigen Rußland lastete, war hier immer unbekannt. Der Kosacke ist so frei, wie der Deutsche. Er ist unbeschränkter Herr seines Eigenthums, treibt, was

er Lust hat, übt auf seinem Gebiete das Recht der Jagd und Fischerei und hat wenig oder gar keine Abgaben. Sein Kriegsdienst ist freiwillig. Man findet keinen Bettler und wenig Arme im Donlande. Fast überall herrscht Wohlhabenheit und ein oft überraschender Grad von Bildung; denn der Kosack ist eben so haushälterisch und sparsam, als er wißbegierig, thätig, muthig und arbeitsam ist. Seine Sitten sind rein, besonders sind die Weiber strengen Gesetzen unterworfen. Ehedem wurde ein gefallenes Mädchen mit den Haaren an die Kirchthüre gebunden und alle Eintretenden spieen ihr in's Angesicht. Eine Ehebrecherin begrub man lebendig. Der Kosacken Ehrfurcht vor dem Alter, ihre Gastfreundschaft und viele andere unter ihnen heimische Tugenden erinnern an die Zeiten der Patriarchen. Das Volk theilt sich in mehre Stämme; alle diese aber sind geschworene Feinde der tscherkessischen Völkerschaften, von deren Raubzügen sie, die schon viele Jahrhunderte die friedlichen Künste, Gewerbe und Ackerbau treiben, häufig zu leiden hatten. Diesen Erbhaß weiß das russische Gouvernement in seinem jetzigen Kampfe gegen die heldenmüthigen Kinder des Kaukasus gut zu benutzen. Ohne ihn, ohne den Beistand der Kosackenstämme, würde die Fortsetzung des tscherkessischen Kriegs kaum möglich sein. In neuerer Zeit hat die russische Regierung auch den Eintritt der Kosacken in den Seedienst begünstigt und durch Vortheile aller Art ihn anlockend zu machen gesucht. Wirklich sind bereits alle Häfen des Donlandes, vorzüglich aber Taganrog, zu Pflanzschulen tüchtiger Seeleute geworden, und bei der Beharrlichkeit, mit der das Gouvernement seine Absichten durchführt, ist nicht zu zweifeln, daß bald der größere Theil der russischen Matrosen einem Volke angehören wird, das sich durch äußere Gestalt, Muth und natürliches Geschick so vortheilhaft auszeichnet. Das asow'sche und schwarze Meer sind recht dazu gemacht, den Seemann in Ueberwindung der Schwierigkeiten seines Handwerks zu üben; denn in der Welt gibt es keine, der Schifffahrt so gefährliche, bei stürmischem Wetter so furchtbare Gewässer. Jeder Orkan, der gewöhnlich urplötzlich und unerwartet losbricht, wühlt das asow'sche Meer, wegen seiner geringen Tiefe, bis auf den Grund auf; es trübt sich das Wasser und wird gelb; das schwarze Meer aber thürmt seine Wogen zu Bergen, so hoch, daß sie in ihrem eigenen Schatten ganz schwarz erscheinen; — daher sein Name. Darum ist auch das Kreuzen der russischen Kriegsgeschwader auf beiden Meeren immer gefährlich und hat alljährlich eine Menge Verluste an Menschenleben und Schiffen zur Folge.

Ehe wir Taganrog verlassen, besuchen wir noch seine größte Merkwürdigkeit — das Haus, in welchem Kaiser Alexander starb. Es wurde von der Krone angekauft und wird wie ein Heiligthum gehütet. Es ist nicht größer, als das Haus Napoleons in St. Helena, und eben so klein ist das Zimmer, in welchem der mächtige Feind des Heros, fern von seinen Lieben, fern von seiner Hauptstadt, fast eben so verlassen als jener, gequält

von Gewissensskrupeln, im fernen Winkel seines Reichs dahin schied. Im Todtenzimmer, vor dem Sterbebette des Kaisers, steht jetzt ein Altar; auf ihm brennen zwei Kerzen, und am Altare kniet ein Priester in immerwährendem Gebet. Es hat dieses Haus eine gar herrliche Aussicht. Aus seinen Fenstern sieht man das Meer vor sich ausgebreitet, und an beiden Seiten ziehen malerische Ufer hin. Die Schönheit der Natur verleiht der Betrachtung Schwingen und gießt einen überirdischen, seligen Schein über das Ganze. —

Alexander starb, so sagte man bei seinem plötzlichen Tode, vergiftet. In Taganrog hat so etwas Niemand geglaubt. Jedermann kennt hier die schädlichen und lebensgefährlichen Folgen des unglaublich schnellen Temperaturwechsels, welcher in den glühend heißen Sommertagen oft 15 bis 20 Grade in wenigen Stunden beträgt. Die Umstände von Alexanders Tod kann in Taganrog jedes Kind erzählen. Der Kaiser hatte nämlich an einem Tage unerträglicher Schwüle eine Gondelfahrt auf dem asow'schen Meere gemacht und sich dabei sehr leicht gekleidet. Man rieth zur Mitnahme eines Mantels; er verschmähte es. Auf der See schlug der Wind um, und die Temperatur kühlte sich von afrikanischer Schwüle bis 8 Gr. R. ab. Obschon fühlbar erkältet, fuhr der Monarch doch noch in offener Troschke eine Strecke, und Fieberfrost schüttelte ihn schon, ehe er ein Obdach erreichte. Jährlich erleiden eine Menge Menschen aus gleicher Ursache eben so schnellen Tod. Daher hüten sich auch die Einwohner davor wie vor der Pest, und versehen sich auf allen ihren Ausflügen mit warmen Kleidern, die Luft mag noch so schwül sein.



ROSENAU bei COBURG

Aus d. Kunstanst. d. Bibliogr. Instit. in Hildbh.

Eigenthum d. Verleger.

Die Rosenau bei Coburg.

Friede weht in allen Bäumen,
Weht bei'm letzten Abendschein;
Was an Lieb' die Herzen träumen,
Singen leis die Vögelein.

So ficht's den Dichter an, im Anschauen dieser heiteren Sommeridylle, die seine Phantasie nicht lieblicher zu träumen vermag, als die Natur sie im Grunde der Itz geschaffen. Alle Reize, die Busch und Hain, Wiese und Wasser, Licht und Farbe, Hügel und Ebene, Nähe und Ferne zusammensteuern können, um ein kleines auserkorenes Fleckchen Erde damit zu schmücken, vereinigt, einem Juwelenschrein gleich, diese Au der Rosen in der Sommerszeit, wenn ein wolkenloser Himmel sein mildes Blau über die hohen Baumgipfel spannt, die Blumenkelche aus Strauch und Wiese die Luft mit ihrem Athemduft erfüllen, Schwan und Ente im Spiegel des Weihers ihre geheimnißvollen Kreise ziehen, und die muntere Itz, über Felsen sich tummelnd und durch Felsen sich windend, die helle Musik ihrer plätschernden Wellen dazu gesellt, — dann gleicht die Rosenau einem Stückchen Friedenshimmel, der auf die Erde gefallen ist, damit der geplagte Mensch, das geängstigte Gemüth, Sorge, Kleinmuth und Trauer sich vor dem Geräusch der Welt dahin flüchte, und die verborgensten Kammern der Seele sich jauchzend öffnen, um die Weihe eines wahrhaft verklärten Naturfriedens einziehen zu lassen.

Indeß auch die Kunst hat sich in Mitten dieser Idylle niedergelassen, an der Hand eines durch seinen Schönheitssinn ausgezeichneten Fürsten, und hat auf einer bewaldeten Anhöhe ein Nestchen gebaut, welches durch die schmucke Einfachheit und Reinheit seiner Bauart und geschickte Verwendung seiner nächsten Umgebung in einer höchst wohlthuenden Harmonie mit der Gesammtstimmung der Landschaft steht. Es ist das Sommerschloß des regierenden Herzogs von Coburg und erhebt sich im ländlich gothischen Styl, von den thüringischen Farben bewimpelt, von sorgfältig gepflegten Blumenanlagen und Tausenden von Rosenbüschen umgeben, auf dunklem Waldeshintergrund aus einem weiten üppigen Wiesenteppich, auf dem der verstorbene Herzog alljährlich das in der Gegend noch vielgerühmte Rosen- und Heuerfest des Landvolks abhielt.

Im 14. Jahrhundert war die Rosenau der Burghof einer Ritterfamilie; später kam sie in Verfall, bis sie vom vorigen Herzog neu herge-

stellt und im Innern glänzend eingerichtet wurde. Prinz Albert von England wurde hier geboren. Für die zwei Stunden entfernt wohnenden Coburger ist die Rosenau einer der gesuchtesten Ausflüge und namentlich an Sonntagen führt die Eisenbahn Schaaren von Lustwandelnden auch aus der Ferne in die Gegend, ohne daß ihr dadurch der Eindruck der Stille und Zurückgezogenheit benommen würde; so weit zerstreut die große Ausdehnung der Anlagen die Besucher. Geräuschvoller war es jüngst an den Tagen der Turner- und Sängerfeste, der Lehrer-, Förster- und anderer Versammlungen, deren Pickeniks auf der Rosenau abgehalten wurden, und von der gewiß manche unserer Leser ihre freundlichste Erinnerung an die schönen Tage von Coburg mit heim gebracht haben.

Im Schatten dieser Bäume — —

Verzeihung, lieber Leser, aber aus ist's auf ein Mal mit der poetisch-idyllisch-wohligen Stimmung und auf die Seite voll Milch frommer Denkungsart mußt du noch ein Tröpfchen gährendes Drachengift nehmen.

Im Schatten dieser fürstlichen Baumpflanzungen und Schloßmauern, wollte ich sagen, erging sich auch zuweilen die Crême der Generalversammlungen, Kongresse und Ausschußsitzungen des in Coburg domicilirten deutschen Nationalvereins. Nachdem sie des Tages Last und Hitze getragen, das heißt, nachdem sie patriotische Redeübungen gehalten, dem schwerkranken Vaterland homöopathische Recepte verschrieben und im Sonnenschein fürstlicher Gastlichkeit und gnädigster Protektion sich gebähet hatte, mochte sich's im Schatten der fürstlichen Rosenau vortrefflich haben Siesta halten lassen und unzweifelhaft reiften manche der heilversprechenden Ideen des Nationalvereins unter den idyllischen Eindrücken dieser Rosenduft-Atmosphäre. Jene Herren, ehrenwerthe Männer aber schlechte Musikanten, sind nicht von der Art derer, die mit strengem Blick des Volkes Nieren prüfen und kühn zum Operationsmesser greifen, ohne vor dem Blut zu erschrecken, welches dabei fließen muß. Bei Leibe nicht! — man schaue nur mit welch zarter Delikatesse die humanen zungengewandten Herren dem lendenlahmen Michel den Puls fühlen, wie trost- und vertrauenerweckend wissen sie ihm zuzusprechen, wie zierlich etikettirt und verführerisch parfümirt sind die verordneten Verdünnungsdosen. Und Michel? — „hilft's nichts, so schadt's nichts", meint er, und verschluckt die Nichtse nach Herzenslust, beobachtet streng die vorgeschriebene politische Diät, zieht die Nachtmütze über die Ohren, steckt die Fäuste unter die Bettdecke und schwitzt in aller Behaglichkeit seine patriotische Gesinnung für jährlich einen Thaler aus; — und so wartet er auf die Krise, welche ihm das Podagra aus den Gliedern treiben und ihn wieder auf die Beine heben soll, damit er seinen eigenen Weg gehe. Er wartet und wird warten bis zum jüngsten Tag, wenn so lange Coburger oder Gothaer Nationalvereins-Homöopathen den armen Kerl in Behandlung behalten.

CXIII



PISA

Aus d. Kunstanst. d. Bibliogr. Institut in Hildbh.

Eigenthum der Verleger

„Wir wollen aber keine Revolution mit drastischen Mitteln hervorrufen, sondern auf gesetzlich organischem Wege soll sich Michels kräftige Natur selbst helfen", dociren die Herren aus der Nationalvereins-Schule; — ja wohl, sie soll sich selbst helfen, aber der vernünftige Arzt entfernt vor allem die Hindernisse, welche der freien Wirksamkeit der innern Heilkraft im Wege stehen, und so lange diese Hindernisse in Bundestagsbeschlüssen, gezogenen Kanonen und Spitzkugeln bestehen, so lange werden die patriotischen Gesinnungszeugnisse auf buntem Kartenpapier, die in Rollen vertheilte Zungendrescherei von den Kammertribünen, der passive Widerstand gegen Polizeiunfug und Büreaukratenthum, als ebenso harm- und wirkungslose Mittel sich erweisen, wie homöopathische Streukügelchen gegen die Gicht; der Michel wird seine Nachtmütze über den Ohren und die Faust in der Tasche behalten und alle frommen Wünsche für Deutschlands Größe, Macht und Einheit werden an der Druckerschwärze kleben bleiben.

Herr von Beust und Andere mögen deshalb ruhig schlafen. —

Zu den romantischen Landschaftsbildern im Hintergrund der Rosenau gehört namentlich das Westbachsthal, die sagenreiche Ruine Lauterburg und, vielmehr eine ländliche Staffage, die nahe Schweizerei, das zeitweilige Asyl des rastlos wandernden Gerstäcker, der hier die Trophäen seiner Abenteuer aus fremden Zonen birgt und vom frischen Waldesgrün sich den tropischen Sonnenbrand von seinem Angesicht bleichen läßt.

P i s a.

Begleite mich, Leser, in das prachtvolle, weltberühmte, — todtenstille Pisa! Wer hörte nicht von dem Ort, der einst so viel Helden zählte, als Bürger? Und wüßten Viele auch sonst nichts von ihm, wer kennt es nicht als das Vaterland des Ugolino, dessen Schauergeschichte Dante mit Flammenzügen schrieb, und welche die tragische Muse unsers deutschen Gerstenberg begeisterte!

Pisa, am Arno (unfern von dessen Mündung), ist älter als Rom, vielleicht die älteste Stadt Italiens. Die Sage bestimmt das dritte Jahrhundert vor der Zerstörung Troja's als Zeit seiner Gründung, und Aristoteles nennt als seine Stifter die Ligurer. Es wurde unterjocht von Rom im Jahre 300 vor Christo, und bekam in den Zeiten der Republik die Rechte einer Munizipalstadt.

Beim Verfall des Römerreichs machte sich Pisa frei und gab sich eine republikanische Verfassung. Viele vornehme und reiche Geschlechter Italiens flüchteten vor den Stürmen der Barbaren in seine Mauern, und vermehrten die Macht des jungen Staats. Als die Zeiten ruhiger wurden, machten die Pisaner den Arno schiffbar, gruben seine Mündung zum Hafen aus, und durch den Reichthum, den der Handel herbei führte, blühte es schnell zur herrlichsten Stadt Oberitaliens auf. Es erhob sich zur größten Seemacht im Mittelmeere. Zu einer Zeit, wo Alles vor den Seeräubern bebte, wagte es allein den verwegenen Kampf mit den Sarazenen, damals der Schrecken der christlichen Welt. Sieg auf Sieg errang es über die Gefürchteten, welche ganz Italien zu erobern trachteten. 1017 befreite es Sardinien, 1050 Korsika und die Balearen aus ihren Händen; — in blutigen Kämpfen rang es um die Befreiung Siziliens, erstürmte Palermo und trug die Fahne des siegreichen Kreuzes kühn nach Afrika in der Sarazenen Heimath. Jahre lang stritten dort seine Heere; — Karthago wurde erobert; und als die abendländischen Christenfürsten auszogen mit ihren Völkern zur Befreiung des heiligen Landes aus den Händen der Moslims, da schickten die Pisaner ihre Flotten und Heere zum Beistand, und diese gaben oft den Ausschlag zum Sieg. Zweimal entsetzten sie Alexandrien, das Kornmagazin für die Christen in Palästina.

Auch in Ober-Italien erweiterte die Mächtige ihr Gebiet; aber nicht durch Waffengewalt, sondern durch die Macht des friedlichen Fleißes. Die weite Maremma, welche sich bis Piombino ausdehnt, wurde ausgetrocknet von den Pisanern, und der stinkende, pesthauchende Morast in eine fruchtbare Landschaft verwandelt, welche sich mit freundlichen Flecken und Dörfern und den Landhäusern der Städter anfüllte. Jetzt ist diese, seit Jahrhunderten von der pflegenden Hand des Fleißes verlassen, wieder eine Wüste.

Zur See und im Welthandel überstrahlte Pisa lange seine Nebenbuhlerinnen Venedig und Genua. Es gründete Kolonien in der Levante, an der griechischen Küste und an den Ufern des Euxinischen Meers. Sein Reichthum häufte sich zu einer fast fabelhaften Größe an. Im 13. Jahrhundert zogen 40,000 Bürger, in ritterlichem Schmuck und gerüstet, aus seinen Thoren, und 160 Kriegsschiffe beschützten auf allen damals bekannten Meeren seinen Handel. Niemals sah man die Freiheit üppigere Früchte tragen.

Aber das Glück ist nirgends zu fesseln; auch das Pisa's war nicht von Dauer. Die kleineren Fehden, welche die Kräfte der jungen Republiken

Oberitaliens anfänglich wohlthätig entwickelten und reiften, arteten endlich in kräfteverzehrende, erbitterte Kriege aus. Die eifersüchtigen Gemeinwesen entbrannten gegen einander in tödtlichen, durch nichts zu versöhnenden Haß. Die schwächeren suchten Hülfe bei auswärtigen Mächten und wurden deren Werkzeuge zur Nährung der Uneinigkeit. Die Freiheit ging unter in diesen Verhältnissen. Ueberall erhoben sich Tyrannen.

Die mächtigsten gingen aus den Familien der Guelfen und Ghibellinen hervor. Beide rangen nach nichts geringerem, als nach der ausschließlichen Herrschaft in ganz Oberitalien. Alle Städte nahmen für die eine, oder andere Partei. Pisa schlug sich zu der der Ghibellinen, und kam dadurch mit den Nachbarn, Florenz, Lucca und Siena, welche den Guelfen anhingen, in tödtlichen Kampf. Genua, das, mächtig und reich, neidisch und eifersüchtig seit langer Zeit auf Pisa's größern Glanz war, benutzte den günstigen Zeitpunkt, und erklärte diesem den Krieg. Unversehens griff es seine Kolonien an, hinterlistig seine Flotte, und schlug sie auf's Haupt. Zur Häufung des Unglücks war in Pisa's Mauern Zwist unter den Bürgern, blutige Parteiung unter den mächtigen Geschlechtern. Während die Hälfte der Pisaner sich draußen gegen die vielen Feinde schlug, färbte die andere Hälfte in brudermörderischem Kampfe die Straßen mit Blut. Ugolino, Haupt der Familie Gherardeska, warf sich zum Herrscher auf, und als die Guelfen, das siegende Florenz an der Spitze, ihn anerkannten als solchen, nahm Pisa das Joch.

Nicht für lange. Die Bürger standen auf — Ugolino floh. Er kehrte zurück an der Spitze eines zahlreichen Guelfenheers. Verrath und Zwietracht öffneten ihm die Thore, und das Henkerbeil nahm an den Rädelsführern Rache. Nach scheinbar hergestellter Ruhe zogen seine Verbündeten wieder ab; aber kaum wußten die Pisaner sie fern, so brach der Aufstand von neuem und schrecklich los. Ugolino wurde ergriffen, sammt seinen drei Söhnen in einen Thurm geworfen und dem fürchterlichen Hungertode preisgegeben! — So schrecklich rächte das Volk die Unterdrückung. Aber furchtbarer noch hat die Nemesis dem Volke die Schandthat vergolten! — Auf die Nachricht von Ugolinos Schicksal vereinigten die Guelfen ihre Heere, und zogen, 80,000 Mann stark, vor Pisa, dessen Volksmenge in den langen Kriegen und durch eine verheerende Pest auf die Hälfte der früheren Anzahl gesunken war. Es wankte der Muth der Pisaner demungeachtet nicht; sie trieben die Angreifer zurück und schlugen sie in mehren Treffen. Aber jedem Siege folgte größere Erschöpfung, und unfähig, dem sich immer erneuernden Guelfenheere länger mit Erfolg zu widerstehen, flüchtete sich die bedrängte Stadt endlich unter des mächtigen Mailands Schutz. Dieses aber verhandelte die unglückliche Schwester, gleich einer Sklavin, um eine große Geldsumme an die Familie Visconti, von der Florenz sie, unwürdiger noch, um eine größere Summe wieder erstand. Die Unterhandlungen waren so geheim gehalten worden, daß die Pisaner

nicht eher davon Kunde erhielten, als bis ein florentinisches Besatzungsheer vor den Thoren erschien, und Abgeordnete von Mailand und der Visconti's die Uebergabe an dasselbe begehrten. Da rafften die Pisaner ihre letzte Kraft zusammen! Ein Entschluß, der, Alles für die Freiheit zu wagen, begeisterte die ganze Bevölkerung. Sie stürzte den schon eindringenden Florentinern entgegen und trieb sie nach furchtbarem Kampfe in die Flucht. Jedoch dreifach verstärkt kamen diese wieder, und die auf das engste eingeschlossene, auf eine Belagerung nicht vorbereitete Stadt war bald aller Lebensmittel baar. Der Hunger und sein Gefolge, Pest und Seuchen, fraßen ihre Vertheidiger auf, welche das feindliche Schwert nicht zu berühren wagte. — Pisa fiel (1406), und die Uebergewalt erzwang sich von den Ueberwundenen Gehorsam. Vielen aber schien der Verlust der Freiheit unerträglich. Ueber 7500 Familien, die wohlhabendsten und mächtigsten, wanderten aus.

Achtundachtzig Jahre herrschten die Florentiner. Pisa's Reichthumsquelle war verstopft, der Handel war geflohen vor den Stürmen des Kriegs; Pisa's Flotten waren vernichtet, seine Kolonien verloren gegangen, und von 40,000 waffenfähigen Bürgern kaum 10,000 noch übrig. Es glich einer Eiche, welcher der Blitz die Zweige abgeschlagen. Die äußere Pracht war hin, nur im Stamme trieb noch frisches Leben. Als Karl VIII. von Frankreich Italien überzog, zu streiten um dessen Herrschaft mit dem Hause Habsburg, da brach der verhaltene Geist der Pisaner von neuem in Aufruhrsflammen aus — die Florentiner wurden erschlagen oder verjagt, und aufgerichtet wieder die alte Republik. Schnell zu grausamer Rache rüstete sich das zwanzigfach mächtigere Florenz, damals auf dem Gipfel seiner Größe. Heer sandte es auf Heer, und ein Kampf entstand zwischen dem Heldenmuth und der Uebermacht, den rühmlichsten im alten und neuen Hellas zu vergleichen. Die Pisaner überwanden die Florentiner in mehren Feldschlachten und gewannen ihr ganzes ehemaliges Gebiet wieder. Florenz, betäubt von so unerhörtem Erfolge, zeigte sich zum Frieden geneigt; jedoch voll Eifersucht und Mißtrauen sahen Fürsten und Republiken Italiens das Wiederaufstehen des alten Freistaats. Sie boten Pisa ihre Vermittlung an und — riethen zur Unterwerfung. Drohungen folgten dem verworfenen Rathe, und Pisa sah sich von neuen Feinden umringt. Auch in dieser prüfenden Lage blieb es unerschüttert. Für die Freiheit eher zu sterben, als sie zu opfern, schwuren die Bürger in allgemeiner Versammlung.

Die Florentiner waren nicht säumig, Pisa's Entschlossenheit zu prüfen. Im Bunde mit andern Staaten drangen sie, mit gewaltiger Heeresmacht, von verschiedenen Punkten her auf die ihrer Mauern und Wehren während der Zeit der Unterdrückung beraubte Stadt. Am letzten Juli 1499 nahm die Belagerung ihren Anfang. 80,000 zählte das Heer der Verbündeten. Eine auch nur 14tägige Abwehr schien schon eine Unmög-

lichkeit. Aber während die Männer mit eisernem Muthe die verwüsteten Mauern und die verschütteten Gräben vertheidigten und die unaufhörlichen Stürme zurückschlugen, schanzten die Frauen und Kinder hinter ihnen an neuen Werken. Einst, als der Feind eine Bastion genommen hatte, warfen sich die Weiber den schwankenden Männern mit entblößter Brust entgegen, und den Tod fordernd, trieben sie solche verzweiflungsvoll zum Sturme der verlassenen Werke zurück. Durch solche Thaten ward die Stadt gerettet. Als 20,000 der besten Krieger den Florentinern gefallen waren, hoben diese die Belagerung auf (am 4. September) und zogen ab. — Die kurze Waffenruhe, welche folgte, benutzten die Pisaner klüglich, ihre Stadt auf das stärkste zu befestigen und große Vorräthe von Lebensmitteln in dieselbe zu schaffen, wohl wissend, daß die Erbfeinde ihnen keine lange Rast lassen würden. Und so geschah's. Die Florentiner riefen ein französisches Heer, dem gelingen sollte, was sie selbst vergebens versucht hatten. Es kam, 30,000 Mann stark; doch die Belagerung endigte, wie die erste, zum Verderben der Angreifenden. Nun hatten die Pisaner Ruhe bis zum Jahre 1504. Da unternahm Florenz zum drittenmal Pisa's Belagerung, mit der furchtbarsten Heeresmacht, die es je in's Feld geführt. 20,000 Landleute wurden verwendet, um den Arno abzugraben, der die Gräben der Stadt mit Wasser füllte. Durch tägliche Ausfälle wurde dies listige Unternehmen jedoch vereitelt. — Unter wiederholten Angriffen, die stets abgeschlagen wurden, verstrich ein halbes Jahr; am Ende geriethen die Befehlshaber der Belagerer unter sich in Streit und letztere zogen abermals ab. Im nächsten Jahre versuchte man eine vierte Belagerung mit gleichem Erfolg. Ihr folgte eine fünfte, die jedoch nicht mehr die Eroberung des Platzes durch Waffengewalt, sondern durch H u n g e r zum Ziele hatte, und in einer engen, undurchdringlichen Einschließung bestand. Drei Jahre hielten die Pisaner aus unter den furchtbarsten Entbehrungen. — Wie einst in Jerusalem sollen Mütter ihre Kinder geschlachtet, ja Väter sich selbst ermordet haben, um ihren Angehörigen Nahrung zu verschaffen! Gespenstern gleich schlichen die Ausgehungerten auf den Mauern und Wällen umher, und am Ende waren kaum noch 3000 übrig, fähig die Rüstung zu tragen. Vergeblich forderten die Verzweifelnden ihre Peiniger zum Sturme auf, um mindestens den leichtern Kriegertodt sich zu erkämpfen. Die Florentiner gingen nicht aus ihren Verschanzungen, welche die Stadt undurchdringlich umgürteten, ihrem mächtigen Alliirten, dem Hunger, die Eroberung überlassend. — Als nun die letzten Reste der Nahrungsvorräthe vertheilt und aufgezehrt waren, als die letzte Hoffnung, das Unabwendbare abzuwenden, verschwunden war, übergab man (am 8. Juni 1509) den Florentinern die Stadt. So f i e l P i s a — und es hörte f ü r i m m e r auf, frei und selbstständig zu sein. — Auf seinem Ruin, der von Jahr zu Jahr fortgewachsen ist, erhob sich Florenz und die Macht Toskana's. Dürftigkeit trat an die Stelle des grenzenlosen Reichthums,

und die Zahl seiner Bewohner, einst 150,000, ist im Lauf der Jahrhunderte bis auf 30,000 geschwunden.

Das heutige Pisa ist ein immer noch sehr stattlicher Ort. Schon von fern nimmt sich die blendend-weiße Stadt mit ihrem majestätischen Dome und dem sonderbaren, schiefen Thurme, im Schooße des breiten Arnothals, von Orangenhainen umgeben, herrlich aus. Alle Zugänge sind mit Oliven und schattenden Platanen eingefaßt, und Rebenguirlanden schlingen sich von einem Baume zum andern. Eine zauberische Atmosphäre, deren Durchsichtigkeit und Reinheit den Fernen die brilliantesten Farbentöne verleiht, und das auffallend Stille und Menschenleere machen die Landschaft zur eigentlichen Heimat der Poesie und Kunst. Man fühlt die Nähe der großen Schatten von Cimabue und Giotto, der Gatti's, des Michel Angelo, von Galilei, Dante, Bokkaz und Petrarka.

Und was sich in der Ferne so schön ausnahm, verliert in der Nähe nichts von seinem Glanze und seinem dichterischen Reiz. Die Gärten verlassend, betreten wir eine Marmorbrücke, und die vom Arno getheilte Stadt breitet sich vor uns aus. Rechts und links am Strome erheben sich palastähnliche Häuser, und drei Brücken verknüpfen die mit massiven Kayen eingefaßten Ufer. In dieser prächtigen Straße (Lungharno, der Gegenstand des Stahlstichs), ist alles, selbst das Pflaster, cararischer Marmor. Schweigen herrscht auf dem Flusse und in der Straße ist's leblos; schweres, eisernes Gitterwerk sichert die Fenster der Erdgeschosse und erinnert an die unruhige, große Vergangenheit; hie und da rankt Epheu hinein, oder immerblühendes Geisblatt; aber doch ist alles so ganz, doch scheint alles so neu, als hätte die Kelle die Mauern erst gestern verlassen, und die Stadt harre blos des Einzugs ihrer Bevölkerung. Nur in den entlegenen Stadttheilen ist die Oede mit unheimlichen Gefühlen verbunden. Binsenartiges Gras bedeckt dort Gassen und Plätze, und manches verschlossene, unbewohnte Haus hat das Gepräge des Verfalls. —

Pisa besitzt sehr berühmte Prachtgebäude, unter welchen der Dom die erste Stelle einnimmt. Ganz von Marmor und von ungeheurer Größe, gibt er Zeugniß von dem unermeßlichen Reichthum der Pisaner zu einer Zeit, als Venedigs und Genua's Glanz erst im Keimen war. Er ward im 11. Jahrhundert in griechischem Styl und von griechischen Baumeistern aufgeführt, in Form eines Kreuzes, dessen Länge 400, und dessen größte Breite 260 Fuß mißt. Das Langhaus hat fünf Schiffe, durch 38 Porphyrsäulen getragen, deren größte 102 Fuß hoch sind. Die innere Ausschmückung durch Malerei und Skulptur machen diese Kirche zu einem Tempel der Kunst.

Nahe dabei steht der berühmte, schiefe Glockenthurm des Doms, mit seiner schraubenförmig bis zur Höhe von 150 Fuß sich aufwindenden Säulengallerie, das Werk eines deutschen Meisters, Wilhelm von Insbruck. Alle Thürme Pisa's stehen übrigens, des nachgebenden Sandgrundes



GIEBICHENSTEIN
AN DER SAALE

wegen, etwas aus dem Lothe. Die Taufkirche (Battisterio) steht auf dem nämlichen Platze. Erbaut im 12. Jahrhundert, gilt sie als das schönste Muster des byzantinisch-gothischen Styls.

Für Pisa's Stolz aber, für sein Campo Santo, widmen wir einen besondern Artikel in einem der nächsten Hefte.

Giebichenstein.

Die Sage ist die schöne Mutter der Geschichte. An ihren Brüsten trinkt sie Nahrung und Wachsthum; in ihrem Schooße ruhend, blickt sie mit reinen heiteren Kindesaugen die Welt und die Poeten an. Wie nüchtern wäre die Welt und die Poesie, ja, die Geschichte selbst, wenn nicht der Sage goldener Schimmer sie umkleidete und „den hohen Ernst im kind'schen Spiele" mit wundersamen Tönen verkündete! — So soll auch jetzt sie uns führen! So wollen wir inmitten der Geschichte und der Sage zum Giebichenstein wandern; denn nur Eines ist, was denselben erhalten hat in der Erinnerung des Volkes, was ihn uns lieb erhält, den alten Trümmerhaufen an der Saale; was uns zu ihm hinauflockt vom nahen Halle aus oder dem noch näheren Saalbad Wittekind. — Es sind das nicht die 1½ Tausend Jahre, die sein Gestein decken; nicht die Erzbischöfe, die Jahrhunderte lang hier hausten und unter sich und mit den benachbarten Städten und Fürsten blutig stritten; nicht die fürstlichen Gefangenen, die hier im Kerker schmachteten, wie Markgraf Heinrich von Oesterreich, Herzog Gottfried von Lothringen und Herzog Ernst II. von Schwaben: es ist einzig nur die Sage von Ludwig dem Springer!

Das war der wilde kühne Sohn Ludwig des Bärtigen, der zweite Ludwig von Thüringen; hineinragend in seine Gegenwart, wie eine Erscheinung aus dem untergegangenen Geschlechte der Nibelungen. Früh und unglückselig vermählte er sich mit der stolzen, kalten, herben Tochter des Herzogs Ulrich von Sachsen, bis sein heißes, stürmisches Herz die Fesseln brach, er das Weib heimschickte zu ihrem Vater und die ganze volle Gluth der Liebe zuwandte der jungen, schönen, liebesehnsüchtigen und unglücklichen Gattin des alten, kranken, finsteren Pfalzgrafen Friedrich von Sachsen, fast wie eingemauert wohnend auf der Weißenburg bei Scheiplitz.

Aber die Liebe durchbricht und überfliegt alle Mauern und so liebten sich denn Ludwig und Adelheid mit aller Gluth jugendlicher Leidenschaft. Und solcher Gluth muß oft auch Sitte und Recht weichen; so mag's denn auch hier wohl gewesen sein: Pfalzgraf Friedrich wurde — man sagt durch List seines Weibes — nachgesendet dem in seinen Revieren jagenden Ludwig und lag bald als todter Mann im schönen, rauschenden Walde; ob von Ludwig selbst oder von dessen Mannen ermordet: wer weiß! — Aber das weiß man, daß Ludwig bald darauf die schöne Wittwe als sein eheliches Gemahl auf die Schauenburg führte. Ein altdeutsches Lied mag diese Geschichte nacherzählen, im einfältigen treuen Kindertone ihrer Zeit:

Das alte Lied von der Frau von Weißenburg.

1.

Was wollen wir aber singen, was?
Wollen wir heben an ein Lied
Von der Frauen zu Weißenburg,
Wie Sie ihren Herrn verrieth?

2.

Sie ließ ein Brieflein schreiben
Gar fern in's Thüringer Land,
Zu ihrem Ludwig Buhlen,
Daß er käme zur Hand.

3.

Er sprach zu seinem Knechte:
Sattel Du mir mein Pferd,
Wir wollen gen der Weißenburg reiten,
Es ist wohl reitenswerth.

4.

Gott grüß Frau Adelheid schöne!
Wünsch' Euch ein'n guten Tag!
Wo ist Euer edler Herre,
Mit dem ich kämpfen mag?

5.

Die Frau leugnet ihren Herren
Im Schein falschen Gemüths,
Er reit't nächten spate
Mit Hunden auf die Jagd.

6.

Wo Ludwig unter die Linden kam,
Wohl unter die Linden so grüne,
Do kam der Herr von der Weißenburg
Mit seinen Winden so kühne.

7.

Willkommen, Herr von der Weißenburg.
Gott geb' Euch guten Muth!
Ihr sollt nicht länger leben,
Denn heut diesen halben Tag.

8.

Soll ich nicht länger leben,
Als heut diesen halben Tag,
So klag ich's Christ vom Himmel,
Der alle Ding wenden mag.

9.

Sie kamen hart zusammen,
Mit Worten, Zorn so groß,
Daß Einer zu dem Andern
Sein Armbrost abschoß.

10.

Er sprach zu seinem Knechte:
Nu spann Dein Armbrost ein!
Und scheuß den Herrn zur Weißenburg
Zur linken Seiten h'nein.

11.

Warum sollt ich ihn schießen
Und morden uff dem Plan?
Hat er mir doch sein Leben lang
Noch nie kein Leid gethan!

12.

Do nahm Ludwig sein'n Jägerspieß
Selber in seine Hand;
Durchrannt den Pfalzgraf Friedrich
Unter den Linden zu todt.

13.

Er sprach zu seinem Knechte:
Reit mit zur Weißenburg,
Do seind wir wohl gehalten
Nach unserm Herz und Muth.

14.

Do er nun geg'n der Weißenburg kam
Wohl unter das hohe Haus,
Do sahe die falsche Fraue
Mit Freuden zum Fenster aus.

15.

Gott grüß Euch, edle Fraue!
Und bescher Euch Glück und Heil!
Euer Will ist ergangen,
Todt habt Ihr Euern Gemahl!

16.

Ist mein Will ergangen,
Mein edler Herre todt,
So will ich's nicht eher glauben,
Ich seh denn sein Blut so roth.

17.

Er zog aus seiner Scheiden
Ein Schwert, vom Blut so roth;
Siehe do Du edle Fraue
Ein Zeichen Deines Herren Tod!

18.

Sie rang Ihre weißen Hände,
Rauft aus ihr gelbes Haar,
Hilf, reicher Christ vom Himmel!
Was hab ich nun gethan!

19.

Sie zog von ihrem Finger
Ein Ringlein, von Golde so roth,
Siehe du, du Ludwig Buhle
Meiner dabei gedenk!

20.

Was soll mir doch das Fingerlein,
Das unrecht gewonnen Gold?
Wann ich daran gedenke,
Mein Herz wird nimmer froh!

21.

Deß erschrak die Frau von der Weißenburg,
Fasset ein traurigen Muth.
Verlaß mich, holder Fürste, nicht,
Mein edler Herr ist todt!

Wohl hatten gegen Ludwigs mörderische That sich Stimmen erhoben bei Kaiser Konrad; der aber war Ludwigs Freund und ließ ihn frei schalten und walten, ließ ihn die stolze Wartburg erbauen, Freiburg und Neuenburg an der Unstrut, ließ ihn Eisenach befestigen, ließ ihn wachsen an Gebiet und Ruhm und Ehren. — Aber Kaiser Konrad starb und bei seinem Nachfolger klagten die Verwandten des ermordeten Pfalzgrafen von Neuem und mit besserem Erfolg: der neue Kaiser forderte den Landgrafen vor sein Gericht, und als Ludwig nicht erschien, wurde er in die Acht gethan und alle kaiserlichen Mannen mußten auf ihn fahnden. Lange Zeit entging er ihnen mit Muth und Klugheit; er lebte abwechselnd bald auf dieser, bald auf jener seiner Burgen; doch auch ihm sollte die Stunde kommen: List gegen Muth schlug ihre Netze um ihn; er wurde gefangen und nach Giebichenstein gebracht.

Der Kaiser war nicht im Reich und so mußte denn der hartgefangene Ludwig zwei Jahre und acht Monate auf das Urtheil desselben warten. Daß es „auf Tod" lauten werde, glaubten Alle, und dem nun nahenden Kaiser voran eilte auch schon die Bestätigung dieser Vermuthung; die Vollziehung des Urtheils hing bereits am nächsten Augenblicke. Darob erbebte die Seele des Verurtheilten in Todesfurcht und dieser Furcht entsprang der Muth zum höchsten Wagniß: vom mehr als thurmhohen Felsen der Burgmauer hinab zu springen in die Saale! — Mit scheinbarer Zerknirschung, Krankheit, Todesbereitschaft bethörte Ludwig die Gefangenwärter, so daß sie dem verurtheilten Sünder die Ketten abnahmen und mehr Freiheit ließen, so daß er stundenlang den Felsen beschreiten konnte, von dem aus er seine Befreiung oder den Tod in den Fluthen gewinnen

wollte. Mitleid und Ehrfurcht, Liebe und Geld bestachen dann Boten und Knappen, die von nah und fern Freunde beriefen mit Pferden, Waffen und Dienern zur rechten Stunde und an rechter Stelle. Ein weiter Mantel wurde für den scheinbar Kranken, fiebernd Fröstelnden herbeigeschafft: er sollte ihm zum Flügel werden beim jähen Fluge in die Tiefe. Jetzt war die rechte Stunde gekommen; fernab lagerten die Wächter beim Knöchelspiel, nur dann und wann einen sorglichen Blick auf den dichtverhüllten Kranken, auf den armen, zerknirschten Sünder werfend. Der aber hob sich plötzlich hoch und stolz empor, breitete weit seinen Mantel aus, und mit dem Rufe: „Gott mit mir! — zu meinem Weibe oder in den Tod!" sprang er weit ab vom Felsen, sauste er hinunter bis tief auf den Grund der Saale, daß die Wellen laut klatschend, hoch und weißschäumend über ihm zusammenschlugen. Doch kräftig tauchte er wieder empor, vom lauten Halloh harrender Freunde und Diener begrüßt; mit starkem Arm an's Land, mit raschem Sprung auf's Roß, noch einen Handgruß hinauf zum Giebichenstein und nun mit Windeseile dahin fliehend. Da oben aber standen die Wächter, erst starr und bleich, dann zitternd und heulend; sie glaubten, der leibhaftige Teufel habe den Landgrafen geholt. — Das ist die Geschichte vom Giebichenstein, die uns das alte Gemäuer noch so lieb macht. Und steht Ihr auf demselben und schaut hinab, oder schaut Ihr hinauf vom Flusse zu der schroffen Höhe, dann untersucht nicht mit geometrischem Blick die Möglichkeit jenes Wagnisses; glaubt daran wie an Tells Apfelschuß; glaubt daran, weil es die Sage erzählt, die holde Mutter der Geschichte!

Carrik-o-Reede.

Ireland's Gestade sind der klassische Boden der schauerlich wilden Natur. Dort findet man jene großartigen Scenerien, welche die eigenthümliche Art schwermüthiger Begeisterung erwecken, von der die alt-irischen Weisen wiedertönen, die Gesänge Ossian's.

Die Küste von Antrim im Nordwesten Ireland's ist besonders reich an Schätzen wunderbarer Schönheit. Sie sind außerhalb England wenig bekannt; denn fremde Touristen werden selten in diesen verlassenen Winkel



CARRICK — A — REDE

Aus d. Kunstanst. d. Bibliogr. Instit. in Hildbh.

Eigenthum d. Verleger



Aus d. Kunstanst. d. Bibliogr. Instit. in Hildbh.

GALITSCH
(GOUVT KOSTROMA)

Eigenthum d. Verleger.

der Erde verschlagen, welcher Eulen und Seemöven mehr als den Menschen angehört, dessen wilde Herrlichkeit aber seines Gleichen nicht hat. Man denke sich ein Gestade, 400—800 Fuß hoch, eine Riesenmauer von schwarzem Basalt, welche in ungeheuerm Halbkreise das Meer umgürtet. Ihre Zinnen sind verfallen, und das schäumende Element hat ihren Fuß ausgehöhlt zu tiefen Grotten, oder ihn auf die seltsamste Weise zerklüftet. Hie und da sind ganze Strecken eingestürzt, und gewundene, zerrissene, kohlschwarze Felsen, voll tiefer Höhlen, in welche das Meer unaufhörlich hineinbricht, ragen, als ihre letzten Trümmer, hoch aus den Fluthen, welche mit unbeschreiblicher Kraft Schaumwolken bis auf die höchsten Gipfel schleudern. Reiht man dazu das klägliche, gellend den Sturm durchtönende Geschrei der ängstlich umherflatternden Seevögel und die gänzliche Abgeschiedenheit, welche noch unheimlicher wird durch eine endlose Fernsicht auf das Meer, wo dann und wann ein weißes Segel wie ein Geist vorüber schwebt: so wird man eine schwache Vorstellung von einer Naturscene haben, von der man sich nicht leicht einen genügenden Begriff machen kann.

Carrik-o-Reede ist der Name des Felsen, welcher, durch eine 100 Fuß breite Schlucht von der Küste getrennt, den Vordergrund unseres schönen Stahlstichs ausfüllt. Er hat eine Viertelstunde im Umfang, und eine Seilbrücke dient, um vom Lande hinüber zu kommen, wenn die Fischer während des hier reichen Lachsfangs in den Höhlen und Grotten ihre Netze legen, oder um die Nester der Seevögel aufzusuchen, die in großer Menge hier horsten. Immergrüne Matten bedecken die Oberfläche der Felsen und einige Schafe finden den ganzen Sommer über reiche Nahrung. An einer vor Wind und Wetter geschützten Stelle steht eine kleine Hütte; sie dient dem Hirten zur einsamen Wohnung. —

Die Martinskirche zu Landshut.

Erst im altdeutschen oder sogenannten gothischen Baustyle erhielten die Thürme ihre eigentliche architektonische Ausbildung und ihre vollkommen organische Verbindung mit den übrigen kirchlichen oder weltlichen Bauwerken. Sie gehören, als zusammenhängender Haupttheil des Ganzen, ausschließlich der christlichen Baukunst an, und die Idee des altdeutschen Baustyls fand gerade in dem Bau des Thurms ihre rechte Verwirk-

lichung. Die Thürme erheben sich stylgemäß viereckig in mehren Absätzen, die sich, wie Kugler uns belehrt, durch ein reichgegliedertes System von Strebepfeilern aus einander lösen und durch die Anlage bedeutender Fenster belebt werden. Das Geschoß hat, zumeist jedoch nur bei den ausgebildeten Architekturen von Deutschland, eine achteckige Grundform, vor deren Eckseiten wiederum freie Thürmchen, nach dem Princip der Gliederung der Strebepfeiler, emporsteigen. Ueber dem Achteck schießt sodann eine achtseitige Spitze schlank in die Lüfte empor. In dem Organismus dieses Thurmbaues waltet durchaus das Gesetz vor, das Streben nach aufwärts auszudrücken; in ihm erscheint dasselbe in seiner vollsten ergreifendsten Kraft.

In der letzten Hälfte des vierzehnten und besonders im fünfzehnten Jahrhundert erscheint das Aeußere der Thürme ziemlich reich dekorirt, zum Theil aber herrscht auch die schwere Masse vor. Letztere Bauweise findet sich vorzugsweise in den östlichen und insbesondere in den nordöstlichen Gegenden von Deutschland. Eine Ausnahme von dieser geographischen Bestimmung macht die Kirche St. Martin zu Landshut, deren Thurm die Zierde unseres Bildchens ist. Sie ist wesentlich nach jenem nordisch massenhaften Princip behandelt. Der Thurm, 448 Fuß hoch, gehört zu den höchsten in Deutschland. Der Bau des herrlichen Gotteshauses fällt in die Jahre von 1432 bis 1478.

Man kann das himmelaufragende Prachtwerk nicht anschauen, ohne mit Stolz sich der Kühnheit und Kraft des germanischen Geistes zu freuen, und täglich sollte man die deutsche Nation vor ihre Riesenwerke führen, um sie mit dem zu nähren, was ihr bitterster Mangel ist: mit Selbstachtung. — Es war einmal ein Löwe, der war sehr stark und lag sorglos hingestreckt zwischen falschen Nachbarn. Sie fürchteten seine Pranken, so lange aus den Augen ein mächtiger Wille sah. Da ward der Löwe krank und vertheilte in seiner Krankheit seinen Willen an die einzelnen Gliedmaßen. Das war sehr übel gethan. Denn jedes Glied that nun, was es wollte, und die anderen kümmerten sich nicht darum, ja, die falschen Nachbarn rissen von manchem Gliede ganze Fetzen los, ohne daß die anderen thaten, als ob sie etwas mitfühlten. Das Haupt saß recht vergeblich oben darauf, als ob es nur da wäre, um die Glieder zu betrachten. Sogar die kleinsten Nachbarn des Löwen wurden übermüthig und verhöhnten ihn und sprangen bellend an ihn hinan. Das ist so oft schon geschehen und geschieht noch heute und noch morgen! Und innen im Löwen blutet das Herz vor Wehmuth und Zorn. Aber das Herz hat keine Stimme und der Löwe kein Haupt mit einem Willen. Ein Schlag mit der Tatze, und der giftige Kläffer schwiege für immer. Er aber kläfft und knurrt und zaust an des Löwen Mähne, und dessen Glieder liegen da regungslos fast zum Erbarmen. Es ist eine recht traurige Geschichte.



LANDSHUT
(DIE MARTINSKIRCHE)

G a l i t s c h.

Wir hätten es leicht gehabt, uns von Uglitsch, dessen Kreml wir vor Kurzem betrachteten, sogleich nach Galitsch zu begeben, das in demselben Gouvernement, Kostroma, liegt und das der Leser etwa zwölf deutsche Meilen nordöstlich von der Hauptstadt Kostroma zu suchen hat. Indeß trägt uns dasselbe Roß, das uns damals trug, auch heute wieder dieselbe Bahn, und abermals durchwandeln wir das anmuthige Hügelland des nördlichen Wolgagebiets, um in so fremder Ferne den Menschen zu beobachten und die Spuren alter Kultur zu finden.

Wenn wir Galitsch nach dem Bilde schätzen, das es uns von dem Standpunkt, den unser Künstler einnahm, bietet, so täuschen wir uns leicht über seine Bedeutung. Die vielen Thürme seiner dreizehn Kirchen, seine Klöster und seine beiden alten Forts geben ihm ein sehr stattliches Ansehen, und dazu hat es sich so gemächlich an den Ufern eines schönen See's hingelagert, daß wir auch über seine Größe irre geführt werden. Die Stadt zählt nur etwa 5—6000 Einwohner, aber rührige Leute, die eine blühende Leinwandmanufaktur unterhalten, im Fischfang eine ergiebige Erwerbsquelle besitzen und ihre Waldungen nicht blos zu Brenn- und Bauholz, sondern auch zur Entfaltung einer lebhaften Holzwaarenindustrie benutzen. Das Klima um den See von Galitsch, einem 15 Werste langen und 8 Werste breiten Wasserbecken, ist im Ganzen ein rauhes und zeichnet sich durch viele dunstvolle Sommertage aus. Der See steht durch die Wekfa mit der Kostroma und durch diese mit der Wolga in Verbindung.

Wir sagten oben, daß wir auch hier die Spuren alter Kultur finden. Wie sehr viele der jetzigen Gouvernements- und Kreisstädte des heutigen Rußlands hatte auch Galitsch in ältester Zeit seine eigenen Fürsten, über welche die Nachrichten bis auf das Jahr 1208 zurückgehen. Ueber diese kleinen Herren wurden später die von Rostow Herr, bis auch über sie ein Stärkerer kam. Am meisten litt die Stadt durch die Kriege des 15. Jahrhunderts; sie wurde 1432 durch die Tataren verheert und war 1450 Zeuge eines Siegs des Großfürsten Wasilij über die Mongolen; im Jahre 1502 erlag sie dem tapfern Woiwoden und Hospodar Stephan VI. (auch der Große und der Gute genannt) von der Moldau. Erst seitdem das russische Reich seine Alleinherrschaft über diese Gegenden ausstreckt, ist den Bewohnern die äußere Ruhe gesichert.

Schloß Chillon.

Du ew'ger Geist, dem alle Fesseln schwinden,
Freiheit! im Kerker ist dein hellstes Tagen,
Wo du das Herz zur Wohnung aufgeschlagen,
Das Herz, das Liebe nur zu dir kann binden.

Wenn deine Söhne feuchte Kerker finden,
Wenn sie verdammt sind, Kettenlast zu tragen,
Wird doch ihr Martyrthum im Lande ragen,
Der Ruf der Freiheit fliegt auf allen Winden.

Chillon! dein Kerker glänzt als heil'ge Zelle,
Dein Boden als Altar! Denn trotz der Plagen,
So lang' der Fuß noch schritt, betrat die Stelle,

Als wären Rosen diese Plattenlagen,
Einst Bonnivard! — Daß nie die Spur zerschelle!
Sie soll die Tyrannei vor Gott verklagen! —

In diesen wenigen Strophen sammelt der unsterbliche Dichter des Childe Harold in einem mächtigen Griff die durch eine Reihe von Jahrhunderten zerstreuten Züge, welche der Bastille der Waadt einen so großartig dämonischen Charakter verleihen. So lange auch die empörten Wellen des See's in stürmischer Brandung gegen diese Zwingburg anbrausen mochten, sie prallten wirkungslos wieder ab am steinernen Trotz, den sie dem zürnenden Element entgegensetzte, und mit eisernen Klammern hielt sie ihre unglückseligen Opfer fest, bis nach tausend Jahren der siegende Geist der Freiheit in die unheimlichen Räume drang und die mittelalterlichen Spukgeister daraus vertrieb. —

Nicht immer bot Schloß Chillon jenen großartigen Anblick dar, der heute noch das Auge des Touristen fesselt, wenn der Dampfer ihn an den



Ch. Daumerlang sc. Nbg

CHATEAU CHILLON
am Genfer See

Aus der Kunstanst. d. Bibliogr. Instit. in Hildbh.

Eigenthum d. Verleger

steil aus dem See aufragenden Felswänden der alten Zwingburg vorbeiführt. Vor mehr als tausend Jahren — so alt ist dies steinerne Denkmal des Despotismus — erhob sich von dem Felsen, auf welchem heute Chillon steht, nur ein rings vom Wasser umspülter Thurm, den nicht einmal eine Zugbrücke mit dem Lande in Verbindung setzte. Und doch diente dieser schmale Thurm mit seinen finstern Behältern schon damals als Gefängniß für sogenannte politische Verbrecher, aus welchem der Gefangene nichts erblickte, als den Himmel, die Gipfel der Alpen und den Spiegel des Genfersee's. Der Weg, auf welchem man diesem Orte des Schreckens sich näherte, schlängelte sich um die steilen Ausläufer der Berge und war so schmal, daß zwei Reiter nur mit Mühe auf ihm einander ausweichen konnten.

Im Jahre 830, zur Zeit der Regierung des schwachen Ludwig des Frommen, bewegte sich eines Tages ein Trupp Bewaffneter auf diesem Wege vorwärts und stieß einen Gefangenen in das dunkle Mauerloch. Obwohl die That in schweigsamem Gehorsam vollzogen wurde, blieb sie doch kein Geheimniß und bald erscholl die Kunde, daß jene Mauern einen der ersten Staatsmänner jener Zeit beherbergten. Es war dies ein Mann, der die Heere Karls des Großen kommandirt und Sachsen regiert hatte, der Enkel Karl Martells, der berühmte Graf Wala, der in greisen Jahren in die Einsamkeit des Klosters Corvey sich geflüchtet hatte, aus dem ihn der Ruf seines Herrn zu seinem Unheil hervorgelockt hatte, um jenen stillen Zufluchtsort des Weltmüden mit den Schrecknissen des finsteren Thurmes zu vertauschen. Bekanntlich hatte Ludwig der Fromme schon im Jahre 817 eine Theilung des Reiches unter seine drei Söhne, Pipin, Ludwig den Deutschen und Lothar, vorgenommen und bereitete durch reiche Gnadenspenden sich den Eintritt in ein Kloster vor. Da überfiel den guten Kaiser plötzlich die Anwandlung, sich mit Judith, der Tochter des Grafen von Bayern, zu vermählen, von welcher ein Chronist des Mittelalters aussagt, daß sie gar zanksüchtig, dabei aber doch sehr reizend gewesen sei und wohl gewußt habe, sich beim Kaiser einzuschmeicheln. Die Folge davon war die Geburt eines vierten Sohnes, Karl, dem ebenfalls ein Reichstheil als Erbe verschafft werden sollte, weshalb die erste Theilung eine Modifikation erlitt. Sowohl diese Schmälerung, als die mit Entrüstung aufgenommene Herrschaft, welche Judith und ihre Günstlinge über den Kaiser ausübten, fachte den Zorn der drei älteren Söhne Ludwigs wie einer Menge geistlicher und weltlicher Vasallen zu offenem Sturm an. Der alleinstehende schwache Kaiser fiel in die Hände seiner Gegner, die nun Wala zu einer Vermittlung aufforderten. Wala soll ihnen aber erwiedert haben: „Entfernt zuerst vom Kaiser jenes ehebrecherische Weib und mit ihr das ganze Gesindel der Wahrsager, der Traumdeuter und alle Jene, welche in der Kunst des Bösen bewandert sind. Dann gebt Ludwig den Thron zurück und, befreit von jenem Joche, wird er wie sonst der beste aller Fürsten sein.“ Durch eine Aussöhnung mit Lothar, dem Haupte der ganzen Bewegung,

änderte sich aber plötzlich die Lage der Dinge, und Wala mußte jene kühne Aeußerung über die nun wieder allmächtige Judith mit der Gefangenschaft in Chillon büßen, wozu er durch einen Machtspruch Ludwigs verurtheilt worden war. So trüb und traurig schien die Laufbahn des greisen Mannes enden zu wollen, der unter dem großen Karl die erste Stelle im Rath und im Feld eingenommen hatte.

Zu jener Zeit, als Wala der westlichen Ecke des Genfersee's seinen unfreiwilligen Besuch abstattete, sah es dort noch gar wild und unlieblich aus. Da war noch nichts zu sehen von jenen Städten, Dörfern und üppigen Feldern, welche das schweizerische Ufer des Genfersee's säumen; es reifte noch nicht die süße Traube von Vivis und Desaley auf jenen Hügeln, die damals nur mit schwarzen Tannen und wildem Gestrüpp bedeckt waren. Wo heute das freundliche Montreux mit seinen weißen Häusern zwischen Rebbergen sich lagert, erhob sich eine einsame kleine Kapelle, und selbst das fruchtbare Rhonethal war nur sehr schwach bevölkert. Und mitten in dieser wilden, öden Landschaft streckte sich der schwarze Thurm von Chillon in die Höhe, ein Drohfinger der halb barbarischen Zustände jener Zeit.

Jahre vergingen, ohne daß der Fuß eines Freundes über Wala's Kerkerschwelle trat, und als eines Tages die gnädige Botschaft des Kaisers anlangte, welche Wala für das Bekenntniß seines Unrechts die Freiheit verhieß, wies Wala stolz die Zumuthung zurück und blieb im Kerker.

Erst das stürmische Jahr 833 öffnete Wala die Pforten von Chillon und führte ihn zurück auf den Schauplatz der Kämpfe und Zwiste, welche von Neuem zwischen Ludwig und seinen Söhnen ausgebrochen waren. Er versuchte abermals zu vermitteln, zu versöhnen, und begab sich zu Lothar nach Italien. Aber auch dieser letzte Versuch sollte scheitern wie die früheren. Kaum jenseits der Alpen angelangt, wurde Wala von einer Krankheit ergriffen, die rasch die letzten Kräfte des Greises verzehrte. Er schleppte sich bis in das bei Mailand gelegene Kloster Bobbio, in dessen Mauern er bald nach seiner Ankunft (836) verschied. Nach wenigen Jahren folgte ihm der schwache Kaiser (840), und über sein Reich brach der Bruderkrieg und jener anarchische Zustand aus, der erst 843 durch die im Vertrag von Verdun vollzogene Theilung des Reiches sein Ende fand.

So schied sich die von Karls Riesenfaust zusammengeballte Weltmonarchie in ihre natürlichen nationalen Elemente, während innerhalb dieser nationalen Grenzen jene Bildung selbstständiger Territorien begann, deren vielfache Wandlungen, Ausdehnungen und Zersetzungen dem Mittelalter einen so eigenthümlichen Charakter verleihen. Zu den interessantesten Schöpfern jener neuen Staatenbildungen gehört ein Mann, dessen Schicksale ihn in engste Beziehung mit Chillon bringen, der gewaltige Nebenbuhler Rudolfs von Habsburg, Graf Peter von Savoyen.

Werfen wir einen Blick auf die Hindernisse, welche Peter zu überwinden hatte, um aus der Zersplitterung der kleinen Territorien mit ihren unzähligen Partikularrechten seine Monarchie zu bilden, so erfüllt die eben so kluge als energische Handlungsweise des Mannes uns mit Bewunderung. Um die savoyischen Großen, welche bisher nur ihrem Eigenwillen gefolgt waren, unter das Joch eines höheren Gesetzes zu beugen, fesselte Peter sie an seinen Ruhm; er durchzog das Land, nahm ihnen die Macht, sich gegenseitig zu bekriegen, und ließ ihre Zwiste durch Schiedsrichter ausgleichen oder durch Pairs ein Urtheil sprechen. Während er ebenso unermüdlich für die Rechtssicherheit des Volkes sorgte, war er bemüht, durch die Schöpfung einer großen volksthümlichen Militärmacht seine junge Herrschaft zu befestigen, indem er die Bürger der Städte dazu vermochte, sich zu Bogenschützen und Hellebardieren heranzubilden. Ferner bemächtigte er sich aller festen Plätze und wichtigen Pässe und legte Besatzungen in seine Schlösser. Ruhmvolle Kriege und märchenhafte Fahrten in England trugen noch weiter dazu bei, seinem Namen unvergänglichen Glanz zu verleihen.

Von allen seinen Schlössern war ihm keines lieber und wichtiger, als Chillon, welches den See beherrschen und die Straße öffnen oder schließen sollte, die längs dem mittäglichen Ufer desselben sich hinzieht. Auf den Ruinen der alten Befestigung baute er deshalb das neue Schloß und rüstete diese seine Hauptfestung reichlich mit Thürmen, Ballisten und allem Kriegsgeräthe jener Zeit aus. Auch Peters Feinde erkannten gar wohl die Bedeutung dieses Platzes, und von Chillons starken Mauern mußte mancher stürmische Angriff abgeschlagen werden — keiner glorreicher, als derjenige, welcher in der letzten Zeit von Peters glorreicher Laufbahn, im Jahre 1266, von den Edelleuten des Waadtlandes versucht wurde.

Die Hauptfrucht der Schlacht von Chillon war die vollständige Eroberung der Waadt. Peter zog in Moudon, Romont und Murten ein, baute einen starken Thurm an der Broie, zwischen dem Murten- und Neuenburgersee, zog längs dem Ufer des See's hin und belagerte Yverdon, das ihm nach einem hartnäckigen Widerstande in die Hände fiel. Mit der Einnahme dieser Stadt und der Unterwerfung von Lausanne, das an der Empörung Theil genommen hatte, war seine Herrschaft im Lande Waadt vollendet, freilich ohne daß seine weiteren Eroberungspläne in der Schweiz geglückt wären, so wenig als die monarchischen Bestrebungen Rudolfs von Habsburg im freien Lande Helvetia.

Dieser Angriff auf Chillon, den er mit einem Ueberfall und der Gefangennahme von 80 Baronen und Edlen des Landes vergalt und dem die Eroberung der ganzen Waadt folgte, war Peters letzte Waffenthat. Eine so langdauernde Thätigkeit hatte die Spannkraft seiner Seele erschöpft wie seine körperlichen Kräfte. Unter der immer mehr eintretenden Ermattung

seines Greisenalters leidend, suchte er in Chillon jene Ruhe, die ihn sonst überall floh. Dort brachte er den Rest seines Daseins zu und suchte unter einem mildern Himmel seine schwindenden Kräfte zu stärken. Bald ließ er sich von dem blauen Spiegel des Leman wiegen beim sanften Rhythmus seines Wellenschlages oder jener Lieder, welche ihm sein Lieblingstroubadour, Wilhelm von Ferrat, recitirte. Bald saß er in einer weiten Halle, die heute noch seinen Namen trägt, und belebte sein matt fließendes Blut mit dem feurigen Safte der Rebe von Montreux. Auch seine Sterbestunde verlegt die Sage nach Chillon.

Obwohl Peter noch lange der Gegenstand eines frommen Andenkens bei seinem Volke blieb, hat in den Stürmen späterer Zeit sein Bild eine zwischen historischer Wahrheit und sagenhafter Unbestimmtheit verschwimmende Gestalt erhalten: um so mehr geziemte es sich, das Bild des großen Mannes in scharfen, klaren Umrissen nun hinzustellen, wie dies von schweizerischen Geschichtsforschern unserer Tage geschah.

Die umfassenden Eroberungspläne Peters wurden nur in sehr beschränktem Maße durchgeführt. Hätte er länger gelebt, so würde er vielleicht aus der ganzen westlichen Schweiz einen neuen Staat gestaltet und wohl gar zwischen Frankreich und Italien ein mächtiges, die Alpen beherrschendes Reich geschaffen haben, das berufen gewesen wäre, eine welthistorische Rolle zu spielen. Doch lebte er nicht lange genug, um die Elemente desselben, welche er einander so sehr genähert hatte, vollständig zu verschmelzen. Freiburg war habsburgisch, Bern, Dank der Wehrhaftigkeit seiner Bürger, unabhängig geblieben; die Bischöfe konnten nicht zur Unterwerfung gebracht werden, und noch in seinen letzten Kämpfen mußte Peter die Position, welche er in Genf gewonnen hatte, wieder aufgeben. Die westliche Schweiz blieb nach wie vor in kleine selbstständige Staatskörperchen zersplittert, ein letztes Asyl des von der Monarchie des 15. Jahrhunderts außer der Schweiz überall niedergetretenen republikanischen Lebens.

Da trat ein neues religiöses Princip in die Welt, berufen, die socialen und politischen Zustände Deutschlands und der Schweiz umzugestalten und auch auf diejenigen des romanischen Europa tief greifende Wirkungen auszuüben — die Reformation. Diese Zeit erzeugte neben so vielen großen Erscheinungen auch einen Mann, in welchem sie sich zu einer höchst charakteristischen Gestalt verkörperte, einen Märtyrer seiner Ueberzeugungen, dessen Beziehungen zu Chillon diesem Orte unsterbliche Bedeutung verschaffen: den genfer Humanisten und Reformator Franz von Bonnivard.

Der Herzog von Savoyen besaß in der Mitte des 15. Jahrhunderts noch beide Ufer des Genfersee's und sein Gebiet hatte mit geringer Beschränkung noch dieselben Grenzen, wie zur Zeit von Peters Tod. Seine Parteinahme für Karl den Kühnen in den Burgunderkriegen, welche wiederholte Streifzüge der Berner und Freiburger gegen ihn zur Folge hatten,

verursachten jedoch bedeutende Einbußen, was indeß Herzog Karl III. nicht hinderte, an der Politik seiner Väter festzuhalten und wie sie den Versuch zu machen, Lausanne und Genf unter seine Botmäßigkeit zu bringen. Ein letzter Versuch gegen Lausanne scheiterte, dagegen gelang es ihm, den Bischofssitz von Genf einem jüngeren Mitglied seiner Familie zuzuwenden. Schon glaubte Karl, Genf in seinen Händen zu haben, als plötzlich statt seiner die Reformation dort einzog, in Genfs Mauern wie in der ganzen Umgegend jene Männerbündnisse sich bildeten, von denen die einen eine Wiedergeburt der Kirche, die andern politische Freiheit anstrebten, beide auf Berns mächtigen Beistand zählend und unter diesem Schutze, einem neuen Banner folgend, neuerdings den Kampf begannen.

Bonnivard gehörte dem hohen Adel des Landes an. In jungen Jahren kam er im Gefolge des Herzogs nach Genf. Obwohl damals in der Umgebung von Leuten, von denen er später aussagte, sie hätten die Bürger von Genf entnervt, wie weiland Circe die Gefährten des Odysseus, ward die begeisterte Seele des Jünglings sofort von dem in Genf herrschenden Drang nach Unabhängigkeit angezogen und mit ausgebreiteten Armen warf er sich in den Strudel der damaligen Bewegung. Da Bonnivard durch den Tod eines Onkels Prior von Sankt Viktor, eines kleinen in der Vorstadt gelegenen Klosters, geworden war, zauderte er keinen Augenblick, offen kundzugeben, wohin seine Sympathien ihn zogen. Sein Onkel hatte einige Kanonen gießen lassen, wurde aber auf dem Sterbebette von Reue über sein weltliches Gebahren ergriffen und befahl, daß die Feldschlangen in Kirchenglocken umgegossen werden sollten. Der junge Prior, anstatt den letzten Willen seines Oheims zu vollziehen, schenkte die Feldstücke der Stadt Genf. Mit dieser That des zwanzigjährigen Jünglings, die 1514 Statt fand, hatte Bonnivard eine Stellung eingenommen, die sein ganzes Leben bestimmte und der er durch alle Wandlungen des Schicksals treu blieb.

Es war ein Akt hochsinniger Begeisterung gewesen, die den jungen Prior bewogen hatte, von seinem adeligen Herkommen und den vornehmen Kreisen, denen er angehörte, sich loszusagen und in so wild bewegter Zeit den Revolutionären Genfs sich anzuschließen, jenen „enfants de Genève“, wie die Chroniken sie nennen, deren zügelloses Betragen seine fein angelegte Natur oft verletzte und mit denen er aus diesem Grunde bei allen grundsätzlichen Sympathien sich doch nicht vollständig Eins wußte. Mit seinen adeligen Sitten, seinem feinen, naiven, anmuthigen Geiste konnte der Freund der Musen, vor Allem der Poesie und der Geschichte, kein Behagen an der tobenden Freiheitslust jener wilden Schaar verwegener junger Männer finden, die beim vollen Weinglas oft genug in politische Orgien ausartete. Seine Sympathien fesselten ihn auch nicht an jenes Volk, das „wohl in seiner Gesammtheit, wie er, die Herrschaft der Gerechtigkeit wünschte, der aber keiner im Einzelnen sich unterziehen wollte“. Auch jenen

reichen Kaufleuten, welche der Bewegung sich angeschlossen hatten, traute er keine besondere Opferfähigkeit zu, sobald ihr Vermögen und ihr behagliches Leben mit ihrer politischen Pflicht in Konflikt gerathen würde. Obwohl es in der Natur der Dinge liegt, daß besonders in aufgeregten Zeiten solche Charaktere, die ihren eigenen Weg zu gehen versuchen, von allen Parteien mit Mißtrauen angesehen werden, da eben aus dem heißen, stürmischen Kampfe einseitiger Gegensätze, aus solcher mit manchen trüben Elementen vermischten Gährung das neue Leben sich entwickelt, so konnten die vielen peinlichen Erfahrungen den Grundsatz nicht erschüttern, der den eigentlichen Kernpunkt seines Lebens und seines Charakters bildete. Bonnivard liebte mit aller Kraft seines begeisterten Herzens dies Genf, das seine zweite Heimat geworden, und die Freiheit, wie sie in den Schriften der Alten sich ihm offenbarte, groß, heroisch, ideal, oder wie die Bibel sie ihm kündete, bescheiden und heiter, ergeben und vertrauend, stark aber mit jener Stärke ausgerüstet, die in der Vereinigung mit dem göttlichen Wesen ruht. Bonnivard stand in wahlverwandtschaftlichem Verhältnisse zu jener deutschen Humanistenschaar, die, gebildet in der Schule der Alten und ihre religiösen Ueberzeugungen aus der Urquelle christlichen Denkens, aus den Evangelien schöpfend, jene religiöse Bewegung vorbereiteten, welcher ein so großer Theil von Deutschland und der Schweiz die Befreiung von der verdorbenen, verweltlichten, katholischen Kirche des 15. Jahrhunderts verdankte. Um jedoch den Gedanken dieser Humanisten in's Leben zu führen, dazu waren allerdings andere, wenn auch einseitigere und rohere Naturen erforderlich, als die feingebildeten, humanistischen Gelehrten, von denen die meisten scheu von jeder näheren Berührung mit der rauhen Welt sich abkehrten und aus der stillen Studirstube neue weltbefreiende Ideen aussendeten, deren Lauterkeit bei dem Versuche ihrer Verwirklichung durch die Männer der That so vielfache Trübung erlitt.

Da Bonnivard einer der Hauptbeförderer des Bündnisses zwischen Genf und den Schweizerkantonen gewesen war, hatte er auch den ganz besondern Zorn des Herzogs von Savoyen auf sich geladen, und als Karl III. einstmals Genf sich näherte, fand Bonnivard für gut, die Stadt in Begleit zweier Edelleute zu verlassen, die den Arglosen aber an den Herzog auslieferten, wofür der Eine von ihnen, der Abbé von Montheron, die Priorei St. Viktor als Lohn seines Verrathes erhielt. Zwei Jahre lang blieb Bonnivard Gefangener des Herzogs, um dann bettelarm wieder nach Genf zurückzukehren, da alle seine Bemühungen, seine Priorei wieder zu erhalten, fruchtlos blieben.

Die fortdauernden bitteren Verlegenheiten des Mannes, verbunden mit seinem Vertrauen in den Gerechtigkeitssinn des Herzogs, bewogen ihn endlich, mit Karl III. in Verhandlungen zu treten. Den Anlaß bot ein Besuch bei seiner kranken, in Seyssel wohnenden Mutter, wofür er vom

Herzog auf zwei Monate freies Geleit zugesichert erhielt. Obwohl diese wie die Freunde Bonnivards ihm ihre lebhaftesten Besorgnisse aussprachen, begab er sich doch nach Moudon, wo er seine Angelegenheit den zu einem Rechtsspruche versammelten Seigneurs empfehlen wollte. Als er jedoch mit seinem treulosen Begleiter auf der Höhe des Jura angelangt war, wurde er von dem Kommandanten von Chillon und dessen Söldnern überfallen und mit Fesseln beladen nach diesem Schlosse gebracht.

Mit diesem Tage, es war der Himmelfahrtstag des Jahres 1530, begann für Bonnivard eine lange, bittere Leidenszeit, in der unter den schmerzlichsten Entbehrungen sein Geist immer mehr sich läuterte, bis er auf jener Höhe der Betrachtung angelangt war, vor welcher alle menschliche Beschränkung und alles irdische Leid wie leichter Nebel von der Sonne reiner Erkenntniß verzehrt wird. Um jedoch die Schmerzen mitzufühlen, aus denen Bonnivards edler Geist siegreich sich losrang, müssen wir vor Allem die schauerliche Höhle kennen lernen, in welche der savoyische Despot ihn warf.

Der gewaltige oberirdische Bau des Schlosses Chillon ist im ernsten Style jener Zeit; wie aus dem Wasser emporgewachsen, steht er da, selbst eine versteinerte Woge seiner Zeit. Unter den stattlichen Sälen und Gemächern des Erdgeschosses ziehen in den Felsen gehauene, 256 Fuß lange, unterirdische Gewölbe hin, die sich in mehre Säle von verschiedener Größe theilen. Zwischen denselben befinden sich enge, dunkle Höhlen, in welchen die Verurtheilten hingerichtet wurden und in die aus dem Gerichtssaal eine Stiege hinabführt. Jedes dieser Gewölbe wird durch eine Reihe byzantinischer Säulen getheilt, die in Bogenrippen auslaufen, welche im rohen Fels sich verlieren. Der Eingang in dasselbe ist durch eine lange, enge Oeffnung, über dem Eingange wagt sich zaudernd ein ungewisser Lichtschimmer in die dunkle Höhle und kämpft mit der Finsterniß um die Herrschaft an diesem unseligen Orte, ein Kampf, der die mannichfachsten Gestalten und Farben erzeugt. Zuweilen wirft am Morgen die vom Seespiegel zurückstrahlende Sonne azurne Tinten auf die Felswände, meistens jedoch dringt das bischen Sonnenlicht nur matt und trübe in die steinerne Finsterniß und erfüllt die in dem Dunkel bang umherirrende Seele mit tiefen Schauern. In dies lebendige Grab wurde Bonnivard geworfen, und noch heute zeigt man die Säule, an welche er mit einem eisernen Ringe gefesselt wurde: noch heute sind stumme Zeugen jener qualvollen Stunden, Tage, Monde, Jahre vorhanden, die der lebendig begrabene Bonnivard in dieser Marterhöhle zubrachte, da er nach seinem eigenen Berichte in den Felsboden seine Schritte einprägte, die wie mit dem Meißel in den Stein gehauen erscheinen.

Diese eigentliche Folterzeit begann jedoch erst mit dem dritten Jahre von Bonnivards Gefangenschaft. In den beiden ersten Jahren ward ihm

eine menschlichere Wohnung angewiesen, die derjenigen des Gouverneurs von Chillon gegenüber lag, der ihn oft besuchte und rücksichtsvoll behandelte. Ein Besuch des Herzogs machte jedoch dieser Rücksicht ein Ende und Bonnivard wurde in die oben geschilderte dunkle Grotte geschleppt, in der er noch vier Leidensjahre zubringen sollte. Wohl mögen bittere Gedanken durch seine Seele gezogen sein, wenn er in langen, schlaflosen Nächten, das Haupt an die steinerne Säule gelehnt, von schwerem Kummer erfüllt war, der ihn sicher mehr drückte, als die eiserne Kette, welche seine Füße fesselte, — ohne irgend ein Wort menschlichen Trostes, ohne Gesellschaft außer den Dohlen, welche in das Gefängniß hereinflogen und in den Bogenwinkeln nisteten. Bonnivards Schriften nach seiner Gefangenschaft machen uns mit seinem damaligen innern Leben vertraut, und ergreifend wirkt es auf den Leser, wie Bonnivard von seiner natürlichen Verbitterung, die ihn zu einer herben Kritik der Zustände seiner Zeit veranlaßte, zur tiefsten Selbsterkenntniß, zur stillen Resignation und endlich zu höherer Versöhnung mit seinem Schicksal gelangte.

Anfänglich schleuderte er Zornesworte gegen Karl III., in Versen, die in ihrer markigen Weise an die unsterblichen Sirventen eines Peire Cardinal erinnern: „Hast du eine gute Sache, so hoffe auf keinen Erfolg; ist sie aber weder gerecht, noch ehrbar, so brauchst du dir den Kopf nicht zu zerbrechen und kannst ruhig schlafen, denn der Herzog wird schon für dich sorgen. Aber nimm dich wohl in Acht, ihn nicht merken zu lassen, daß du seine Schlechtigkeit durchschaust, denn das Gefängniß würde deine Wohnung, wenn er es nicht vorzieht, dich aus der Welt zu schicken. Während er die Guten in den Kerker wirft, nimmt er die Schlechten in sein Haus und kleidet sie in Sammet und Seide". Ueberhaupt richtet sich Bonnivards Kritik gegen die Großen der Erde, „die, während sie die Titel der Majestät, Excellenz, Hoheit sich anmaßen, doch nichts Besseres zu thun wissen, als tausend neue Steuern und Zölle zu erfinden auf Kohl, auf Eier, auf Zwiebeln, auf alles Mögliche. Nicht ohne guten Grund nehmen sie in ihre Wappen den Adler auf, der ein Raubthier ist und das ärgste von Allen". Bonnivard geht die Geschichte durch und findet in ihr tausend Beweise von der Thorheit der Könige. „Die Einen sind von cholerischem Temperamente und denken an nichts als an Kriegsschlächtereien, wie Karl der Kühne; Andere von sanguinischer Art geben sich mehr damit ab, die Erde zu bevölkern, und wenn sie das öffentliche Gut nicht verschwenden, glauben sie, keine ächten Fürsten zu sein. Dann gibt es wieder Melancholiker, die an nichts denken, als Schätze zu sammeln, oder Phlegmatiker, deren Sinn einzig danach geht, gut zu essen, zu trinken und zu schlafen, was bei mehr als einem deutschen Fürsten der Fall ist." Daß auch die Päpste bei dieser Revue nicht leer ausgehen, versteht sich bei dem geistreichen, kenntnißvollen Humanisten von selbst. Doch während er hier die Bedeutung Luthers und der Reformation mit aller Kraft hervorhebt,

warnt er eben so energisch vor den Gefahren der Anarchie, die im Gefolge der großen religiösen Bewegung hereinzubrechen drohte, und besonders sind es die Wiedertäufer, deren kommunistische Tendenzen er scharf geißelt und die er mit jenem spanischen Seigneur vergleicht, dessen Wahlspruch war: „Ich bin der Sennor von Monego, der keinen Rock hat, wenn er ihn nicht stiehlt". Interessant und sehr bezeichnend für den Vorläufer Calvins ist es, wenn er die Irrthümer der westphälischen Wiedertäufer daraus herleitet, „daß sie sich nicht Kinder Adams des Sünders nennen wollen, sondern Adams des Gerechten, noch daß sie glauben, die Erben seiner Sünde und darum auch seiner Strafe zu sein, sondern die Erben seiner Gerechtigkeit". Aber auch die protestantischen Fürsten seiner Zeit werden nicht verschont, indem er sie mit Jägern vergleicht, welche die Prediger bellen lassen, um das Wild aufzustören, das sie dann mit aller Gemüthsruhe sich aneignen. „Die Priester waren schlimme Diebe, weil sie die armen Leute bestahlen; sie aber sind biedere Schelme, weil sie die Priester berauben. Wahrlich ein sauberer Sieg des Evangeliums. Ich zweifle sehr, ob Peter oder Paul es auf diese Weise eingeführt hätten."

So durchschaute Bonnivard mit dem Scharfblick des Unglückes alle faulen und falschen Erscheinungen seiner Zeit, ohne deshalb in diesem Pfuhle menschlicher Schwäche und Sünde skeptisch unterzugehen, sondern mit freiem Haupte den Blick um so fester auf das Unvergängliche richtend. Während alle irdische Größe vor ihm in Nichts zerrinnt, bleibt ihm ein Adel bestehen, derjenige der Seele, welcher nach seiner Bezeichnung die Kehrseite der Tugend ist. Doch einen noch viel höhern Schwung nahm die in bitterstem Leid geläuterte Seele des Dulders, indem der Gang seiner Betrachtungen ihn zu jenem Ausgangspunkt des Philosophirens führte, von welchem schon Socrates ausgegangen war, zur Selbsterkenntniß, in welcher der Geist sich auf sich selbst, auf sein eigenes Wesen wendet, um zugleich, im Anschluß an die religiös-ethische Bewegung der Reformationszeit, die Quelle des höchsten Uebels, des Bösen, in einer Auflehnung des individuellen Willens gegen den göttlichen zu finden. Wie mit dieser Höhe der Betrachtung auch die Sprache zu gehobenem Ausdrucke sich steigerte, so ergab er sich auch mit Resignation in sein Schicksal, als ein von Gott bestimmtes, und mit Begeisterung ruft er aus: „Gott, der den Vogel nährt, wacht auch über dir!" Da wird ihm das Gefängniß zu einem lichten Orte der Freiheit und lieber will er auf hartem Steinpfühl schmachten, als jene Paläste betreten, in welche nur der Gottlose gelangt.

Es war für Bonnivard von hohem ethischen Werthe, daß nicht dem in leidenschaftlicher Polemik befangenen Manne, sondern dem zu einer geläuterten Lebensauffassung hindurchgedrungenen Weisen, dem die innere sittliche Freiheit das höchste Gut geworden war, endlich die Stunde der äußeren Freiheit schlug. Das gleiche reformatorische Princip, das ihn

beherrschte, war endlich auch in seiner Heimat zum Siege gelangt, und die gleichen nervigen Hände, welche den stolzen Bau der katholischen Hierarchie brechen halfen, öffneten auch seine Kerkerthüre.

Trotz der scheinbaren Ruhe nach Außen entbrannte in Genf, wo Farel schon seit 1532 das Evangelium predigte, der religiöse Parteikampf immer stärker, der sich sogar bis zu gegenseitigen Mordanfällen steigerte; er wurde noch mehr angefacht durch eine Verschwörung der Katholiken in Genf zu einem nächtlichen Ueberfalle, der aber entdeckt und vereitelt wurde, als die Feinde den Mauern sich näherten. Wie nun der über das Mißlingen seines Planes erbitterte Bischof den Bannstrahl auf die Stadt schleuderte, kündigte ihm Genf den Gehorsam auf, und schon im Juni 1535 wurde eine öffentliche Disputation über streitige Glaubensartikel veranstaltet, in welcher die Päpstlichen wie überall unterlagen. Dieser theoretische Sieg regte das materieller gesinnte Volk zu einer praktischen Demonstration, zu einem Bildersturme auf, wonach der Rath am 27. August 1535 den Uebertritt Genfs zur reformirten Konfession erklärte.

Der Herzog, in Verbindung mit dem Adel, beschloß hierauf, einen entscheidenden Schlag zu thun und zog mit großer Heeresmacht vor die Stadt. Die mannhaften Widerstand leistende Bürgerschaft wandte sich an Bern um Zuzug. Der Augenblick war gekommen, wo Bern unter dem Vorwande der Verletzung des Vertrags von Seite des Herzogs seine schon längst gehegten Absichten auf die Waadt ausführen konnte, und schon am 22. Januar 1536 nach vorausgeschickter Kriegserklärung rückte der bernische Seckelmeister, Hans Nägeli, mit 7000 Mann in die Waadt ein, die er in raschem Siegeszug eroberte, und entsetzte Genf. Aber noch fehlten zum vollständigen Besitze der Waadt die Stadt Lausanne mit dem bischöflichen Gebiete, und auch Chillon leistete noch immer Widerstand.

Da kam plötzlich die Mahnung nach Genf, einen neuen Feldzug der Berner gegen Chillon zu unterstützen. Mit Jubel wurde diese Aufforderung begrüßt, denn Genf hatte den Prior von St. Viktor nicht vergessen. Keine Friedensunterhandlung mit dem Herzoge war gepflogen worden, ohne daß von Genf Bonnivards Befreiung verlangt worden wäre. Da aber Genf alle Kraft hatte aufbieten müssen, seine eigenen Mauern zu vertheidigen, war es bisher nicht im Stande, mit den Waffen gegen Chillon zu ziehen. Sowie aber der Ruf Berns in Genf ankam, wurden zwei Galeeren, zwei Barken und einige kleinere Schiffe ausgerüstet, kühne Bursche strömten in Schaaren zu, und als die kleine Flotte abfuhr, drängte sich das ganze Volk an's Ufer und rief den Scheidenden nach: „Eilt und rettet Bonnivard!“

Am 29. März 1536 kam die Flottille vor Chillon an, dessen Kommandant jedoch, überzeugt von der Unhaltbarkeit seiner Stellung den ihm überlegenen Streitkräften gegenüber, mit seinen Leuten schon die Flucht

ergriffen hatte. Um die Mittagsstunde fand die Landung Statt, und in fieberhafter Eile stürmten die Männer in das Schloß, schlugen die Thüren ein und riefen in die dunkle Höhle: „Bonnivard! lebst du?“ Und Bonnivard, gefesselt an seine Säule, streckte den Freunden die Arme entgegen, die auf ihn zu stürzten und seine Ketten lösten unter dem Jubelrufe: „Bonnivard, du bist frei und auch Genf ist es!“

Im gleichen Jahre wurde Calvin nach Genf berufen. Wohl mochte aber der starre, despotische Charakter des großen Reformators nicht geeignet sein, um ihn dem freisinnigen Humanisten Bonnivard menschlich nahe zu bringen. Genug, Bonnivard, vom Rathe und Volke auf den Händen getragen, wurden nach einem stürmisch bewegten, an Leiden und Entsagungen so reichen Leben noch 22 heitere, sorgenlose Greisenjahre zu Theil, bis er 1558 starb, um ewig in der Erinnerung der Genfer fortzuleben.

Mit Bonnivards Befreiung und der bernischen Herrschaft endet die geschichtlich-interessante Periode Chillons. Das stolze Schloß ward nicht mehr der Sitz eines ritterlichen Feudalherrn, sondern des Repräsentanten einer bürgerlichen Aristokratie. Auch nahm die Einführung der Feuerwaffen dem Schlosse einen großen Theil seiner Bedeutung, weshalb die bernischen Landvögte weniger daran dachten, es zu einer Festung, als vielmehr zu einer behaglichen Wohnung einzurichten. Im Laufe des 18. Jahrhunderts vertauschten sie ihren Sitz in dem düstern Chillon mit dem freundlichen Vevay. Chillon verlor damit auch die Bestimmung eines Staatsgefängnisses, und seine weiten Säle wurden benutzt, um Korn und Heu darin aufzuspeichern. Nur im 17. Jahrhundert, als der grauenhafte Hexenprozeßwahnsinn über Europa hereinbrach, beherbergte Chillon manches arme Hexlein in seinen Mauern, und erst am Ende des vorigen Jahrhunderts wurde das Schloß, wie zu den Zeiten Wala's, seinem ursprünglichen Zwecke wiedergegeben, da die gutmüthigen, leichtblütigen Revolutionäre von 1791, deren ganzes Verbrechen in der Abhaltung patriotischer Reden und Toaste zu Gunsten der französischen Revolution bestand, in seinen Hallen untergebracht wurden.

Im Jahre 1836 wurde Chillon als Artilleriedepot des Kantons Waadt benutzt, um 1844 in eine Straf- und Besserungsanstalt umgewandelt zu werden. Die romantische Lage des Schlosses wie seine geschichtliche Berühmtheit verschafften ihm jedoch eine fortgesetzte Reihe von Besuchen hervorragender Menschen, unter denen wir Rousseau, Neander, Malesherbes und vor Allen Byron erwähnen. Um vor dem Großen auch das Komische nicht zu vergessen, sei bemerkt, daß auch der herrliche Alexander Dumas, dieser Alexander M. der Romanschriftsteller, seinen Namen in gewaltigen Lettern an die Säule Bonnivards geschrieben hat, unter den ein Spaßvogel das Wort „Homer“ setzte.

Im Dorfe Clarens steht ein bescheidenes Haus, das nur durch einen kleinen Baumgarten von der Straße getrennt ist, auf dessen einer Seite eine Gallerie sich hinzieht, von der aus der Blick frei über den herrlichen See schweift. In dem Zimmer, aus welchem man unmittelbar in diese Gallerie gelangt, wohnte Byron mit seinem Freunde Shelley und besuchte mit ihm in einem kleinen Boote alle jene Scenen um Meillerie und Clarens, die in Rousseau's „Neuer Heloise" mit so glühenden Farben geschildert sind, jene Geburtsstätte einer schwärmerischen Liebe, wo jeder Fleck der Erde das Kolorit der in jenem Roman geschilderten Leidenschaft trug.

Von diesem lieblichen Orte brachen Byron und Shelley an einem Julimorgen des Jahres 1816 auf und richteten das Segel ihres Schiffchens nach Chillon. Dort angelangt, begaben sich die Beiden in die unterirdischen Gewölbe. Und hier, während ein betrunkener, tauber Korporal vor ihnen die Geschichte Bonnivards in unverständlichem Gemurmel ableierte, mischte sich in die Phantasie des Dichters, der von Bonnivards Leben nichts wußte, mit den Vorstellungen, welche die dunkle Halle und die schwerfällige Säule mit dem eisernen Ringe in ihm erzeugten, zugleich jene Schauergeschichte Ugolino's und seiner Söhne. Aus diesen Elementen entstand das Gedicht, das Byron in Ouchy in der kleinen Schenke „Zum Anker" dichtete, wo er mit Shelley durch Regen aufgehalten ward. Ist der „Gefangene von Chillon" auch nichts weniger als der historische Bonnivard, so bleibt das Gedicht doch immer eine der schönsten Illustrationen des herrlichen See's und des berühmtesten seiner Schlösser.

M.



S^T MORIZ und SILVA PLANA
C^T GRAUBÜNDTEN.

r
D
i
n
a
D
D
de
G
W
ü
w
zi
län
we
No
for
Sc

St. Moritz und Silva Plana im Engadin.

Graubündten, das Land der Gletscher und der wildesten und erhabensten, wie der lieblichsten und üppigsten Naturscenerien, bietet im Engadin, dem schmalen Thal des Inn, nicht nur eines seiner pittoreskesten Thäler, sondern zugleich eine der merkwürdigsten Gegenden des Alpenlandes, ja Europa's dar. Es beginnt bei den Quellen des Inn, am südlichen Fuße der Malar (zwischen Septimer und Julier) und erstreckt sich in nordöstlicher Richtung, sanft absinkend, 18 Stunden lang bis zur Felsenschlucht Finstermünz, die es von Tyrol scheidet. Bei Zernetz trennt eine tiefe Schlucht, über welche eine Brücke, die Pont aut (pons altus), führt, das Ober- vom Unter-Engadin; in jenes versetzt uns unser Bild. Was nun eben diesem Theile des Thales, dem Ober-Engadin, eine ganz besondere Merkwürdigkeit verleiht, ist die bedeutende Kultur, die starke Bevölkerung in zahlreichen und stattlichen Dörfern, der Wohlstand, ja Reichthum der Bewohner — bei der außerordentlich hohen Lage des Thals, die z. B. in St. Moritz 5570 Fuß ü. M. beträgt und der kaum ein anderes bewohntes Thal der Schweiz gleichkommt. Leopold von Buch äußert sich darüber mit der ihm eigenen Frische lebendiger Anschauung also: „Wenn man dies Thal erreicht, glaubt man kaum vom Bernina herunter gestiegen zu sein, und würde sich nicht verwundern, sich hier zwischen Sennhütten und Alpenwohnungen versetzt zu finden. Allein ein solches Thal, welches in jeder andern Lage ein hohes Gebirg sein würde und zu dem emporzusteigen man Tage lang Zeit gebraucht hat, so bewohnt, mit so großen und schönen Dörfern in seiner ganzen Ausdehnung besetzt zu finden, wird allemal sonderbar überraschen. Die Grenze der Bäume läuft nicht hoch über dem Grunde an den Abhängen des Thales fort; die Alpennatur ist auf den Wiesen entwickelt und Schneegipfel steigen von beiden Seiten ganz nahe über den grünen Alpen hervor. Doch sind es hier nicht Alpenhütten, welche die Menschen bewohnen, sondern Paläste — so groß, geräumig und zierlich sind hier die Häuser gebaut. Balkons mit künstlichen, eisernen Geländern, große Freitreppen, symmetrisch vertheilte Fenster und blendend weiße Wände lassen keinen Alpenhirten hinter solchen Mauern erwarten. Noch weniger die Menge der schnell auf den wohlerhaltenen Chausseen fortrollenden Wagen, die sich auf einer Höhe bewegen, zu der man die Saumpferde und Bergwägelchen nur eben mit großer Mühe auf schmalen

Fußwegen sich hat hinaufarbeiten sehen. Ein solches Schauspiel bietet Europa schwerlich zweimal dar, und bei dieser Lebendigkeit und Kultur würde man die so noch sichtliche Grenze des aufhörenden Lebens an den Bergen gern für Täuschung halten; sie ist es aber nicht." — Diese Höhenlage verleiht dem Ober-Engadin das rauhe Klima der Gebirge, mit denen es den langen Winter, den Mangel an Laubholz, die Flora und Fauna der Alpenregion gemein hat. Der Reisende freilich, der an heiteren Sommertagen das Thal durchwandert, spürt wenig davon. Wunderbar lieblich lacht ihn die Gegend an, und die leichte Atmosphäre, der reine, tiefblaue Himmel, die bunte Flora auf den Thalwiesen, das helle Berggrün der Alpenweiden erheitern und erfrischen sein Gemüth. Aber merkwürdig rasch wechselt die Temperatur. Bei den brennenden Strahlen der Mittagssonne weht oft plötzlich ein schneidender Luftzug und auf den wärmsten Julitag folgt eine Nacht, die über Wiesen und Dörfer eine dichte Reifdecke streut. Ebenso reißend schnell ist der Uebergang vom Sommer zum Winter. In kaltem Reif erglänzt mit einemmal das Thalgefilde, die Natur erstarrt, die Seen gefrieren, im Wintergewande schlummert die Erde, und abermals blickt der reinste Himmel auf sie nieder. Nun werden die Eisflächen der Seen zu glatten Straßen und das Schlittengeläute rasselt über sie hin. — Dem Klima verdankt somit das Ober-Engadin, wie wir sehen, wenig, Alles dagegen der Anhänglichkeit an den vaterländischen Boden, der Betriebsamkeit und Freiheit seiner Bewohner. Indessen fließen die Hauptquellen des Wohlstandes, der sich überall ankündigt, nicht im heimatlichen Thale, sondern im Auslande. Zugvögeln gleich wandert ein ansehnlicher Theil der männlichen Bevölkerung alljährlich fort, um in der Fremde Unterhalt und Vermögen sich zu erwerben. Fast in allen großen Städten, zumal des südlichen Europa, trifft man die Männer aus dem Engadin mit ihren dunkeln Haaren und scharfgeschnittenen Gesichtern — ein Zeichen ihrer romanischen Abkunft —, in allerlei Handelsgeschäften, besonders aber als Zuckerbäcker, Chokoladefabrikanten, Kaffeewirthe rc. thätig. Hat dann Einem das Glück freundlich gelächelt, dann hält ihn länger nichts in der Fremde. Aus dem Gewühl der schönsten Städte kehrt er zurück in sein einsames Vaterdorf, aus den hesperischen Gefilden Italiens heim in seine theueren Berge, um sich hier auf vaterländischer Erde mit dem erworbenen Vermögen ein Haus zu bauen und den Rest seiner Tage in Ruhe zu genießen.

Das Ober-Engadin zählt in 10 Kirchengemeinden 4300 reformirte Einwohner, hat eine Fülle herrlicher Matten und Waldungen und nicht weniger als 14 Seen, von denen vier durch den Inn gebildet werden. Eine dieser Seeansichten stellt unser Bild dar: es ist die vom Camfeer- und Silvaplaner-See gegen die gewaltigen Massen und Firnen der Piz della Margna — eine jener Gegenden, die man, einmal gesehen, nimmer vergißt. An der Scheide der beiden Seen, die so sanft vom



DIE „GOWANUS HEIGHTS"
BEI BROOKLYN

Aus d. Kunstanst. d. Bibliogr. Instit. in Hildbh.

Eigenthum d. Verleger.

anschwellenden Ufer umfangen ruhen und, indem die Umrisse der bewaldeten Ufer oder der schneebedeckten Gipfel der Hochgebirge sich darin spiegeln, der Alpenlandschaft ein so feierliches Aussehen geben, liegt Silva Plana, und da, von wo die schöne Scene sich öffnet, am Uferhügel des See's: St. Moritz, letzteres ein viel besuchter Bade- und Kurort, mit einem berühmten Sauerbrunnen.

Gowanus-Heights bei Brooklyn.

Wenn auch New-York weniger reich und gerühmt an Naturreizen wäre, immerhin würde die prächtige Aussicht von den sanften Erhebungen Long-Islands, welche die Bai überschauen, ein weitbekannter und viel besuchter Anziehungspunkt sein. So sind es aber Weehawken, Hoboken, Staten-Island, die Engen, Mount Washington, die Pallisaden und viele andere Punkte der Stromes-Ufer und Meeres-Küste, alle in der unmittelbaren Nähe der Stadt, welche den Ruhm ihres Schmuckes für sich in Anspruch nehmen und die Höhen von Gowanus in ungestörtem Genuß und Besitz derjenigen belassen, welche sie bewohnen. Und doch hat kaum an einem andern Punkt der Einfahrt zum Thor der neuen Welt die Natur so verschwenderisch ihre Reize ausgeschüttet als hier. Die herrliche Bay mit ihrem Gewühl von Fahrzeugen und Flaggen in den Farben aller Nationen, die befestigten Eilande mit den sammtgrünen Esplanaden vor den scharfkantigen Granitwällen, welche wie gefaßte Edelsteine den Busen der Meeresgöttin schmücken, die gegenüber liegenden lachenden Ufer und Höhen von Staten-Island und New-Jersey mit den aus dem Grün der Obstgärten hervorblickenden Farmhäusern und mit den zahlreichen schmucken Villas, die jeden freien Punkt krönen, die fernen violett verschleierten Palisaden, die in rosigen Duft gehüllten Thürme und Häusermassen der Metropole, die zahllosen Masten, welche sich um ihre Werften drängen, die unabsehbar langen Quais der Inselstadt, wie hinter einem entblätterten Wald verborgen, diesseits die Prachtbauten von Süd-Brooklyn und zur Seite die Gräber-Parks von Greenwood, der großen Todtenstadt, Alles dies und noch mehr vereinigt sich, diesen Punkt zu einem der malerischsten und anmuthigsten an der ganzen atlantischen Küste zu machen.

Dennoch ist Gowanus nichts mehr, als ein bescheidenes Dorf, zu dem sich der Geist der „improvements“, der Verwandlung in die Scenerie einer Stadt, noch nicht verirrt hat. Es hat diese Schonung seiner seichten Düne zu danken, welche die Annäherung von Schiffen, die Anlage von Häfen und Docks nicht gestattet, deshalb die Ansiedelung von Handels- und Fabrik-Etablissements nicht einträglich macht und das Geräusch der Werkstätten stets von seinen grünen Gründen fern halten wird. So haben auch die alten Farmhäuser, deren einige zu den frühesten Niederlassungen im Staate gehören und theilweise, wie die Jahreszahl 1698 an einem derselben bezeugt, aus von Holland eingeführten Backsteinen gebaut sind, nicht zu fürchten, verdrängt zu werden, es sei denn durch den Zahn der Zeit, und werden wohl noch einer späten Zukunft als die einzigen Reliquien bewahrt bleiben, welche die Geschichte der ersten Ansiedelung auf diesen Landesstrichen zurückgelassen hat.

Doch, der Kuriosität halber sei es erwähnt, hat gerade hier das junge Amerika einige Spuren seiner Neuerungssucht — und zwar nicht auf dem materiellen Gebiete — eingedrückt, die zu bezeichnend und merkwürdig sind, um unbeachtet zu bleiben. Auf den Höhen von Gowanus versuchte eine der tollen Ausgeburten amerikanischer Freiheit, ein Experiment kühnen Emancipations-Strebens, ein Traum von Menschheits-Erlösung und Weltbeglückung, wie der in seiner Ungebundenheit und Spekulationsgier so leicht sich verirrende Geist des Angloamerikanismus sie häufig hervorbringt, sich zu etabliren. Ein Sommer hat hingereicht, das phantastische Gewächs wieder zu Staub zerfallen zu machen, den bereits die Winde verweht haben; nur im frischen Angedenken manches Augenzeugen lebt seine wunderliche Geschichte fort und aus dieser Quelle holen wir sie auch für unsere Leser hervor. Sie ist charakterisirend für den Kulturgang des amerikanischen Volks und aufklärend über manche Erscheinung, die wir mit unseren schulgerechten Schlüssen oft nicht zu lösen verstehen:

„Ich wurde in jener Zeit in einen kleinen Kreis gebildeter und in vieler Beziehung interessanter Menschen eingeführt, die sich auf eine rühmliche Weise für alles Edle und Schöne interessirten. Sie gehörten, sogar in den Personen weiblichen Geschlechtes, meist wissenschaftlichen, literarischen und künstlerischen Berufen an. Den Mittelpunkt aber bildete eine Familie, die aus gewissen socialen Reformbestrebungen Profession machte. Mann und Frau waren Schriftsteller für die Verbreitung ihrer Ueberzeugungen, und hatten eine Art von Schule junger Leute beiderlei Geschlechts um sich versammelt, denen sie Vorlesungen über Menschenkunde, Moralphilosophie und andere unmittelbar in die geselligen Verhältnisse der Menschen eingreifende Zweige der Bildung hielten.

„Der gesellschaftliche Ton in diesem Kreise war tadellos. Heiterkeit und Ernst wechselten in einer sich in feinen Formen bewegenden Unterhaltung. Wissenschaft und Kunst, Politik und Religion, Fragen der

Philosophie und des Geschmackes wurden mit Freiheit, mit Selbstbeherrschung und zuweilen mit Geist besprochen, und auf eine seltene Weise wurde selbst bei extravaganten Ansichten die sittliche Freiheit des Individuums geachtet.

„Die Elemente der geistigen Atmosphäre, in der sich dieser Kreis bewegte, waren indessen der wunderlichsten Art. Schwedenborg und Fourrier waren die beiden Apostel, in deren Evangelien man hier das neue Heil verkündet sah. Zwei Stockamerikaner, Warren und Andrews, waren gewissermaßen die Kirchenväter der neuen Lehre, welche innerhalb ihres Kreises sich zu einem Moralsysteme ausgebildet hatte, das seinen Einfluß nach allen Seiten über das Leben dieser Menschen verbreitete. Die Souveränetät des Individuums war der praktische Mittelpunkt des Systemes. Wenn aber, so folgerten jene, aus souveränen Individuen eine gebildete und harmonische Gesellschaft entspringen soll, so müssen diese Individuen gute und edle Menschen sein. Daß die Mehrzahl der Menschen dieser Anforderung nicht entspricht, mithin keine gebildete und harmonische Gesellschaft zuläßt, liegt an der physischen Ungesundheit des Geschlechtes, und diese wieder ist die Folge einer fehlerhaften Diät. Hier also ist der Anfangspunkt für jede gründliche Verbesserung des Menschengeschlechtes vorgezeichnet. Jede gründliche Reformbestrebung muß mit der Nahrungsweise beginnen. Meine amerikanischen Freunde waren also Gesundheitsreformatoren und unterwarfen sich zu diesem Zwecke einer strengen Wasser- und Pflanzendiät. Fleischspeisen, geistige und narkotische Getränke, Tabak, Gewürze, alle Medicin, in welcher Krankheit es auch sein mochte, wurden von ihnen verworfen, und sie erwarteten von dieser unschuldigen Diät eine entscheidende und unmittelbare psychischer Wirkung.

„Unter anderen Hoffnungen, welche sich an die Reform der Diät knüpften, war auch die, daß durch die gänzliche Enthaltung von Fleischspeisen alle Neigung zur Gewaltthat, alle Herrschsucht, Streitsucht, Eifersucht, und wie andere ähnliche Laster heißen mögen, aufhören werden. Die Freiheit wird von selbst siegen, wenn die Tyrannei aus diätetischen Gründen ausstirbt. Der Krieg wird aufhören, wenn die Menschen von ganzem Herzen den Frieden lieben. Die Konflikte der Leidenschaft werden aufhören und die theoretische Frage der freien Liebe wird gelöst sein, wenn es keine Eifersucht und keine bösen Gelüste mehr gibt. Dem gewaltthätigen und eroberungssüchtigen Geiste des fleischessenden Angelsachsen stellten diese Reformatoren die duldende Sanftmuth des reisessenden Hindu als Ideal gegenüber. Das mit sich selbst unzufriedene Amerikanerthum strebt in dieser Erscheinung nach seinem subjektiven Gegensatze. Mit diesem Gegensatze stimmt es auch ganz überein, daß diese Reformer nach nichts Geringerem suchten, als nach einem Auskunftsmittel, durch welches dem Menschen die Nothwendigkeit der Arbeit erspart wird.

„Als der Frühling heran kam, zog die Familie pflanzenessender Weltverbesserer auf das Land nach den Gowanus-Heights. Sie hatten für ihre Wasserheilanstalt und die damit verbundene Academy der Leib- und Seelenheilkunde, der individualistischen Moral und der socialen Harmonie ein geräumiges Haus gemiethet, welches auf dem Gipfel eines Hügels stand, und über die mit zerstreuten Wohnungen, Wiesen, Feldern und Hainen bedeckte Landschaft blickte. Warren und Andrews hatten hier den Versuch gemacht, ihren neuen Gesellschafts-Organismus zur praktischen Ausführung zu bringen und in der Nähe ihrer Academy eine Niederlassung von Proselyten unter dem Namen Modern Times gegründet.

„Absichtlich hatten sie ein sehr schlechtes Land gewählt, um zu beweisen, daß durch eine nach ihren Grundsätzen lebende Gesellschaft sogar ein solches Land in einen Garten verwandelt werden könne. Die Menschen, welche sich hier gesammelt hatten, waren in der That vom besten Willen beseelt, und der höchste Grad der individuellen Freiheit in Moral und Lebensweise, welcher hier als Gesetz proklamirt war, kann dem Gedeihen nur förderlich gewesen sein. Sämmtliche Ansiedler gehörten einer mittleren Bildungsschicht an und hatten sich keiner Glücksgüter zu rühmen gehabt. Die meisten hatten sich ihre Häuser selbst gebaut. Fleiß, Ordnung und Reinlichkeit waren aber wirksam, dem Oertchen in naher Zukunft ein achtbares Aussehen zu versprechen, und manche der Ansiedler waren ganz freundlich und behaglich eingerichtet. Einige waren verheirathet, andere ledig, noch andere lebten in wilder Ehe, was hier als eine Angelegenheit der individuellen Moral, die keinen Dritten berührt, betrachtet wurde.

„Das scheinbare Gelingen des kleinen Anfangs täuschte die Gründer über die Tragweite ihrer Ideen. Sie glaubten den Stein der Weisen wirklich entdeckt zu haben, und setzten nun alle Hebel an, denselben an's Licht zu fördern. Die Academy, als der geistige Mittelpunkt dieses reformseligen Treibens, fing an eine großartige öffentliche Thätigkeit zu entwickeln, und mit ächt yankee'schem Spekulationsgeist Propaganda für ihre neue Doktrin zu machen. Eine Zeitschrift „the modern times“ wurde gegründet, Traktate wurden verbreitet, Apostel ausgesendet, Künstler und Lehrer berufen, Hörsäle geöffnet, und wie eine zweite Schule des Plato versammelten die nüchternen Räume der ehemaligen Wasserheilanstalt eine zahlreiche Schaar begeisterter Zuhörer und schwärmerischer Bekenner der neuen Lehre aus der Jugend beider Geschlechter.

„Doch sollte die Herrlichkeit nicht von langer Dauer sein. Es konnte nicht fehlen, daß unter den Konsequenzen der Souveränetät des Individuums, welche so rücksichtslos hier in's Werk gesetzt wurden, das Kapitel von der freien Liebe als ein hervorragendes Moment angesehen ward, und daß es damit nicht bei der doktrinären Behandlung blieb. Der Grundsatz, daß jedes Weib das Recht habe, den Vater ihrer Kinder zu wählen, strebte



NAUMBURGER DOM

Aus d.Kunstanst. d.Bibliogr. Instit. in Hildbh.

Eigenthum d.Verleger

nach praktischer Verwendung und kein Wunder, daß die scandalsüchtige Presse dergleichen Vorgänge in ein so grelles Licht stellte, daß anfänglich eine große Menge Neugieriger angezogen wurden, bald darauf aber auch die officiellen Wächter der Sittlichkeit — in der Gestalt einer Truppe von Polizei-Beamten, welche ohne Umstände die Versammlung aufhoben und die Apostel der „league of free love", wie sich am Ende die Gesellschaft nannte, in Gewahrsam nahm. Konnte auch von Seiten des Gesetzes nichts Ernstliches gegen sie vorgenommen werden, so zerstörte doch die öffentliche Diskussion den geistigen Inhalt der Genossenschaft vollständig und ihre ernüchterten Mitglieder waren froh, mit ihren bankerotten Emancipationsgelüsten sich wieder unbemerkt unter den Schutz der allgemeinen Zwangsmoral flüchten zu können.

„Nach anderthalb Jahren war Modern-Times nichts mehr als eine Anzahl bescheidener, der Gemeine von Gowanus-Heights angehöriger Farmerwohnungen, und die Academy, der geträumte Brennpunkt einer weltumgestaltenden Ideen-Kombination — eine verlassene Kaltwasserheilanstalt."

Naumburg und sein Dom.

Hier ist gut wohnen! Denn das Naumburger Ländchen ist ein heiteres Land, und die Leute drinnen sind ein biederer, freier und aufgeweckter Schlag, unter denen es Einem wohl sein kann. Das romantische Saalthal, tief in den Sandsteinfels gegraben, mit Reben an seinen sonnigen Gehängen, und von waldigen Höhen umkrönt, hat keine schönern und lachendern Gegenden aufzuweisen, als die um Naumburg, — das aus seinem Gartenkranze den Fremden schon von fern gar freundlich anschaut. Die Stadt ist offen, die alten finstern Festungswerke sind längst eingeebnet und heitere Spaziergänge und Anlagen nehmen den Platz der Schanzen und Bastionen ein, welche die Einwohner nicht schützen konnten. Hielten sie es doch für klüger, selbst gegen die undisciplinirten Horden der Hussiten, welche unter Prokopius am 28. Juli 1432 vor ihren Wällen erschienen, sich mehr auf das Mitleid der Feinde, als auf die Stärke ihrer Mauern zu stützen, und sie haben wohl daran gethan. Die Stadt feiert den Tag lieber als Festtag, denn als Trauertag.

Naumburg ist alt und groß; doch seine Bevölkerung (etwa 16,000 Einw.) nicht zahlreich. Schon im 10. Jahrhundert wurde es an das Stift Zeitz verschenkt, 1029 siedelte das Bisthum von letzterer Stadt herüber. Seine Messe, die älteste fast in Deutschland, war schon im 16. Jahrhundert berühmt; die Blüthe derselben wurde durch den 30jährigen Krieg gebrochen, und die spätern Wechsel der Herrschaft und der Verkehrs- und Zollverhältnisse waren nicht geeignet, dem Ort die frühere Bedeutung als Handelsstadt zurück zu geben. Jetzt sind die Messen zu Jahrmärkten herabgesunken, und auch der Flußverkehr hat durch den leichten und billigen Transport auf den Schienenwegen verloren. Dagegen ist das Flößereigeschäft und der Holzhandel empor gekommen, und der Geschäftskreis desselben erweitert sich mit jedem Jahre. Die sogenannte Holzmesse wird vom Palmsonntag bis zum Gründonnerstag abgehalten, — die ganze Saale ist dann bis $1^1/_2$ Stunde herauf mit Flößen bedeckt und die Ufer mit Menschen: der Umsatz beläuft sich auf viele Hunderttausende.

Unter den Sehenswürdigkeiten Naumburg's steht der Dom in erster Reihe. Er wurde in dem ersten Jahrhundert der Einführung des Christenthums durch Bonifacius gegründet. Von diesem ersten Bau ist jedoch nur die Krypta übrig. Der heutige Oberbau datirt aus dem 12. Jahrhundert, als der romanische Styl sich noch mit dem germanischen vermischte. Viele kostbare Monumente altdeutscher Kunst: Statuen, Basreliefs, Gußwerke und herrliche Schnitzereien und Skulpturen in Holz und Metall schmücken sein Inneres und machen es zu einem Museum.

Am Red River (Rio Colorado)

in New-Mexiko.

Wieder ein Bild aus dem „fernsten Westen" Nordamerika's, der unermeßlichen Ebene, durch welche die Schnee- und Eisfelder der Felsengebirge ihre Wasser nach dem mexikanischen Golf ausgießen.

Der Charakter der Landschaft ist afrikanisch. Wie der nubische Nil steigt der Red River ein ungeheures Tafelland hinab zum Thal des Rio Grande, überfluthet alljährlich seine flachen Ufer und befruchtet, oasengleich, die Niederungen; die Comaches- und Kyowas-Indianer sind die Beduinen dieser Wüste, die Erbfeinde der Kultur und der Büffel. Die Antilope, der Prairie-Hund, die Klapperschlange sind ihre Genossen.



LANDSCHAFT bei der FURTH über den READ RIVER

Aus d. Kunstanst. d. Bibliogr. Instit. in Hildbh.



LIEBENSTEIN & STERNFELS am RHEIN

Noch ehe die Straße von Independence nach Santa Fe sich belebte, welche hier das Thal überschreitet und eine Furt im Flusse gefunden hat, hatte sich eine alte spanische Pionier-Gesellschaft da niedergelassen und eine weitläufige Hacienda gebaut (Barclay's Farm); die herrlichen Weiden in den Seitenthälern gaben ihren Heerden reichliche Nahrung und die zahlreichen Büffel Beute für ihre Jagdlust. Mit dem rothen Manne lebten sie in Eintracht. Seitdem aber die Entdeckung des goldenen Vließes der neuen Welt alljährlich Tausende von Abenteurern dieses Weges lockt, die die Büffelheerden auf ihren Weiden und die Indianer in ihren Jagdgründen stören, hat der entbrannte Krieg zwischen der rothen und weißen Haut auch diesen Anfang einer Ansiedelung zerstört, und nur zuweilen noch bieten ihre verlassenen Mauern den Karawanen Schutz gegen die mächtigen Ueberfälle ihrer immer wachsamen Feinde. Der ganze ungeheure Landstrich ist jetzt nur noch eine Wildniß, in der der Reisende höchstens Emigranten-Zügen begegnet, die dieselbe Straße ziehen oder kommen.

Interessant ist die geologische Physiognomie des Landes. Diese tafelförmigen Berge (mesas) bilden einen hervorragenden Charakterzug von ganz Neu-Mexiko, und gleichen den Tafelbergen von Abyssinien, mit denen sie auch ihre Entstehung gemein haben. Zu beiden Seiten des weiten Thales erstreckt sich das große Centralplateau Nordamerika's, von dem diese abgeflachten Kegel nur Ausschnitte sind. Eine festere Gesteins-Art schützte sie vor Zerstörung der Fluthen, als diese sich ihr Bette gruben, welches jetzt die fruchtbaren Niederungen bildet. Die tapferen Navajoe-Indianer benutzten diese Felsen mit großem Vortheil als natürliche Bastionen gegen die spanischen und Vereinigten-Staaten-Truppen, bis letztere zu einer förmlichen Belagerung schritten und so lange Bomben auf die Höhen warfen, bis der letzte Mann gefallen war; noch bleichen die Gebeine dieses völlig ausgerotteten Stammes auf diesen Riesen-Sarkophagen.

Liebenstein und Sternfels am Rhein.

Unser Auge hat sich schon an so viel Herrlichem geweidet! Wir haben alle Welttheile durchreist, die brennenden Wüsten betreten, gebetet am heiligen Grabe, in den Trümmern der Thebais die Urhieroglyphe des Christenglaubens gefunden, durchwandert die unterirdischen Tempel

Indiens, und ausgeruhet auf den Grabhügeln von Sardis. Wo Noah's Dankopfer rauchten, stiegen auch unsere Gedanken zur Allmacht empor, und die Schluchten des Himalaja sind uns bekannt geworden, wie die Thäler der Alpen: — und doch, nachdem wir so viel gesehen haben, kehren wir immer mit neuer und ungeschwächter Vorliebe zu den reizenden Ansichten des Vaterlandes zurück. —

Eine der anmuthigsten liegt vor uns. Herrliche zeigte uns schon das Rheinthal von Mainz bis Bingen — das lachende Rheingau, — das einer Idylle gleicht, voller Anmuth und heiterer Pracht. Von da an wird der Charakter der Gegend ernst und elegisch. Hatto's märchenhafter Mäusethurm, der, gespenstig, einsam in den Wogen steht, macht gleichsam die Scheidewand zwischen dies= und jenseits, zwischen dem Reiche des Heitern und der Schwermuth. Höhere Berge drängen den Strom enger zusammen, und immer dunkler spielen die Wellen im tiefen Schatten der Wände. Reben bedecken jedes sonnige Plätzchen, alles übrige ist hoher, dichter Wald; nur zuweilen drängen sich schroffe, einzelne Felsspitzen an das Licht des Tages, selten kahl, meistens mit malerischen Ruinen verfallener Burgen oder Kapellen gekrönt. Tiefe Stille herrscht, und man könnte sich eben so gut auf einem Meerarm des schottischen Hochlandes, oder an Norwegens Felsenküsten denken. Einige hie und da zerstreute Fischerhütten ausgenommen, erspähet das Auge auf weite Strecken hin keine menschliche Wohnung; uralte Volkssagen und Aberglauben bevölkern jede Kluft mit Ungeheuern, und jede Höhle mit Kobolden und Geistern. — Erst an St. Goar und Goarshausen vorbei schifft man in eine freundlichere, offnere Gegend. Wiesen und Gärtchen finden Raum an den Ufern, sich auszubreiten; weiter werden die Bogen, die der Strom um die Berge beschreibt, und die Felsen treten zurück und erheben ihre Häupter tiefer aus dem Forste.

Da, wo der Rhein der Stadt Boppart zueilt, eine Viertelstunde von derselben entfernt, finden wir die Stelle, die unser köstliches Bild bezeichnet. Auf von ihrem untersten Fuße bis zu den äußersten Spitzen mit Reben dicht bewachsenen, hohen Felsenpyramiden stehen die Ruinen zweier Burgen, „Liebenstein und Sternfels" — bekannter unter dem Namen „die Brüder."

Eine schauerliche Sage knüpft sich an diese malerischen Trümmer.

Auf Liebenstein hauste im 12. Jahrhundert ein reicher Ritter. Zwei Söhne und ein Mädchen, eine an Kindesstatt angenommene Waise, waren die Freude seiner alten Tage. Die Waise blühete auf zur schönen Jungfrau, und die beiden Brüder liebten sie mit gleicher Gluth: — lange heimlich, bis endlich der Vater es merkte. Dieser drang in die Pflegetochter, einen zu wählen. Aber sie wollte keinen betrüben. Als der ältere ihre Unentschlossenheit sah, überwand sein Edelmuth die Leidenschaft. Er schwur Verzicht auf seine Liebe und warb mit Glück für den Bruder. Doch hin war der Friede seines Herzens! Darum verließ er die väterliche Burg

und ging an den Hof des Pfalzgrafen, dort bei Turnier und Kampfspiel Vergessenheit seiner Leiden zu suchen.

Nun geschah es, daß der heilige Bernhard die Rheinlande durchzog und einen Kreuzzug predigte nach Palästina. Seine feurige Beredtsamkeit machte, wohin er kam, die Schlösser und Burgen an Rittern und Reisigen leer: — schaarenweise strömten sie herbei, überall wehete das Kreuz. Auch der Bräutigam der schönen Elise gelobte den ritterlichen Zug, ehe er die Maid zum Altar führe. Weder die Thränen dieser, noch die Bitten des Bruders und des alten Vaters, vermochten etwas über den Entschlossenen. Er brachte das Fähnlein seiner Knechte zum Kaiser Konrad, der in Frankfurt das Kreuzfahrerheer sammelte, und zog mit ihm von dannen. —

Voll Hoffnung der Wiederkehr baute der alte Ritter auf dem benachbarten Felsen eine stattliche Burg und taufte sie Sternfels. Sie sollte die Wohnung des jungen Paares sein, während sein Erstgeborner das Stammschloß erbe. — Noch vor der Vollendung des Baues starb der Ritter, und der älteste Sohn kehrte auf die väterliche Burg zurück. Jahre vergingen hierauf ohne Kunde von dem nach Palästina Gezogenen; endlich kam sie; aber welche für die arme Elise! — Ihr Bräutigam schrieb aus Venedig: er kehre heim als Gatte einer schönen und reichen Griechin! Der Betrogenen brach das Herz und sie versank in Schwermuth; und der über die Schandthat empörte ältere Bruder forderte den Pflichtvergessenen bei seiner Heimkehr zum Zweikampf auf. Schon floß das Blut beider aus tiefen Wunden; da warf sich die verlassene Jungfrau zwischen sie und stiftete mit himmlischer Milde Versöhnung. Hierauf nahm sie den Schleier. — Todt und einsam blieb's fortan auf Liebenstein; aber auf Sternfels hörte der Lärm des frohen Lebens nicht auf. Aus Nah und Ferne kamen die Ritter und Grafen, um der Schönheit und Anmuth der jungen Griechin zu huldigen. Ihr Gemahl ahndete nichts Arges: aber zu des Bruders Ohren fanden schändliche Gerüchte den Weg. Es ward nicht schwer für diesen, die Wahrheit zu erforschen: die Schande seines Bruders war nur zu gewiß. Noch ehe er aber diesen überzeugen konnte von seinem Unglück, war das verbrecherische Weib mit einem ihrer fremden Buhlen entflohn und verschwunden. — Die beiden Ritter gelobten sich nun, ein eheloses Leben zu führen und dem Kloster in der Tiefe, in dem die arme Elise als Nonne verkümmerte, all ihre Habe zu vermachen. So erlosch ihr Stamm mit ihrem Tode, und unter dem Zahn der Zeit verfielen der Brüder unbewohnte Burgen.

Der Norangfjord am Eismeer.

Das vorstehende Bild versetzt uns in das norwegische Lappland, in die sogenannte Tundra, jenen merkwürdigen Landstrich, der, als das äußerste Vorwerk vegetabilischen und animalischen Lebens, den hohen Norden unseres Kontinents gegen die ewig anstürmenden Fluthen des Polarmeers vertheidigt. Die Tundra zieht einen Gürtel um die Polarregion, mit einem ebenso eigenthümlichen, abgeschlossenen, einförmigen Landschaftscharakter, mit ebenso ihm eigenen Klima, Pflanzenwuchs und Thierleben, wie der Gürtel der Sahara, der die Aequatorgegenden des heißesten Erdtheils vor den kühlenden Nordwinden schützt. Nur ist es in jenem das Wasser allein, welches ihm seine Zeichen einstickt, Zeichen, die hier aber nicht Gedeihen und Leben, sondern Armuth und Tod andeuten. Im glühenden Afrika endet die Wüste da, wo der Himmelsthau sich auf die dürstende Erde herabsenkt; im Norden beginnt sie, wo das Wasser zur Herrschaft kommt; das wenig begehrende Land wird mit Wenigem gesättigt, und der Ueberfluß von dem, was im Süden Leben hervorruft, bringt hier nur traurige Oede und Armuth zum Vorschein.

Die Tundra ist eine Wasserwüste, ein einziger, ungeheuerer Morast, aus dem sich, gleich Inseln, einzelne ausdruckslose Bergzüge erheben, und die wenigen wasserärmeren Stellen, welche der Schweiß des Menschen sich dienstbar machte, sind die Oasen dieser Wüste. Ein unbeschreiblich trauriges Bild! Hügelchen an Hügelchen mit Moos bedeckt, Gräben, Lachen, Teiche dazwischen, in denen Sumpfgras und Halmschilf wuchert, kein Baum, kaum ein Strauch, nur in den geschützteren Thälern verkrüppelte Birken und Weidenbüsche, nur hier wirkliches Gras und bisweilen wirkliche Blumen — das sind die einzigen Spuren von Lebenskraft dieses Wüstenlandes. Und seine Bewohner? — Blos an den wasserreichen, großen Flüssen, welche sich aus dem Abfluß von Hunderten von Thälern bilden, trifft man einzelne Hütten an, welche von nomadisirenden Lappen zeitweilig bezogen werden, deren elendes, freudloses Dasein vortrefflich zu der Armuth der sie umgebenden Natur stimmt.

Suchen wir uns für die eisige Kälte der Muttererde und das fahle Grau ihres Angesichts an der Farbenglut des Himmels über ihr zu entschädigen!



NORANGFJORD

Bibliograph. Institut in Hildburghausen.

Wohl ist es eine eigene Pracht, die der in glücklicheren Breiten Geborene sich nimmer träumen mag, wenn er zum ersten Male die Grenze überschritten hat, bis zu welcher es noch dreihundertfünfundsechzigmal im Jahre Tag und Nacht gibt, wenn er in jene Kreise eingetreten ist, in denen der Sommer nur ein einziger Tag und der Winter nur eine einzige Nacht ist. Aber es ist eine kalte und beängstigende Pracht, welche man vor sich sieht, und der glückliche Süden mit seinem ewigen Wechsel zieht Einen mit aller Kraft zurück und erfüllt die ganze Seele so mit Sehnsucht nach ihm, daß man sich kaum noch fähig fühlt, die Wunder des Nordens zu verstehen und zu deuten.

Wer niemals die Mitternachtsonne mit eigenem, leiblichen Auge erschaut hat, kann sich unmöglich eine Vorstellung von ihr machen. Es ist ein eigenes Ding, wenn man das belebende Gestirn am ganzen Himmelsrund rings herumwandeln sieht, ohne daß es jemals dem Auge entrückt wird, wenn man sich in seinen Strahlen sonnen kann, am Morgen wie am Abend, in der Mittagsstunde wie in der stillen Mitternacht. Man spricht dem Dichter seine Worte begeisternd nach:

„Die Mitternachtssonn' auf den Bergen lag,
Blutroth anzuschauen;
Es war nicht Nacht, es war nicht Tag,
Es war ein eig'nes Grauen!"

Schwer ist es, die großartige Erscheinung so zu schildern, wie sie geschildert sein muß, wenn das arme Wort nur annähernd der Wahrnehmung des Auges gleichkommen soll. Fast jeder Abend bringt eine andere Beleuchtung mit sich. In der eigentlichen Mitternachtsstunde steht die Sonne bei klarem Wetter still und groß im Norden, blutroth anzuschauen und so mild, daß das nach ihr hingerichtete Auge kaum geblendet wird, und der ganze nördliche Himmel um sie herum ist dunkelroth überhaucht, wie sie, oder schimmert in abendlicher Gluth. In andern Nächten sieht man die Sonne selbst nicht, aber ihr Glühen liegt auf den Bergen, und dieser warme Wiederschein ist wohl kaum weniger schön, als die Sonne selbst: die Beleuchtung ist dann wirklich geisterhaft. Endlich aber sieht man die Sonne blos durch Wolken hindurchscheinen, bald hierhin, bald dorthin strahlend, bald auch selbst sich zeigend: dann werden Lichter wach, von unnennbarer Schönheit, und es scheint, als schwärme der ganze Aether in einem goldenen Dufte, und aller Schimmer und Glanz auf den Bergen sei nur ein Wiederschein des lichterfüllten Luftmeeres. Dann werden die von dem Dichter erborgten Worte zur vollen Wirklichkeit: ein eigenes Grauen beschleicht die Seele, und so schön auch die Farben sein mögen, sie strebt hinweg und träumt sich nach Süden hin; der Mensch sucht überall nach verwandtem Odem, die starre Oede ängstigt ihn, die todte Einsamkeit drückt selbst das muthige Mannesherz nieder.

Doch die Nacht ist immer noch der lebensreichere Abschnitt von dem 24stündigen Tag. Um die Zeit, wo die Sonne im Mittag steht, ist es noch einsamer und öder. Die Tundra ist eben eine Wüste, und zwar die traurigste von allen; ihr fehlt die südliche Gluth, das südliche Leben und ihren Kindern fehlt jene Beweglichkeit, welche die Wüstenthiere auszeichnen von den übrigen Geschöpfen des Erdballs, und so ernst wie der Charakter der Tundra, so traurig ist das Wesen ihrer Bewohner. Wie trefflich stimmt da der klagende Ruf des Regenpfeifers, die einzige Lebensstimme, die hier hörbar wird, zu den trostlosen Eindrücken dieser Wasserwüste!

Norangfjord ist eine der zahllosen Einbuchtungen des Polarmeeres in der Nordküste Finnmarkens und zwar diejenige, welche den unbedeutenden Verkehr dieses Landstriches mit der Außenwelt vermittelt; es ist das Seethor der Tundra.

Ufenau.

„Deutsche Jugend unserer Tage, gehe hin zu Ulrich von Huttens Grab, und lerne uneigennützige Liebe zum Vaterlande, zum Volke, und Begeisterung für große Gedanken. — Kein Denkmal aus Stein oder Erz weist dem Wanderer die Stätte, wo das verglühte Herz des Vaterlandsfreundes, jenes Herz voll freier Menschheit in der kühlenden Erde ruht; es wäre auch keines seiner ganz werth und ganz in seinem Sinne, als das Denkmal, woran wir alle bauen können: ein einiges, helles, in seiner Freiheit glückliches, deutsches Vaterland!"

(W. Zimmermann, Geschichte des großen Bauernkrieges.)

Es war ungefähr Mitte August des Jahres 1523, als am alten Wasserthurm in Zürich zwei Männer ein bereit gehaltenes Boot bestiegen und den smaragdhellen See hinauffuhren. Der Eine in geistlicher Tracht, hoch und breit, mit starkem, kräftigem Antlitz und langer, scharfer Nase, die aus einer tiefen Furche gleichsam hervorsprang; ein breiter, dicker Mund zog sich über das voll gewölbte Kinn; an dem Manne sprach Alles von gesunder Kraft, Klarheit und Entschlossenheit, während der schwärmerische Glanz seiner großen hellblauen Augen Güte und Milde ausstrahlte.

t von dem
eht, ist es
d zwar die
Leben und
uszeichnen
Charakter
ich stimmt
die hier

armeeres
bedeuten=
s ist das

lrich
mäßige
erung
Stein
w das
Herz
ruht;
nz in
e alle
iheit

ges.)

ten
be=
her
fer
fer
es
e=



UFENAU

Bibliograph. Institut in Hildburghausen.

Und mit inniger Milde und Güte beugte er jetzt sich nieder zu seinem Begleiter, der ihm gegenüber saß und mit unendlicher Wehmuth bald ihn anschaute, bald hin über den See und nach den mählig auftauchenden glarner Alpen. Es war ein kleiner, schlanker, feiner Mann, mit einem langen, schmalen, blassen Antlitz, das aber von einer mächtigen, eisernen Stirne und einer, in griechischer Linie von ihr auslaufenden, gewaltigen Nase gleichsam beherrscht wurde. Ein kräftiger, kühn geschwungener Schnauzbart schmückte den trotzigen, üppigen Mund und auch noch das feine, edelgebogene Kinn. Große, heiße, dunkelbraune Augen unter dichten, schwarzen Brauen blitzten Leidenschaft, Geist und Kühnheit in oft wundersamem Glanze. Auf dem langgewellten, blonden Haar saß der Federhut eines Ritters; auch das ritterliche Schwert an der Seite bezeichnete einen solchen, und das ganze Wesen des Mannes zeigte, daß er mehr als ein Ritter der Sporen: daß er ein Ritter des Geistes sei. Und Das war er: einer der größten, gewaltigsten, berühmtesten und — unglücklichsten Geistesritter seiner und aller Zeiten. Es war der Ritter Ulrich von Hutten, den sein großer Mitkämpfer, jetzt sein einziger Freund und Pfleger, Ulrich Zwingli, nach der stillen, unbekannten Insel Ufenau brachte, auf daß der Gewaltige hier geschützt sei vor den wüthenden Verfolgungen seiner Feinde, den römischen Pfaffen und römischen Fürsten; daß er hier ausruhen möge von langen, entsetzlichen Leiden des Lebens, der Seele und des Körpers, die dem edelsten und feurigsten Patrioten, den Deutschland jemals besaß, sein Vaterland selbst mit bereiten half, — daß er hier ein Asyl finde, welches das Vaterland, welches die freien Städte der Schweiz dem verbannten und gebannten Titanen der Freiheit versagt hatten.

Es war eine wunderbare, großartige, gewaltsame Zeit, eine Zeit ohne Gleichen für Deutschland: die Zeit der Reformation. Im ebenso einfachen als bewundernswerthen Gang der Geschichte mußte erst im Osten eine alte, hohe Kultur zu Grunde gehen, ehe die jahrhundertalte Nacht des Westens sich aufhellen konnte: es fiel Byzanz; seine größten, edelsten und freiesten Lehrer wanderten nach Italien, um hier des Humanismus erste Schulen zu gründen. Die ahnungslosen Fürsten und Mediceer schützten und pflegten diese ersten Keime der Reformation und der Freiheit, bis sie mit Schrecken sie als solche erkannten und verfolgten. Jetzt aber flatterte schon des Lichtes Fahne herab von den Alpen in die deutschen Thale; hier hatte Held Gutenberg die ewige Saat seiner Typen ausgestreut: die weltgeschichtliche That der Buchdruckerkunst verband sich mit dem Geiste des Humanismus und der Schooß des Jahrhunderts wurde geschwellt von immer neuen und neuen Blüthen des Geistes. Doch es war nur erst noch ein Gähren und Glühen, ein hastiges Wirren und Drängen, ein unbeschreibbares Wollen und Grollen gegenüber der Finsterniß, Gewalt und Noth, womit das wüthende, erbitterte und erbangende Rom den erwachenden Geist des Jahrhunderts zu morden versuchte. Noch fehlte diesem in tau-

sendfachen Erscheinungen, Zuckungen und Wirbeln agitirenden Geiste der rechte Führer, die volle, klare Deutung, die gerade Richtung, das bestimmende Wort. Da plötzlich zuckte am dunklen Horizonte der Geschichte ein flammendes Roth auf, das Erscheinen des Tages verkündend; sein scharfer Luftzug weht stürmischwild durch die Welt; der Sonne erste Strahlen fliegen weit durch die Lande hin; sie entzünden mit Einem Male all die Minen, die unter dem Boden des Jahrhunderts angelegt waren — es erscheinen Hutten und Luther!

Hutten voran, als das Gewitter, das erst die schwüle, dumpfe Pfaffenluft rein fegen sollte, erst lockern mußte den vertrockneten Boden, dem Luther seine Saat anvertrauen konnte; Hutten voran als Geschoß und Mauerbrecher, damit Luther das Zertrümmerte nur wegzuschaffen und neu darauf zu bauen brauchte; Hutten voran als die Brandfackel, woran der wittenberger Scheiterhaufen für die Bannbulle Roms sich entzünden sollte. Ohne Hutten wäre Luther nicht möglich gewesen; nach ewigem Naturgesetze waren sie sich einander so nothwendig, wie Feuer und Wasser nothwendig für die Bildung, wie Licht und Luft für die Erhaltung der Erde sind. Huttens Schriften waren für Rom furchtbarer und zerstörender, als die Schriften Luthers, während diese bildsamer und fruchttragender für die nächsten Geschlechter wurden. Erasmus, Reuchlin und andere große Humanisten hatten die Sturmleiter angelegt; Hutten hatte sie erstiegen und die Fahne aufgepflanzt auf die wild und kühn erstürmte Zinne; Luther war dann eingezogen in die schon eroberte Stadt und hatte das Regiment derselben übernommen.

Ulrich von Hutten wurde, als der Sprößling eines altberühmten fränkischen Adelsgeschlechts, auf der Burg Steckelberg, unweit Fulda, am 21. April 1488 geboren. Des Knaben ebenso schwächlicher Körper als früh schon auffallend geistvolles Wesen veranlaßten die Aeltern, ihn zum Kloster zu bestimmen, um so mehr, da der Abt des benachbarten, mächtigen Stifts Fulda, Johann II. von Henneberg, ihr Hausfreund und Seelsorger war. Nach sieben Jahren empfundener Qualen und Bedrängnisse seiner feurigen Seele entfloh er, mit Hülfe des erfurter Humanisten Rubianus, der den Jüngling im Kloster kennen und verstehen gelernt hatte. Unter seinem Schutze studirte Ulrich nun in Erfurt. Indessen schon bald vertrieb von da die ausbrechende Pest alle Studenten, und Hutten reiste mit Rubianus zur alten Hochschule nach Köln. Hier lehrte der Humanist Asticampianus; doch herrschten viel mächtiger die Dunkelmänner, an ihrer Spitze der schreckliche Ketzermeister Hoogstraten. Hutten schaute hier schon das ganze Pfaffengetreibe und lernte seine späteren Feinde schon kennen und hassen. Kurze Zeit verbrachte er darauf an der freisinnigen Hochschule zu Frankfurt a. d. O. Doch ließ ihn die alte Wanderlust nicht ruhen, und Sehnsucht nach Thaten und Gefahren trieb ihn dem Osten Deutschlands zu. Er ging zu Schiff, um bald an ödem Ufer zu stranden

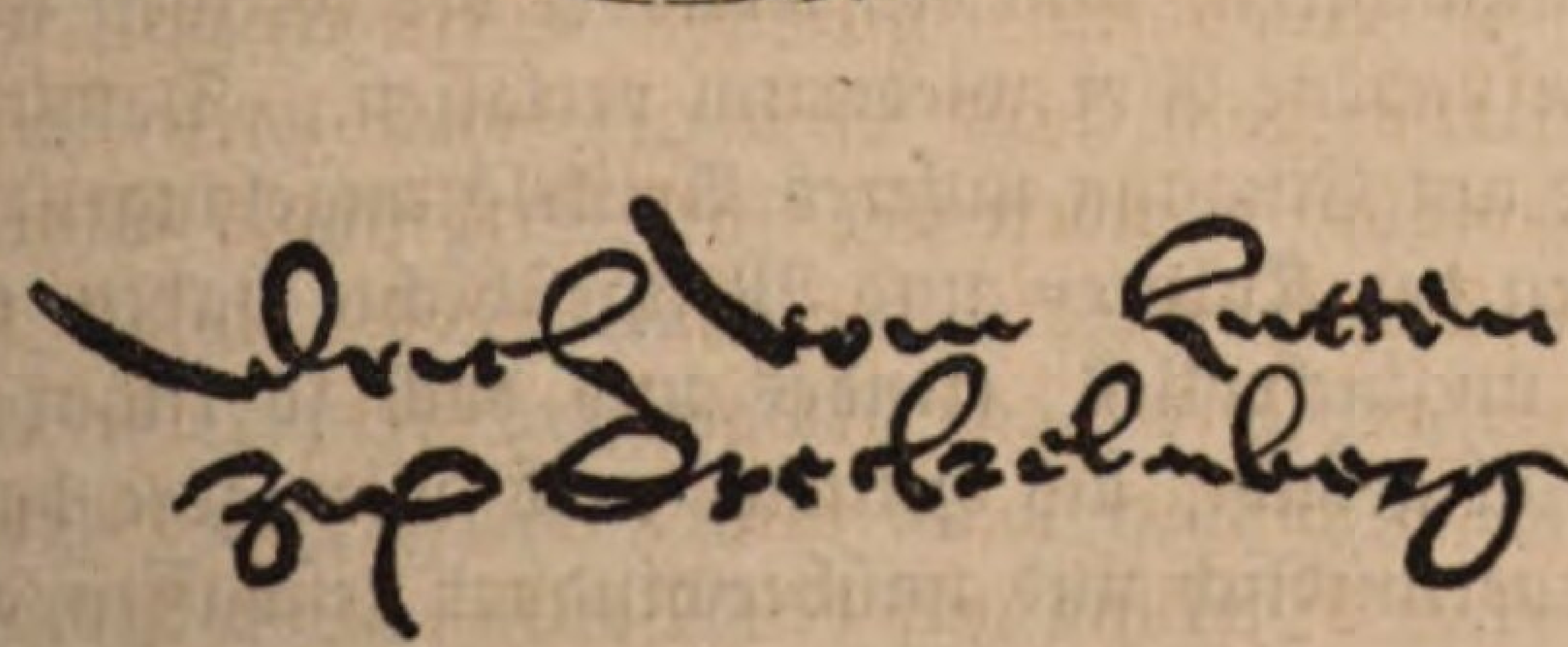
und nichts zu retten, als sein Leben. Halbtodt erreichte er Greifswalde, wo er unter dem Schutze des Rektors Buckow zum glänzenden Gestirn der Universität wurde, um das die Studirenden und jungen Lehrer sich schaarten. Ein Zerwürfniß mit dem mächtigen und brutalen Herrn Lütze aber trieb ihn wieder von dannen; sie aber sendeten ihm Knechte nach, die den Unglücklichen zu Boden schlugen, beraubten und in einem Sumpfe halbtodt liegen ließen. Es erscheint wie ein Wunder, daß der schon Sterbende, von Vorüberkommenden entdeckt, nach Rostock gelangen konnte. Hier erregte sein Schicksal die allgemeinste Theilnahme, und sein glänzendes Lehr- und Rednertalent fand die weiteste Anerkennung. Wanderlust, Freundschaft und Wissensdrang lockten ihn auch von da fort, nach Wittenberg und weiter nach Leipzig, wo ihn jedoch der damals herrschende Dunkelgeist nicht duldete; und nun, hungernd und bettelnd, dichtend und docirend, zog er nach Olmütz, zu dem geistreichen Bischof Thurzo, der den fahrenden Ritter des Humanismus einige Zeit in seinem Schlosse bewirthete und ihm Geld und ein Pferd zur Reise nach Wien schenkte. In Wien schrieb Hutten sein großes Lied an Kaiser Max: Deutschlands einigende Thatkraft aufrufend zur Bestrafung des frechen Venedigs, zur Wiedergewinnung des von Frankreich und Rom zerrissenen und getretenen Italiens. Schwere Händel mit dem den schönen Künsten feindlichen Rektor zwangen ihn, abermals seinen Stab fürbaß zu setzen, und in der bittersten Noth entschloß er sich, zu des Vaters einziger Bedingung der Versöhnung: nach Padua zu gehen und Rechtswissenschaft zu studiren. Mit ernstem Eifer ging er an's Werk, aber die großen griechischen Dichter und Philosophen drängten sich bald zwischen ihn und die Folianten des alten römischen Rechts. Seine freie, deutsche Gesinnung ließ ihn ebenso heftig gegen den Papst Julius II. als gegen die demselben gegen Kaiser Max verbundenen Franzosen auftreten. Diese, damals in Padua mächtig, überfielen ihn und schleppten ihn verwundet in's Gefängniß. Auch als Kaiser und Papst gegen die Franzosen sich verbunden hatten und des Papstes Schweizerhorden die Franzosen aus Padua vertrieben, wütheten diese gegen den armen Gefangenen, als einen Gegner Roms, mit brutaler Wildheit, und als er nach deren Abmarsch frei und nach langen, unsäglichen Leiden hergestellt wurde, war er so arm und entblößt von Allem, daß er hungernd, halb entblößt und todtkrank, als gemeiner Soldat der kaiserlichen Truppen Deutschland erreichte. Sein Vater betrachtete ihn als verlornen Sohn, aber der edle Herr von Stein half ihm und vermittelte Huttens Verbindung mit dem geistvollen, freisinnigen Erzbischof Albrecht von Mainz, der in Mainz eine Hochschule errichten wollte. Indessen war Hutten so krank, daß er in Ems Genesung suchen mußte, und kaum hatte dieselbe begonnen, als sein väterlicher Freund von Stein starb und gleichzeitig die Kunde von dem schrecklichen Meuchelmord des Herzogs Ulrich von Würtemberg an Hans von Hutten, Ulrichs Vetter, durch das Land erscholl. Hutten stürmte sofort zu

seiner väterlichen Burg, wo Die vom Geschlechte versammelt waren, um die Blutthat des Herzogs zu rächen. Diesmal wurde dem edlen Sohn des Hauses ehrenvoller Empfang; ihm übertrug man das Wort der Anklage, und nun donnerte er seine gewaltigen Reden gegen den Herzog durch die Lande. Er machte jenen Mord zur allgemeinen deutschen Sache, er zeigte an ihm alle Wunden des von Fürstenwillkür geknechteten Landes, und regte das Rechtsgefühl der Nation zu einem solchen Sturm auf, daß vor ihm der Mörder aus seinem Reiche floh.

Noch einmal ergriff er nun das Studium der Rechtswissenschaft, und zwar in Rom selbst. Während dem kam er in Viterbo mit fünf Franzosen in Streit, weil dieselben Deutschland und den Kaiser verhöhnten. Der blasse, schwache, aber heldenkühne Mann tödtete zwei von ihnen und jagte die Anderen in die Flucht. Sie verfolgten ihn dafür in Rom mit Meuchelmördern, auch der nach Rom geflohene Herzog Ulrich sendete Mörder gegen ihn aus, und er mußte fliehen. Er floh nach Bologna. Von hier aus ließ er neue Heldenlieder für Italiens Befreiung vom römischen Joche, für Deutschlands Einheit und gegen der Fürsten Willkür ertönen. Da entbrannte zwischen den lombardischen und deutschen Studenten, Hutten an deren Spitze, blutiger, andauernder Kampf, und als die Reiter des Podesta demselben ein Ende machten, mußte Hutten auf's Neue entfliehen. In Deutschland hatten indessen die Dunkelmänner eine heftige Fehde gegen den edlen, freien Humanistenführer Reuchlin begonnen und denselben als Ketzer angeklagt. Da erschollen Huttens Worte an alle Völker und Fürsten zur Vertheidigung seines Freundes und erweckten eine so dräuende Bewegung gegen das Tribunal der Kardinäle, daß Reuchlin frei gegeben wurde. Damit war der erste Feuerbrand von Huttens gewaltiger Hand geworfen, und Brand auf Brand flog nun durch die Lande; vorzüglich waren die parodirenden „Briefe der Dunkelmänner" von einer vernichtenden Satyre. Rom schleuderte den Bann auf Huttens Schriften und auf Alle, die sie verbreiten und lehren würden; aber Hutten spottete dessen: ja, Kaiser Max krönte ihn in Augsburg mit dem Lorbeerkranz, und Erzbischof Albrecht — dem Papste zum Trotz — berief den kühnen Dichter an seinen Hof. Der Kardinalshut wendete aber des Erzbischofs Sinn wieder Rom zu und von seinem Schützling ab, der nun, wieder einsam und arm, das Kühnste vollbrachte: er schrieb das gewaltige Werk: „Die römische Dreifaltigkeit". Vor- und nachher ward nichts Gleiches geschrieben, hat nichts solch eine erschütternde Wirkung auf den Vatikan selbst hervorgebracht, als dieses gewaltige Werk. Von einer vergeblichen Reise nach Brüssel zurückgekehrt, wo er den jungen Kaiser Karl V. für die Sache der Freiheit gegen Rom zu gewinnen hoffte, unterwegs schon verfolgt von Mördern, blieb ihm nirgends ein rettendes Asyl, als auf der Ebernburg, „der Herberge der Gerechtigkeit", bei seinem treuen, muthigen Verehrer, dem edlen und tapfern Franz von Sickingen. Von hier aus schlugen fortan Blitz auf Blitz

in die gährenden Gemüther, und zwar in deutscher Sprache, während er früher, nach der damaligen Vorschrift der gelehrten Welt, nur lateinisch geschrieben hatte. Von hier aus trat er auch in innigste Beziehung mit Luther, der ihm früher nur ein zänkischer gelehrter Mönch gegolten, nun





aber als ein ebenso frommer als großer Held und Prophet erschienen war. Schon vor Luthers weltgeschichtlichem Auftreten in Worms, noch mehr aber nach dem kläglichen Benehmen des Kaisers und vieler Fürsten gegen Luther und seine Lehre wollte Huttens Feuereifer zu offenem Kriege gegen Rom und Kaiser schreiten. Aber seine zornig schmetternden Trompeten=

stöße, zuerst in die Ohren der Fürsten, dann in die der Ritter und Bürger, verschollen an der ehernen Macht von Luthers konservativer Friedensliebe. Ueberhaupt hatte sich Huttens Zeit erfüllt: er hatte gestürzt und niedergerissen, — das war seine Aufgabe. Luther hatte eine andere, und die sollte ihm Hutten nicht durchkreuzen. Hutten aber verstand diese Wandlung der Dinge nicht und wendete sich tief traurig und zornig von dem, was er die Feigheit der Nation nannte. Vergebens bot ihm Franz I. von Frankreich eine glänzende und ehrenvolle Stellung an; vergebens lud ihn dann Kaiser Karl zu einem Feldzug gegen Frankreich ein; vergebens auch bat er selbst seinen Franz von Sickingen: anstatt als kaiserlicher Obergeneral nach Frankreich zu ziehen, sich gegen den Kaiser zu rüsten. Er blieb ein freier, zorniger, einsamer Mann, bis Sickingen geschlagen aus Frankreich zurückkehrte, vom Kaiser verlassen wurde und nun den unglückseligen Feldzug gegen das Reich begann, der ihn bald zum Tode und seinen Hutten in die Verbannung führte. Hutten flüchtete nach der Schweiz; elend, siech, tiefbetrübt, doch immer voll glühender Liebe für sein Vaterland, voll ungeschwächter Begeisterung für dessen Freiheit und voll unbeugsamer Hoffnung auf dessen Zukunft. Er ging zuerst nach Basel, wohin der alte Humanistenführer Erasmus in kalter, vornehmer Scheu sich zurückgezogen hatte vor den wilden Bewegungen der Zeit. Hutten gedachte, den früher so Verehrten seiner Sache wieder zu gewinnen; aber der Alte verleugnete in seiner Strenge ihn und seine Sache und brachte es zuletzt dahin, daß Hutten auch aus Basel verbannt wurde. Er ging nach Mühlhausen, wo der Mönch Gamshorn ihn liebevoll aufnahm: der grimme Feind der Kutten und Klöster mußte selbst in einem Kloster noch Zuflucht suchen, mußte von einem Mönch gerettet werden, als ein von den Pfaffen aufgeschürter Volkshaufe in seine Wohnung drang, um ihn zu morden. So floh er nach Zürich, wo sich Zwingli des großen Unglücklichen mit rührender Liebe annahm. Aber auch hier verfolgten ihn die Feinde; am heftigsten sein früheres, glänzendes Vorbild: Erasmus. Der Rath von Zürich ließ sich einschüchtern, und der Ahasver der Freiheit und des Lichts mußte das kaum gefundene Asyl wiederum verlassen. Damit sind wir in Huttens Geschichte am Eingang unseres Artikels angelangt.

Wenige Helden der Kultur- und Weltgeschichte haben ein so abenteuerlich bewegtes, unglückvolles, elendes und doch so ruhm- und ehrenreiches Lebensschicksal gehabt, als Hutten; noch Wenigere haben dabei so rastlos thätig, so unermüdlich und unüberwindbar geschaffen, als er; keiner hat in so kurzer Zeit so gewaltig, blitzartig, so Schlag auf Schlag treffend und vernichtend gewirkt, als Hutten; keiner wuchs so wie er mit und an seinem Schaffen und Wirken; keiner war ihm gleich an unendlichem Zorn und Schmerz, an gewaltiger, flammender Liebe für sein armes, zerrissenes, aus tausend Wunden blutendes Vaterland, das, von Rom geschändet, von seinen Fürsten geknebelt, von tausend kleinen Tyrannen zerfleischt, vom

Auslande verspottet, dem Untergang entgegen zu eilen schien. Darum galten auch seine rollenden Donner, seine Lavagluthen und Keulenschläge in Dichtungen, Reden, Lehr= und Streitschriften, in Sendschreiben, Dialogen und Briefen nicht allein Rom: sie galten auch den schlechten Fürsten, dem in sich selbst zerfallenden Ritterthum, der Engherzigkeit und Lauheit der Bürger; darum erschallte auch wie Tubaton sein Ruf an die Nation um Einheit; darum wendete er sich zuletzt mit dem Angstruf der Verzweiflung an das arme Volk, an den Bauer: rief er in ihm wach den Geist des armen Konrad, den Geist des Aufruhrs. Darum aber auch vereinigten sich zuletzt Fürsten und Pfaffen, Ritter und Bürger, um den furchtbaren Mahner zu verderben; — darum auch mußte der Gebannte und Verbannte fliehen aus dem Reich, fliehen in der freien Schweiz von Stadt zu Stadt, bis dem Gewaltigen keine andere Stätte blieb, als die kleine, öde, einsame Insel Ufenau im Zürichersee, wohin jetzt sein einziger Freund und Pfleger, sein Zwingli, den Todeskranken, Müdgehetzten bringen wollte; darum auch der Blick voll unendlicher Wehmuth, womit der große Unglückliche auf Zwingli, auf die fernhin emporsteigenden Alpen und nun auf das kleine Eiland blickte, das schon in 14 Tagen sein Grab sein sollte. —

Das Inselchen mit einer Kapelle und Kirche gehörte dem alten schwyzer Kloster Einsiedeln an; dort war Zwingli, von dem freisinnigen Pfleger des Stiftes, Theobald von Geroldseck, berufen, zwei Jahre lang Pfarrer gewesen; dort hatte er Freundschaft geschlossen mit dem humanistischen Konventual des Klosters, Hans Schnegg. Dieser war jetzt Pfarrer auf Ufenau, als heilkundiger und edelherziger Mann weithin bekannt, und bei ihm glaubte Zwingli seinen kranken, unglücklichen Freund am besten aufgehoben.

Die Freunde trennten sich in erschütternder Wehmuth, doch immer noch in Hoffnung auf Genesung. Der wackere Hans Schnegg that auch Alles, um den gewaltigen Zerstörer römischer Herrschaft sich selbst und dem Vaterlande noch zu retten, doch vergebens: Hutten starb, erst 35 Jahre alt, am 31. August 1523. Er hinterließ nichts als — eine Feder, eine der gewaltigen Lanzen, die er oft so erschrecklich für seine Gegner, so siegreich für das Jahrhundert geschwungen hatte; — und noch einmal, schon den Tod im Herzen und vor Augen, hatte er sie geführt zur Vollendung seines letzten, in Zürich begonnenen Werkes: „Gegen die Tyrannen!“ Er vollbrachte es mit dem letzten Blute seines Herzens, mit der letzten dämonischen Gluth seiner Feuerseele. Die Freunde wagten nicht, das Werk zu veröffentlichen; es ging verloren. Aber der Geist desselben, der Geist, der alle seine Werke durchdrang, schritt drohend und mahnend durch die Lande hin: „Gegen die Tyrannen!“ ist das Losungswort für jede Zeit geworden, als Huttens Testament durchlodert es alle Männerseelen.

„Sein Leben sei Euch ein Spiegel mehrer Zeiten!“ sagte schon Herder. Zu diesen Zeiten gehört auch die unsrige. Und Huttens „Schriften gegen die weltliche Macht des Papstes“, seine Schilderung römischer Pfaffenwirthschaft in „Die römische Dreifaltigkeit“, seine „Briefe der Dunkelmänner“, seine geflügelten „Aufrufe zur Einheit Deutschlands“, seine donnernden „Warnungen gegen Frankreich“, seine „Gespräche über die Noth des Volkes“ ꝛc.: das Alles, Alles paßt wieder genau auf unsere Zeit, das Alles sei uns ein Spiegel der eigenen Leiden und Schmerzen, des eigenen Zornes und thatkräftigen Patriotismus. Darum ist das, was Hutten gethan hat, ein immer neues Thun; darum ist es eingeschrieben mit goldenen Lettern in dem Buche der Geschichte; darum tönt es fort mit Posaunenklängen durch jede neue geistige Grabesnacht; darum auch wollen wir hinschauen und hinwandern zu seinem Grabe nach Ufenau und mit frommem Zorne an seinem Denkmal bauen: an einem „einigen, hellen, in seiner Freiheit glücklichen, deutschen Vaterland“.

Von ihren frischgrünen Anhöhen stolz und schimmernd herabschauend in das Thal der Sihl und der Limmat und hinaus über einen der lieblichsten, anmuthvollsten Seen, prangt sie da, die deutscheste, blühendste, thätigste und intelligenteste Stadt der Schweiz, die weiland berühmteste Hauptstadt der Kantone: Zürich.

Von hier aus kann man täglich einige Male in ungefähr 2½ Stunden mit dem Dampfschiff nach Ufenau fahren, und der Weg ist würdig des Zieles. Zu beiden Seiten, so weit das Auge reicht, dicht eingefaßt und auf leise anschwellenden Höhen begleiten ihn reich und glücklich schimmernde Ortschaften, zwischen Weinbergen, Obstgärten und Wiesen gelagert. Im Hintergrunde steigen die schneebedeckten Alpen auf mit ihren mächtigen Beherrschern Glärnisch und Tödi. Zwischen dem von Goethe als das Ideal der schönsten und höchsten Kultur bezeichneten Dorfe Stäfa und dem imposant romantischen Rapperschwyl liegt still und einsam die kleine, melancholische Insel Ufenau. Ein Bauernhof, eine alte Kapelle und Kirche und eine kleine Anlage mit einem Rebhügel bilden die Kultur dieser, durch Huttens unsterblichen Namen ehrwürdigen Insel. — Ein Jahr nach Huttens Tode ließ ein unbekannter fränkischer Ritter auf das Grab des gewaltigen Freiheitshelden einen einfachen Gedenkstein mit einer Inschrift setzen. Aber schon bald darauf hatte der Fanatismus ihn zerstört, und Niemand wußte und weiß den Platz, wo des Unsterblichen Gebeine geruht haben. Indessen nimmt man gern auf Treu' und Glauben an, daß sie geruht haben unter dem Steine, der jetzt wohl mehr die Industrie des Kirchenbeschließers, als den Grabstein Huttens bezeichnet. Das Ganze macht einen tiefwehmüthigen Eindruck.



DIE ALEXANDER-SÄULE
in St. Petersburg

Aus d. Kunstanst. d. Bibliogr. Inst. in Hildbh.

Eigenthum d. Verleger

Wir aber wollen nicht in Wehmuth, sondern in männlichem Zorn von seinem Grabe scheiden, wie er selbst vom Leben schied, im Geiste seines letzten Werkes. Wir wollen von seinem Grabe scheiden mit den Worten seines würdigen Biographen David Strauß: „In dieser zürnenden Stellung halten wir Huttens Schatten fest. In ihr möge er Denen erscheinen, welche die Schlüssel der Gewissen und der Geistesbildung deutscher Stämme, durch die Kämpfe wackerer Verfasser kaum zurückerobert, kampflos auf's Neue an Rom und eine römisch gesinnte Priesterherrschaft ausliefern, noch zürnender wo möglich Denen, welche im Schooße des Protestantismus selbst ein neues Papstthum pflanzen möchten; den Fürsten, die ihr Belieben zum Gesetz erheben; den Gelehrten, denen Verhältnisse und Rücksichten über die Wahrheit gehen. Er flamme als Haß in uns auf gegen alles Undeutsche, Unfreie, Unwahre; aber er glühe auch als Begeisterung in unsere Herzen für die Ehre und Größe des Vaterlandes; — er sei der Genius unseres Volkes!" —

S.

St. Petersburg; die Alexandersäule.

In dem Plane Peters des Großen, ein unermeßliches, asiatisch-rohes Reich umzuschaffen zu einem europäischen Staate, hat die neuere Weltgeschichte ihren Hauptmoment gefunden. Von ihm gingen viele der seitherigen wichtigsten Weltbegebenheiten aus; er ist eine Hauptursache in den Erscheinungen am politischen Himmel der Gegenwart, er steht da, wie ein furchtbarer Zauberer, der dem Welttheile seine Zukunft weissagen will. „Ihr offenes Buch ist Polens Schicksal" meinen Viele. Wir hoffen doch, sie irren. —

In jenem Werke eines der größten Menschen der neueren Zeit bildet Petersburg den Grundstein. In dem Mittelpunkte des altrussischen Volkslebens, da, wo Alles das am tiefsten wurzelte und am üppigsten blühte, was auszurotten und zu entfernen er sich zur Aufgabe seines Daseyns gestellt hatte, konnte Peter nie einen Anhaltspunkt für seine Pläne finden, konnte die auszustreuende Reformsaat nie gedeihen. Moskau's Wichtigkeit und Präponderanz, als Sitz und Mittelpunkt der Reichsmacht, mußte vor allen Dingen gebrochen werden. Für das Feuer der

Kultur, das er, ein neuer Proteus, auf eigenen Händen aus der Ferne holte, bedurfte er einen neuen Herd, fern von den Altären, auf welchen das rohe Volk und seine egoistischen Lenker den Götzen der Barbarei opferten. In dieser Erkenntniß richtete er seinen Thron in Petersburg auf, an der äußersten Grenze des Reichs, und indem er die neue Hauptstadt am nämlichen Wasserbecken gründete, um welches mehrere der kulturreichsten Länder des Erdtheils liegen, versetzte er Rußland so zu sagen in den Kreis der civilisirten Staaten, noch ehe es selbst civilisirt war. Die Erbauung der Hauptstadt am baltischen Meere ist der eigentliche Schlüssel zu Peter's ungeheuern Plänen und zur russischen Politik, die von den Mandatarien des großen Mannes, von seinen Nachfolgern, mit einer Konsequenz verfolgt wird, welche Bewunderung und Furcht zugleich einflößt.

Schon in sehr früher Zeit hatte Rußland Gebiet an der Ostsee besessen. Als Nowogorod groß und blühend war und die Vermittlerin für den ganzen Handel zwischen Rußland, Nordasien und der übrigen Welt, bildeten der finnische Meerbusen und die Newa den Kanal, auf welchem die Bedürfnisse an fremden Produkten in's Land gelangten und durch den der Ueberfluß des Reichs an Naturerzeugnissen abströmte. In der Hansa-Zeit kamen und versegelten manchmal in einem Jahre über 6000 beladene Schiffe, und alle seefahrenden Nationen nahmen an diesem Verkehr Theil. Als aber, nach der Entdeckung Amerika's und der ostindischen Fahrt um das Vorgebirge der guten Hoffnung, der Welthandel überhaupt eine Umwälzung erlitt, gleichzeitig die gesellschaftlichen Zustände sich änderten, die Hansa verfiel, die Städte der preußischen und kurländischen Küste sich zu selbständigen Märkten erhoben und Verkehrwege in's Innere der slavischen Länder sich bahnten; als durch Krieg und Seuchen Reichthum und Bevölkerung aus Nowogorod flohen und der Handel mit ihnen; als endlich ganz Rußland dem Joche der Tartaren anheim fiel; so vertrocknete dieser einst so wichtige Handelskanal allmählig, und nachdem sich Schweden zum Herrn aller Ostseeküsten gemacht hatte (im 17. Jahrhundert), hörte die Frequenz der Newamündung gänzlich auf. Die neuen Beherrscher errichteten an derselben eine Citadelle; nicht zur Beschützung des Handels, sondern zur Stütze ihrer Herrschaft.

Die Wiedergewinnung jenes Küstengebiets, welche ihm zur Ausführung seiner Civilisationsprojekte unentbehrlich erschien, war eine der ersten Anliegen Peter's nach seiner Gelangung zur höchsten Macht. Der Preis schien ihm des Wagnisses wohl werth, dem damaligen mächtigsten Reiche des Nordens (Schweden) entgegen zu treten. Nach furchtbaren Kriegswechseln errang Peters Beharrlichkeit und Beständigkeit den Sieg und eine seiner frühesten Früchte war die Wiedereroberung Ingermannlands und desjenigen Theils von Finnland, welcher den Golf umgibt, der des Landes Namen trägt.

Peter hatte diesen Feldzug persönlich geleitet. Von der See aus untersuchte er die Mündung der Newa. Er fand sie umgeben von einem mit Gestrüpp und Wald bedeckten Morast, in dem Wölfe, Bären und Auerochsen hausten. Die rauhe Hand des Kriegs hatte alle frühere Spuren von Kultur und Bevölkerung gänzlich verwischt. Auf solcher Stelle, unterm 60. Breitengrade, und während des Kriegs, sich eine Kaiserresidenz zu bauen, seinem unermeßlichen Reiche eine neue Hauptstadt, war wahrlich! ein kühner Gedanke, und es bedurfte eines Geistes, wie Peter's, um vor der Schwierigkeit seiner Ausführung nicht zurückzubeben.

Zuerst galt es, im neueroberten Lande fest zu fußen; der Bau einer Festung war folglich sein erstes Beginnen.

Die Newa schickt, kurz vor ihrer Mündung, einen Theil ihrer Gewässer durch zwei Seitenarme in's Meer und bildet dadurch ein Delta, etwa zwei Quadratmeilen groß. Jene Nebenarme umschließen ein schmales waldbewachsenes Eiland und dies wurde von Peter zum Platz für die Citadelle gewählt. 1703 begann er das Werk und setzte es fort mit einem Feuereifer und einer Beharrlichkeit, welche der Welt Erstaunen abnöthigten.

Die Gegend war unbevölkert; einige verfallene Fischerhütten waren die einzigen Spuren menschlicher Wohnungen weit und breit. Die ersten Arbeiten leitete Peter persönlich, und seine Garden nebst einigen tausend kriegsgefangenen Schweden waren seine Gehülfen. Aber bald forderte der Zweck viel bedeutendere Mittel. Peter, ein unumschränkter Herr über Leben und Tod im Reiche, rief seine Unterthanen herbei aus den äußersten Fernen, und wie bei einer neuen Völkerwanderung so zogen die Arbeitsleute in zahlreichen Schaaren der Einöde zu, wo die künftige Kaiserstadt erstehen sollte. Oft waren 120,000 Menschen zu gleicher Zeit am Bau, die in zwanzig Zungen redeten. Man nannte das Unternehmen den neuen Thurmbau von Babel und prophezeihete ihm das Ende des alten. Aber Peter's verständiger und energischer Wille führte das Chaos der Kräfte zu harmonischer Wirksamkeit. Im Herbste des ersten Baujahrs war schon die Citadelle (die nämliche, welche jetzt den Mittelpunkt der Hauptstadt einnimmt) fertig, und es erhoben sich nun die Gebäude der künftigen Stadt nach dem großartigsten Plane, der je ausgedacht worden, wie Werke des Zaubers mitten aus den finstern Morästen. Um die dabei thätige Armee von Handlangern und Arbeitern zu ernähren, bedurfte es großer Anstalten, und da ein Beischaffen der Lebensmittel nur zur See möglich war, so entstand, bei der Unsicherheit dieser Transportweise, mehrmals die schrecklichste Noth. Einmal raffte der Hungertod 12,000 Arbeiter in acht Tagen hinweg. Seuchen, Rauheit des Klima's und Entbehrungen aller Art forderten unaufhörlich Opfer und man schaudert, wenn man hört, daß der Verlust an Menschenleben beim Bau der Hauptstadt, während der Regierungsperiode Peters allein, die Zahl von 300,000 übersteigt. „Du pflanzest den Baum der Gesittung auf einem Kirchhofe“ bemerkte ihm einst seine Ge-

mahlin. — „Um so schneller und größer wird er wachsen" versetzte der Czaar.

Im Jahre 1707 zählte man bereits, außer den Regierungsgebäuden, 1500 Privatwohnungen in regelmäßigen Straßen, mehre tausend Blockhäuser ungerechnet, welche außerhalb der Stadtgemarkung standen. Diese letztern gehörten Ansiedlern aus den von allen Theilen des Reichs herbeigerufenen Arbeiterschwärmen, deren bleibende Niederlassung Peter durch Schenkungen von Baumaterial und Land freigebig begünstigte. Auch fremde Auswanderer nahm er mit offenen Armen auf, und durch Verleihung von Grundeigenthum, Befreiung von Steuern und Zugeständnissen von allerlei Vorrechten, ermunterte er Viele zur Hersiedelung in die neue Kaiserstadt. Besonders häufig kamen die Deutschen; auch Franzosen, Holländer und Schweden. So setzte sich die Bevölkerung Petersburgs und der Gegend aus allerlei Nationen zusammen; sie trug kein eigenthümliches, nationales Gepräge; aber die Elemente der Civilisation waren in reichlichem Maße unter sie vertheilt und sie folglich ganz geeigenschaftet, zu werden, was sie, nach Peters Plan, werden sollte: eine Pflanzschule nämlich für die allmählige Ausbreitung der Kultur und Gesittung durch das ganze Reich.

Um deren Wirksamkeit zu erhöhen, erließ Peter an dreihundert der vornehmsten Adelsfamilien, die in Moskau wohnten, den Befehl, sich in seiner jungen Hauptstadt anzusiedeln. Jede war genöthigt sich ein neues Haus zu bauen, und damit dies nicht in altrussischem Geschmack geschähe, mußte man sich den Anordnungen der kaiserlichen Architekten unterwerfen. Anfangs war großer Mißmuth unter den Adeligen über diese despotische Maßregel; bald aber trat der Wetteifer an seine Stelle, sich einander in der Aufführung prächtiger Wohnungen zu übertreffen und Paläste erhoben sich schon damals, welche mit den kaiserlichen rivalisirten. Auch der Stand der Kaufleute und Fabrikanten stellte sein Kontingent zur Bevölkerung. Peter der Große rief 800 der angesehensten und begütertsten des Reichs zur Ansiedelung nach Petersburg. Dem Luxus persönlich Feind, begünstigte er ihn doch bei seinem Adel geflissentlich, wohl berechnend, daß die dadurch geschaffenen Bedürfnisse den Handel beleben und Wohlstand unter den ärmern Klassen der Bevölkerung verbreiten würden. Durch alle diese Mittel nahm Petersburg, das wie durch Zauberkraft entstandene, schnell zu, und 22 Jahre nach seiner Gründung, als Peter starb, zählte es schon 4000 Häuser und nahe an 70,000 Bewohner. Freilich waren zwei Dritttheile derselben Gesindel von Haus aus und die meisten behalfen sich mit kleinen, schlechten, hölzernen Häusern, zwischen denen die im italienischen Styl aufgeführten Paläste der Großen wie Riesen unter Zwergen sich ausnahmen. Die Straßen waren mit Holz gepflastert, die Kayen, nicht wie jetzt aus kolossalen Quadern, sondern aus Baumstämmen gebaut, und bis an die Ausgänge der Stadt reichte noch der Urwald, in welchem neugebaute

Dörfer und Flecken, meistens Arbeiter-Kolonieen, wie Oasen in der Wüste, zerstreut lagen. So war Petersburg beschaffen bei dem Tode seines Gründers, welcher 1725 erfolgte. — Was hier, was durch das ganze Reich durch Peter den Großen geschehen, ist Alles, was die rastloseste Anstrengung eines thatkräftigen, genialen Menschen, der im Besitz unumschränkter Macht ist, vermochte. Seinen Nachfolgern hat er den leichtern Beruf hinterlassen, fortzusetzen, was er begonnen, und im Laufe der Zeiten allmählig zu vollenden. —

Das heutige Petersburg ist fünfmal so groß als vor 110 Jahren es war, und die Zahl seiner Bevölkerung, welche in 12,000 Häusern wohnt, beträgt gegenwärtig über eine halbe Million. Gemeinlich nennt man diese Hauptstadt die prächtigste des Welttheils. Der Ausdruck bezeichnet wenig. Prachtvoll ist Venedig, prachtvoll Paris, prachtvoll die Neustadt London's: aber doch hat keine dieser Städte mit Petersburg irgend einen Vergleichungspunkt gemein. Man denke sich so Etwas, wie es der allmächtige Wille eines Alexander, oder eines Imperators aus den ersten zwei Jahrhunderten von Rom's Kaiserepoche wohl hervorzaubern konnte: ein Alexandria der Vorzeit etwa, aber dieses in steifer, geistloser, eiskalter Kopie, unter des Nordens erstarrendem Himmelsstrich, und man hat von der Riesenstadt an der Newa ein nicht unähnlich Bild.

Aus jedem Gesichtszuge dieser Metropole spricht der despotische Wille eines Einzigen, auf dessen „Werde" sie aus Morast und Sumpf sich so glanzvoll erhob. Nirgends eine Unregelmäßigkeit, eine Verletzung der harmonischen Einheit im Plane durch die Willkühr, oder den Eigensinn der Bauenden. Alle Straßen sind schnurgerade und mit fast thörichter Raumverschwendung angelegt, darum ungewöhnlich breit, und sie kreuzen sich in rechten Winkeln. Alle Gebäude haben einen lichten Anstrich, entweder weiß oder gelb, und kostbare Säulenfaçaden zieren die meisten in den Hauptstraßen und geben Wohnungen, die ihrer innern Einrichtung nach nichts weniger als Paläste sind, den Schein von Palästen. Sie sind aufgeführt nach griechischen und römischen Mustern; aber die tausend und aber tausend Verstöße gegen die Anmuth der Verhältnisse beweisen, daß die Architekten nicht verstanden, was sie gewollt. — Trotz dem sichtbaren Streben nach Mannichfaltigkeit tragen doch alle diese prächtig aussehenden Häuser etwas Eintöniges an sich, welches gar bald ermüdet. Da die Stadt in einer vollkommenen Ebene liegt, folglich auch deren Terrain für das Malerische das allerungünstigste ist, so hat man gesucht, die Straßendurchsichten dadurch interessant zu machen, daß man den Blick auf irgend ein Bauwerk von reizender Form, auf die Säulenfaçade eines Palastes, oder einer Kirche, auf einen nobeln Portikus, oder einen schlanken Thurm, oder

auf ein imposantes Denkmal hinleitete; aber das immer Wiederkehrende dieses Kunststücks verräth die Absicht, und das Absichtliche zerstört die ästhetische Wirkung. — Eine der schönsten Zierden der Hauptstadt sind die Kanäle, deren krystall-helle, grünlichen Gewässer nicht schnurgerade, wie in Holland, sondern in Schlangenwindungen mehre der Hauptstraßen durchziehen; aber der größte Schmuck ist die Newa selbst, ihr Hauptstrom, der in der majestätischen Breite von 1000—1400 Fuß und so tief, daß mit der Fluth große Seeschiffe bis zu den Kayen in der Mitte der Stadt gelangen können, Petersburg in zwei fast gleiche Hälften theilt. Seine Ufer sind eingefaßt mit den herrlichsten Kayen der Welt, an denen Trottoirs hinlaufen von so gewaltiger Bauart, daß sie mehr für ein Gigantengeschlecht, als für die leichten kleinen Wesen gelegt zu sein scheinen, welche auf ihnen wandeln. — Eine der längsten und prachtvollsten Straßen, die Newsky-Perspektive, hat eine eigenthümliche Zierde in zwei Reihen Bäumen, welche auf beiden Seiten längs den Häusern gepflanzt sind, die sie zur Hälfte verdecken.

Mancher wird denken, daß diese allgemeine Beschreibung doch nur von jenen Stadttheilen gelten könne, welche vorzugsweise Rang und Reichthum bewohnen. Mit nichten. Vergebens sucht man in Petersburg jene Stadtviertel voll enger Gäßchen, Winkel und Höfe, wie sie andere Hauptstädte haben, in welche man nur einen Blick zu werfen braucht, um Elend, Armuth und Verworfenheit in allen Abstufungen vor's Auge zu führen. Auch die geringsten Straßen sind dort breit und ohne Schmutz, die Häuser freundlich und stattlich mit allen äußern Zeichen des innern Wohlstandes. Kurz, die Illusion kann nicht vollkommener sein. Nur hüte man sich, daraus stets auf die Wirklichkeit zu schließen.

Man könnte einwerfen, in dieser Beziehung theile Petersburg mit andern glänzenden Hauptstädten das nämliche Schicksal. Auch dort sei die Wirkung auf die Ferne berechnet, und bei einer schärfern Untersuchung verschwinde das Trugbild. Diese Bemerkung hält jedoch nicht immer Stich. London z. B. verliert nicht bei näherer Betrachtung. Es verbirgt sein Elend nicht; Jeder, der es sehen mag, kann's erschauen in seiner ganzen Tiefe. Aber wo äußere Zeichen des Wohlstandes du dort gewahrst: tritt nahe und zehnmal mehr wirst du sehen, als jene verheißen. So groß die Masse des Elends dort auch sei, die des Glücks ist doch unendlich größer, und hinter den beräucherten unansehnlichen Hausmauern der City thronen Comfort und Lebensgenuß bei unermeßlichem Reichthum viel häufiger, als hinter den glänzenden Wänden der stolzen Paläste Berlins oder Petersburgs.

Auch Venedig verliert nicht bei näherer Betrachtung. Wir treten beklommen und mit pochendem Herzen in der alten Meerkönigin verfallene Paläste, und wenn wir die Bewohner hungerig und in Lumpen in den Ecken ihrer Marmorsäle kauern sehen, dann wird uns um so beklommener. Der Kontrast vergrößert nur die Wirkung. Wir betrachten Venedig als

eine Sage der Vergangenheit, eine Stadt der Todten. Geschichte und Mythe hüllen dort Alles in ihren grauen, gespenstigen Schleier und entzünden Theilnahme, Ehrfurcht und Grausen zugleich in der Schauenden Seele.

Petersburg hingegen, die Stadt von heute und gestern, hat nichts, was die Theilnahme des gemüthlichen Menschen anregen könnte. — Sein Glanz blendet nur für den Augenblick, und das Grandiose weckt dort Staunen, aber keine Ehrfurcht. — Auch zerstört die Verschwendung des Raumes, jene ungeheuere Größe der Plätze und die übermäßige Breite der Straßen, gewissermaßen auf der einen Seite gerade das wieder, was sie bezwecken soll; denn die herrlichsten Paläste erscheinen niedrig und die Menschenmenge verliert sich in diesen weiten Räumen.

Betrachtet man aber Petersburg mit dem Auge des Denkers, so kömmt es einem vor wie die Hieroglyphe der weitaussehenden Pläne seines Gründers. Eroberung war vorherrschend in der russischen Politik von jeher, und bei'm Bau der neuen Kapitale dachte Peter der Große vielleicht eben so sehr an die Weltherrschaft, als an die über Rußland.

Der eigentliche Gegenstand unseres Bildes, die Alexandersäule, steht auf dem Admiralitätsplatz, dem Winterpalais des Kaisers gegenüber. Es ist ein großartiges Werk und das nobelste, was die neuere Zeit in seiner Art hervorbrachte. Es besteht aus einer Granit-Säule, dorischer Ordnung, die auf einem Sockel desselben Gesteins ruht, der wiederum auf einer über den Boden hervorstehenden Grundmauer, welche breite Stufen verdecken, fußt. Die Säule schließt mit einem kuppelförmigen Kopfstück von vergoldeter Bronze, auf dessen Spitze eine kolossale Engelstatue desselben Metalls steht. Sie weist mit der Rechten gegen den Himmel, und mit einem Kreuze in der Linken zerdrückt sie eine Schlange. An den Seiten des Piedestals befinden sich von Trophäen umgebene Basrelief-Darstellungen des Ruhmes und des Friedens, der Gerechtigkeit und Milde, der Weisheit und des Ueberflusses mit den Jahrzahlen 1812, 1813, 1814. Das vierte Feld nach dem Winterpalais zu aber hat die Inschrift: „Alexander dem Ersten das dankbare Rußland." Die Höhe des ganzen Monuments bis zur Spitze des Kreuzes ist 154 Fuß: es ist also die höchste Säule der Welt. Ihr Schaft besteht aus einem einzigen Stück, mißt 36 Fuß im Umfang und 84 in der Höhe und wiegt über 12,000 Centner. Der Bau des Denkmals kostet über eine Million Thaler und zwei Jahre (1832—34) waren nöthig zu seiner Vollendung.

Schloß Tetschen.

Im äußersten Norden Böhmens, zwei Stunden oberhalb des Austritts der Elbe, thront auf einem an 200 Fuß über dem Stromspiegel schroff aufsteigenden Sandsteinfelsen das Schloß Tetschen, von Vielen als der glänzendste Schmuck des Elbthals gepriesen. Auf dem Flusse und der Schienenstraße, die beide sich tief unter den Fenstern des Schlosses hinziehen, muß Alles vorüber, was aus Böhmen nach Deutschland und weiter will, ein lebendiges, jeden Tag wechselndes Bild von Dampfessen, Schiffsmasten und Eisenbahnzügen. Zu Füßen des Schloßberges, am dies- und jenseitigen Ufer, liegen die verkehrslustigen und gewerbrührigen Ortschaften Tetschen, Bodenbach und Weiher, durch eine neue Kettenbrücke zu einem einzigen und hauptsächlichen Stapelplatz böhmischer Ausfuhr verbunden. Das Schloß selbst ist weniger bedeutend durch architektonische Schönheit, als interessant durch seine wechselvolle Geschichte, die es mit der Böhmens, namentlich in dem verheerenden Hussiten- und dreißigjährigen Krieg theilte. Von berühmter Schönheit sind die zugehörigen großen Gartenanlagen am Berg, mit zahlreichen Treibhäusern für exotische Pflanzen. Es reifen darinnen allein an 4000 Ananas jährlich. Besitzerin von Schloß und Herrschaft ist die altgräfliche Familie Thun.

Donaustauf.

Da, wo der bayerische Wald seine Füße in der Donau badet, zaubert er dem mit dem regensburger Dampfboot herabkommenden Reisenden eines der lieblichsten Strombilder vor die Augen, und wer sich daran recht erquicken will, der besteigt den Berg und läßt von den Trümmern der alten Bischofsburg aus seine Blicke weit in die Lande schweifen. Da dehnt unübersehbar sich die lebensvolle Ebene vor ihm aus, glitzernde Wasser-Adern



TETSCHEN
an der Elbe.

Aus d. Kunstanst. d. Bibl. Instit. in Hildbhsn.

Eigenthum d. Verleger.



MARKT & DONAU – STAUF

Aus d. Kunstanst. d. Bibliogr. Inst. in Hildbh.

Eigenthum d. Verleger

drängen sich allenthalben aus den grünen Gründen und blauen Fernen heran, alle dem breiten Silberband der Donau zueilend. Und was webt die Phantasie nicht Alles ein in dieses Band? Siehst du nicht die gewaltigen Gestalten der Nibelungen, die verheerenden Fluthen der Völkerwanderungen, die blitzenden Wappen und Wehren von allerhand Kriegsschaaren, die wehenden Banner und Feldzeichen von allerhand Nationen in unendlicher Reihe diesen Weg ziehen? Selbst die Sage führt ihre Lieblinge herbei, und zeigt uns, stromaufwärts, das Mädchen, das einst über den Strudel fahren wollte, aber

„weil es noch nicht lieben kunnt',
sank es in des Strudels Grund." —

Dort, am Horizonte, wo Himmel und Erde zusammenkommen, leuchten zwei Bergspitzen in reiner Luft bis Stauf herüber: das ist der Großglockner, der König der deutschen Alpen, und der Geißberg, der in Salzburg aufragt. Ein so großes Stück des Vaterlandes liegt vor dir. Und hinter dir erheben sich die Gipfel des bayerischen Waldes, und unter dir, zu deinen Füßen, rauscht der Wind über das weite Donaumoos, das ein großes Stück deutscher Vergangenheit bedeckt, denn dieses Bergschloß hat ein mächtiger Mann seiner Zeit, Albert der Große, der Bischof von Regensburg, gebaut und bewohnt, bei welchem viele Große ein- und ausgingen und wo manche Verhängnisse geschmiedet worden sind. Die zwei größten deutschen Kriege griffen verderbend auf das Schicksal der Burg und des Fleckens ein, der so reizend am Fuß des Burgbergs liegt und seine Brücke so gastfreundlich über den Strom gespannt hat. Die Bischofsburg zerstörte der arge Ketzer Bernhard von Weimar; er nahm sie 1634 mit Sturm und sprengte ihre Werke in die Luft. Ihnen nach folgte die Reichsfreiheit des Marktes, als das deutsche Reich zusammenbrach und die napoleonischen Kriegsknechte sich in des Reiches Fetzen theilten. Ein Schatten des Reichs geht aber noch heute hier um: das alte Reichsposthorn begegnet uns hier auf Schritt und Tritt, über den Pforten eines schönen Schlosses, prächtiger Parkanlagen, einer reizenden gothischen Kapelle, prunkvoller Ställe, auf den Schabraken edler Hengste, an den Aufschlägen gelbleuchtender Livreen.

Stauf ist nämlich die bevorzugte Residenz der berühmten Fürstenfamilie, welche dieses Zeichen in ihrem Wappen führt, ein Wappen, auf das sie mit gerechterem Stolz und Wohlbehagen blicken darf, als mancher Souverän auf das seine; hat doch das anspruchslose Posthörnchen der Welt mehr Nutzen und seinem Wappenträger mehr Ehre und Reichthum eingetragen, als eine ganze Menagerie der stolzesten Wappenthiere werth ist.

Roger I. von Thurn und Taxis, ein aus Italien nach Oesterreich eingewanderter Edelmann, verdient als der Vater der deutschen Post in unserem guten Andenken zu bleiben, zumal wenn wir uns einen Zustand

unseres Vaterlandes zu vergegenwärtigen vermögen, in dem die Reisen der deutschen Ordensritter die einzige Beförderungsgelegenheit für Briefe, die Ordenshäuser die Postämter waren, und in der die reisenden Metzger als eine vorzügliche Einrichtung für den Lokalverkehr galten. Roger wurde von Kaiser Friedrich III. zum Ritter geschlagen und sein Sohn Franz, der 1516 die erste reitende Post zwischen Brüssel und Wien errichtete, zum ersten General-Postmeister ernannt. Noch in demselben Jahrhunderte ward Einer aus den Thurn und Taxis mit dem „Reichsgeneralerboberstenpostmeisteramt" für das gesammte heilige römische Reich als Reichslehen belehnt, worüber die neuen Lehnherren in solche Konflikte mit den mächtigen Reichsfürsten geriethen, daß alsbald die ganze verwilderte Zuchtlosigkeit des Reichs auch in der Postanstalt wieder zu finden war. Die einen Länder widersetzten sich der Einführung der tarisschen Post, wie z. B. Herzog Friedrich von Würtemberg auf das kaiserliche Dekret schrieb: „weil es keine Schuldigkeit ist, darf man auch nicht pariren", die anderen unterhielten eigene Posten neben der Reichspost, noch andere gestatteten ihr blos den Durchgang. Der dreißigjährige Krieg machte den Händeln ein Ende, brachte aber auch das Reichspostwesen in die größte Zerrüttung. Nach dem Krieg erwachte der Hader von Neuem, da der Lehnsherr der Reichspost Miene machte, mehreren Fürsten das Landpostwesen zu verbieten. Um diese Zeit kamen auch die ersten Personenposten in Kurs, schwere plumpe Leiterwagen, welche anfangs gar nicht, später mit Leinwand gedeckt waren und durch die Schwerfälligkeit, mit der sie sich zwischen Hildesheim und Bremen oder Leipzig und Dresden über unfahrbare Wege fortbewegten, dem Namen Schneckenposten die Entstehung gaben. Die Konfusion im Reichspostwesen blühte fort bis 1803, wo ein Reichsdeputationsbeschluß den Konflikten ein Ziel zu setzen suchte, indem er den Status quo garantirte, die Reichsfürsten in ihren eigenen Landesposten beließ und die thurn und tarisschen Posten, wie sie eben zur Zeit bestanden, dem besondern Schutz des Kaisers und kurfürstlichen Kollegiums übergab; wie wenig aber solche ohnmächtige Beschlüsse respektirt wurden, geht daraus hervor, daß 1810 auf dem deutschen Reichsboden nicht weniger als 31 verschiedene Postanstalten sich vorfanden. Erst die Bundesakte stellte eine Ordnung her, welche zwar den Thurn und Taxis Alles gewährte, was diese verlangten, bei der aber die Interessen des Verkehrs, die Forderungen der Einheit oder wenigstens Gleichförmigkeit in dieser wichtigen Nationalsache leer ausgingen. Die Thurn und Taxis wurden im Genuß und Besitz ihrer auf den Reichstagsbeschluß von 1803 sich stützenden Postanstalten in allen Bundesstaaten bestätigt, und ihnen daher Rechte eingeräumt, welche nur durch freie Uebereinkunft aufgehoben werden können. In der Folge wurde den Thurn und Taxis von mehren Bundesstaaten die Postverwaltung gänzlich übertragen, während andere sich mit ihnen verglichen, andere in Lehnsverband traten, noch andere pachtweise ihnen die Posten überließen.

Das ist nun die buntscheckige Harlequinjacke des deutschen Postwesens, diese Karrikatur einer der wichtigsten Institutionen für Volkswohlfahrt, dieses Pasquill auf Deutschlands Einheit und Einigkeit, dieser vom Moder deutscher Reichsherrlichkeit duftenden Blume der deutschen Bundesakte, diese Spottgeburt aus Monopolismus und Selbstsucht, aus Servilismus und Volksverachtung, nur einer von den vielen Steinen, welche der wiener Kongreß als Brod dem Volke reichte, welches seine Haut für den Plunder zu Markte getragen, nur eine von den Wohlthaten jener Staatsweisheit, die seit einem halben Jahrhundert uns so innig umfaßt hält, daß Einem der Gebrauch der Lungen und Glieder fast außer Gewohnheit gekommen ist.

In den letzten zehn Jahren haben einzelne Staaten viele Anstrengungen gemacht, um des lästigen Privilegiums der Thurn und Taxis, das hartnäckig an den Staatsseckel sich krallt, los zu werden. Wo es möglich war, geschah es unter großen Opfern. Immer noch umfaßt die thurn und taxissche Postdomaine 16 deutsche Bundesstaaten, ein Gebiet von 1072 Quadratmeilen, und es ist, so relativ große Fortschritte zu einer einheitlicheren Organisation und Ausgleichung der sich gegenüber stehenden betheiligten Interessen auch nach und nach erzwungen worden sind, an eine gänzliche Emanzipirung von dem thurn und taxisschen Posthorn und dem Aufbau dieser vaterländischen Verkehrsanstalt im volkswirthschaftlichen Geiste, wie an vieles andere eben so Nothwendige nicht zu denken, wenn nicht eines der politischen Gewitter, die am Himmel hängen, in die alten Archive auf dem Schloß in Donaustauf einschlägt und die vergilbten kaiserlichen Lehnsurkunden sammt § 17 der Bundesakte den Wellen der Donau preis gibt.

Die Herren auf Donaustauf aber können's verschmerzen, wenn das Euter der Postmonopole versiegen sollte. An Reichthum thut's ihnen kein deutscher Fürst, an Glanz kaum ein regierendes Königshaus zuvor; das kann man in Donaustauf erfahren, wenn der Fürst sich dort aufhält und in den zwölf Meilen im Umkreis haltenden Forsten seine berühmten Jagden auf Dammwild und wilde Schweine abhält.

Memnon.

„Vernimm, o Thetis, die du im Meere wohnst, daß Memnon noch athmet, daß er, erwärmt durch die mütterliche Fackel, eine klangreiche Stimme erhebt am Fuße der libyschen Berge Aegyptens, da, wo der Nil in seinem Laufe das schönpfortige Theben theilt, während Achill, einst unersättlich im Kampfe, jetzt auf dem Gefilde Troja's wie in Thessalien verstummt.“ — —

„Zuvor ließ Memnon, Aurora's und Tithons Sohn, nur seine Stimme vernehmen; jetzt hat er uns wie Bekannte und Freunde gegrüßt. So hat denn die Natur, die Schöpferin der Dinge, dem Stein Empfindung und Sprache verliehen?“ — —

Wer denken würde, daß diese Inschriften, welche sich am Sockel und an den Schenkeln der Memnonssäulen befinden, von den Bummlern der Jetztzeit, auch Touristen genannt, herrühren müßten, würde sich irren. Jene Inschriften, welche das Wunder des tönenden Memnon bezeugen sollen und so lebhaft an die Schreibweise unserer gebildeten Nichtswisser erinnern, sind älter. Es sind die Gefühlsergüsse des Richters Asklepiodot, kaiserlichen Prokurators in Aegypten und einer römischen Dame, Cäcilia Trebulla, welche den Memnon zweimal tönen hörte. Man sieht auch hieraus wieder, daß nichts neu ist unter der Sonne.

Das Bildsäulen-Paar, eines der großartigsten Bauwerke der alten Kunst überhaupt, ruht mitten im Fruchtlande des Nils, den gewaltigen Ruinen von Karnak und Lukſor, sowie dem hundertthorigen Theben gegenüber. Ihre Gesichter sind nach Osten zu gegen den Nil hingewandt, ihre Rücken kehren sie einer ganzen Stadt von Tempeln, oder, wenn man will, den Bergen zu, die Könige und Vornehme durchhöhlen ließen, damit ihr Leib von ihnen aufgenommen werde.

Zufolge der von Champollion entzifferten Inschrift auf der Rücklehne des Thrones wurden die hehren Bilder dem Pharao Amenoph oder Ramses Sesostris III. von seinem Sohne errichtet:

„Der mächtige Aroëris, der Herrscher über die Herrscher, der Sonnenkönig, der Herr der Wahrheit, der Sohn der Sonnen, der Herr der Diademe, Amenoph, der Waltende über dem reinen Glauben, der Liebling Ammon-Ra's, der strahlende Horus, er, der Vergrößerer der Behausung auf immerdar, hat errichtet diese Bauwerke zu Ehren seines Vaters Ammon und ihm geweiht dieses riesige Standbild von hartem Stein.“



Bibliograph. Institut. Hildburghausen.

MEMNON-STATUEN
BEI THEBEN

So lautet die Inschrift in Hieroglyphen an der Thronlehne, und:

„Der unumschränkte Gebieter der Ober- und Unterwelt, der Verbesserer der Sitten, er, der die Welt in Ruhe hält, der Horus, der gewaltig durch seine Kraft die Barbaren schlug, der Sonne König, der Herr der Wahrheit, der Sohn der Sonnen, Amenoph, der Waltende über dem reinen Glauben, der Liebling Ammon-Ra's, der König der Götter", — er ist Derjenige, zu dessen Ehren die Bildsäulen errichtet wurden.

Bis zum Jahre 27 v. Chr. waren beide Säulen noch ziemlich erhalten. Da zerbrach ein Erdbeben den nördlichen Koloß bis auf die untere Hälfte, und bald darauf verbreitete sich im Lande das Gerücht, daß der übrig gebliebene Theil der Bildsäule Töne von sich gebe. Und alsbald wallfahrtete die schöne Welt von damals, um dieses Wunder mit eigenen Sinnen zu prüfen; jene überschwänglichen Inschriften wurden erdacht und den Bildsäulen eingemeißelt, genau wie es heut zu Tage noch zu geschehen pflegt. Unter Septimius Severus wurde die verstümmelte Bildsäule aus Blöcken wiederum hergestellt, und seit dieser Zeit, seit mehr als 16 Jahrhunderten, vernahm man keinen Ton wieder von ihr, — nur jene Inschriften, von denen man bis jetzt 72 aufgefunden hat, erinnern noch an das Wunder des tönenden Memnon.

Aber der Reisende, welcher jetzt dem Nil entgegenfährt, bedarf wahrhaftig des Tönens nicht, um an Wunder zu glauben. Jene beiden Bildsäulen sind selbst ein unbegreifliches Wunder. Beide waren aus Einem Stein gemeißelt. Die südliche zeigt uns diesen Stein noch in den gröbsten Umrissen. „Jeder Mensch", sagt Bogumil Goltz, „der nicht von dem horazischen „Nil admirari" Profession machen will, ist durch die erste halbe oder ganze Stunde von der Massenhaftigkeit dieser über dem Grund sechzig Fuß hohen Felsfiguren wie berauscht, und vielleicht noch mehr von dem Gesammteindruck, welchen die ganze Scene gewährt. Mag man nun seine Gedanken sammeln und sein Bewußtsein erforschen, wie man will, es hilft diesmal an diesem Orte zu nichts, denn der Anblick von Thaten, Seelenbeschreibungen und Geschichte in Stein ist unerhört. Es fehlen die Maßstäbe, die Anlagen, die Anknüpfungspunkte an Bekanntes. Es paßt nichts Mitgebrachtes, Gewohntes, Gedachtes, Gedichtetes, Gelerntes oder Erlebtes. Es reimt sich nichts Nordisches, Civilisirtes und Christliches auf diese unmittelbar in Fels abgedrückte Pharaonen-Phantasie, auf diese Hieroglyphen einer in Stein modellirten Weltgeschichte."

Vergeblich und zum mindesten nicht kurzweilig würde es sein, wollte ich die Memnonssäulen hier ausführlicher beschreiben. Wer ihre Geschichte, ihre Hieroglyphen, ihre Verhältnisse, ihr ganzes Sein kennen lernen will, findet in den berühmten Reisewerken der Alterthumsforscher, findet in jedem Buche, welches einer oder der andere der Reisenden auf den Büchermarkt warf, Lesenswerthes und Lesensunwerthes genug. Wir betrachten die

Memnonssäulen blos als die erhabenen Thore zu dem, wohin wir jetzt unsere Schritte lenken wollen.

Unmittelbar hinter dem fruchtbaren Nillande beginnt der ungeheure Begräbnißplatz der uralten Stadt Theben, welcher sich hinaufzieht bis auf die höchsten Höhen der Nilgebirge und bis weit in die Wüste hinein. Wie man glaubt, ist der Name „Memnon" nichts Anderes, als eine Verstümmelung eines altägyptischen Wortes, welches so viel als Begräbnißplatz bedeutete, aber von den Griechen falsch verstanden und nach ihrer Weise umgemodelt wurde. Solche Ansicht erscheint vollkommen richtig; denn fast unmittelbar hinter den Memnonssäulen beginnt jener großartige Friedhof, dessen Ruhe und Frieden in der Neuzeit sowohl die Gebildeten wie die Barbaren auf das Empörendste zu stören sich bemühten. Die Wahl des Platzes ist wahrhaft erhaben, er sollte wirklich ein Ort der Stille und des Friedens sein. Hier in der Wüste verstummt der Lärm des Menschengetreibes, hier schläft sich's sanft und ruhig. Man zieht auf einer breiten Straße, welche noch deutlich die Spur einer künstlich angelegten zeigt, in die Berge hinein. Immer öder und trauriger, todter und stiller wird der Weg: man wandert sichtbarlich in das Reich der Todten. In weitem Bogen umzieht die Straße die hier sich hoch erhebenden Gebirge, deren nach dem Nil zugewandte Seiten sämmtlich durchhöhlt und durchgraben sind, um die Leichname der Abgeschiedenen in sich zu bergen. Still und öde sind die Thäler, die von der Natur selbst gebahnten, einzigen Wege und Gänge in Mitten dieses Friedhofs. Hier lebt kein Wesen, hier sieht man kein Geschöpf, nicht einmal einen Vogel, bis hierher verirrt sich nichts Lebendes. Gerölle bedecken die Berge von oben bis unten, keine Pflanze findet Nahrung genug, um zwischen dem Stein haften und sich emporringen zu können. Heilige Ruhe waltet in diesen Gründen und darf nicht gestört werden, denn hier schlafen die Könige des merkwürdigsten Volkes der Erde. Die Weisheit seiner Priester bettete die aus dem wogenden Gewühl Abgeschiedenen an einen erhabenen Ort heiliger, unvergänglicher Stille. Berge bedecken die Räume, in denen die Sarkophage mächtiger Herrscher aufgestellt waren, und die lose Steindecke der Berge rollte, nachdem das Grab seinen Bewohner empfangen, über die Pforten desselben hinweg, es Jahrtausende lang dem Auge ehrfurchtsloser Alterthumsforscher und geldgieriger Barbaren verbergend. Nur zufällig fand nach langen Jahren das spätere Geschlecht eine der Grabespforten auf, und von nun an wagte es die frevelnde Hand, weiter und weiter zu wühlen, jene durch die Berge selbst vermauerten Eingänge zu eröffnen, die Särge aufzubrechen und den heiligen Friedhof zu entweihen. Aber noch immer bewährt das Gebirge sein altes Recht: es verbirgt noch viele, viele von den Grabespforten, und nur, wenn man wirklich Berge versetzen könnte, würde man Alles finden. Einige zwanzig Königsgräber sind entdeckt, aufgebrochen und entheiligt worden. Die künstlich einbalsamirten und in unvergänglich gemachte Leinwand gehüllten

Leichname führte man fort und stellte sie im fernen, ungläubigen Norden prahlend Jedermanns Auge zur Schau.

Die Königsgräber liegen sämmtlich in einem eine halbe Meile vom Nil entfernten Wüstenkessel. Ihre Anlage ist mit wenig Abwechselung überall dieselbe; mehre Säle liegen hinter einander; in dem letzten von ihnen steht der gewaltige Steinsarg. Nur eines der Gräber ist anders eingerichtet; hier erbaute man zwei Saalreihen übereinander. Alle Gräber sind aus dem zerklüfteten Felsen gehauen, und die Wand wurde da, wo das Gestein eine glatte Fläche darbot, ohne Weiteres benutzt, um die Hieroglyphen einzugraben, welche die Lebensgeschichte des Verstorbenen enthielten. Da, wo der Felsen allzu sehr zersplittert war, überzog man ihn mit einem Mörtel und grub in diesen die heilige Schrift ein. Man sieht durch sie den König in seinen Schlachten, auf seinem Throne, in seinem Gebiete, in seinen häuslichen Verhältnissen, in seinen Vergnügungen dargestellt. Man sieht an den Wänden seines Grabes die treuen Bildnisse der Völkerschaften, mit denen sein Volk verkehrte, oder welche er unterjocht hatte. Man kann den krausköpfigen Aethiopier von dem fein gegliederten Inder, den Juden vom Perser unterscheiden. Bilder aus vergangenen Jahrtausenden prangen noch heute auf den getünchten Wänden in unvergänglicher Farbenfrische, als ob der Künstler gestern zum letzten Male seine Hand an's Werk gelegt hätte. Bei manchen Figuren wird diese Meinung so recht verständlich. Sie sind mit Röthel nur vorgezeichnet, aber noch nicht in den Kalkmörtel eingegraben: die Schaar der Priester vertrieb die Werkleute; der Hammerschlag des Bildhauers verstummte in den hohen Räumen, als die Todtenbestatter einzogen; die Lebenden eilten dem Lichte zu und das Dunkel nahm den Todten auf. Um alle jene Bilder zu verstehen, dazu gehören Monate, nicht Stunden, wie sie der flüchtige Wanderer hat, um sie zu beschreiben, — so viel Zeit, als jene hatten, welche ganze Wände verstümmelten und Tausende von Bildern vernichteten.

Die Gräber, welche den Memnonssäulen näher liegen, gehörten wahrscheinlich nur untergeordneten Persönlichkeiten des alten ägyptischen Reiches an. Ganze Reihen von Katakomben ziehen sich unter den Berggipfeln hin, und von da bis zum Nil herab liegt Grab an Grab. Hunderte davon sind aufgebrochen, durch Gewalt entweiht, entheiligt; in Tausenden aber schlummert noch der unverwesliche Menschenstaub. Wenn man von den Memnonssäulen zum Gebirge aufsteigt, wandelt man ohne Unterlaß zwischen Gräbern dahin und bis weit, weit hinein in die Wüste setzen sich diese fort. Ernster als auf jedem andern Friedhofe stimmt diese Wanderung, und trauriger als je tritt die Wüste vor das Auge. Wellenförmig breitet das öde Land vor den Blicken sich aus, ein Geröll ohne Pflanzenschmuck bildet die Berge, erfüllt die Thäler. Nicht der goldgelbe Wüstensand leuchtet in die Schluchten hinab, der Boden ist fest und steinig; und doch bietet auch dieser Theil der Wüste, die hier „Hammada", die durch-

glühte, heißt, dem Wanderer ein Bild seltenster Schönheit, wenn nicht das Gefühl der Oede seine Brust zu sehr erfüllt, sein Auge gänzlich verschlossen hat.

Unter jenem Himmel, in seinem prachtvollen Sonnenlichte erlebt auch das ödeste und wildeste Gebirge, schmückt sich der glühende Stein mit herrlichen Farben. Es scheint, als wenn die Luft von der Sonne zu lauter Sonne, zum Lichtäther verwandelt worden wäre, in welchem kein Lüftchen, kein Ton eine Welle schlägt. Der Mensch sieht und empfindet kein anderes Element als das Licht, in welches die träumende Seele sich selbst zurücklösen zu wollen scheint. Von dem nackten Felsgestein blitzen die Sonnenstrahlen zurück in der Nähe und Ferne, goldenen Glanz legen sie über die ockergelben zerklüfteten Massen; das ganze Gebirge und die ganze Landschaft hüllen sie in einen gleichen, glänzenden Duft, und selbst die spiegelglatte Silberfläche des Riesenstroms muß von diesem Duft neuen Glanz und neuen Schimmer annehmen; die Palmen flammen auf in grünem Feuer. Der Künstler, welcher diese Natur malen wollte, müßte seinen Pinsel in Feuer statt in Farben tauchen; er müßte mehr als ein menschlicher Maler sein. Nur ein himmlischer Genius vermöchte es, eine ägyptische Mittagslandschaft in Farben wiederzugeben, falls er nicht Licht in Licht zu malen und zu bilden verstände.

Und in solcher ägyptischen Aetherbläue, von goldenem Sonnenlicht, leise mit grünendem Schatten umwebt, saßen und saßen die steinernen Riesenzwillinge, ihr Antlitz dem Aufgang der Sonne zugewandt, Jahrtausende hindurch. Unter diesen Eindrücken scheint's fast natürlich, daß man das steinerne Götterbild im himmlichen Lichte erwarmen und tönen wähnte, denn selbst kein Wunder mehr scheint der dem Gebirge entführte, zum Bildniß verwandelte Fels: die Natur selbst mit ihrem Lichtglanz und Schimmer tritt als Wunder vor die Seele und erfüllt sie so ganz, daß jene gewaltigen Bauwerke in solcher Umgebung nur natürlich, ja naturnothwendig erscheinen müssen. B.



RIVA dei SCHIAVONI

IN VENEDIG.

entstei
ereign
des M
seinen

ist de
der ei
nach
Neben
deren
Fürst
Repu
aufge
dick,
fahrt
mitw
hatte
einen
Schw
Ma
Als
Löw
bünd
dem,

Venedig: — Die Piazetta und der Dogenpalast.

Siehe, im Arme Neptuns, die bleiche, herrliche Meerbraut,
Die mit der Römer Gewalt paarte der Tyrier Glück;
Siehe die Herrscherin einst auf allen Meeren und Küsten
Dreier Theile der Welt, die um ihr Gold sie berückt;
Siehe Venetia's Leu, der wider die Heere der Moslims
(Candia bezeugt's und Lepant'!) unser Europa geschirmt.
Zwar ist gestorben der Leu, es horstet im Rachen der Adler;
Doch auch als Dienende strahlt sie einer Königin gleich.

Die vorliegende Ansicht ist einzig in ihrer Art. Diese den Fluthen entsteigenden Paläste, diese Monumente sind das offene Buch von Venedig's ereignißvoller Geschichte. Sie machen Alles glaublich, was die Historiker des Mittelalters von seiner Pracht gesagt haben, was sie von seiner Macht, seinem Reichthume und der Größe seines Handels erzählen.

Jene lange, dem Meere zugekehrte Fronte, im arabischen Prachtstyl, ist der Palast des Dogen, der ehemalige Sitz der ausübenden Gewalten der einst so mächtigen Republik. Von da gingen die Beschlüsse des Senats aus, welche im Mittelalter oft die Schicksale der Reiche lenkten. Neben an ist die Piazetta, gleichsam die Staatspforte Venedig's, auf deren breiten, in die Fluthen hinabführenden Marmorstufen die fremden Fürsten und Gesandten landeten, wenn sie kamen, die Freundschaft der Republik zu suchen. Imposante Zeugnisse ihrer Herrlichkeit hatte sie dort aufgestellt. Jene zwei Säulen am Eingang, 40 Fuß hoch und 8 Fuß dick, jede aus einem Stück orientalischen Porphyrs, zierten einst die Einfahrt der Dardanellen, von wo sie die Venetianer weg- und als Trophäen mitnahmen, als sie im 12. Jahrhundert das griechische Reich gedemüthigt hatten, und Constantinopel selbst ihnen als Eroberer gehuldigt. Auf der einen war die kolossale Bronzbildsäule des heiligen Antonius, des ältesten Schutzpatrons Venedigs. Der geflügelte Löwe, Attribut des Evangelisten Markus, des neuen Schutzheiligen der Republik, schmückte die andere. Als die Franzosen, 1797, dem Staate ein Ende machten, nahmen sie den Löwen herab, und er wanderte als Siegeszeichen nach Paris. Die Verbündeten schickten ihn wieder heim, und seit 1816 überschaut er, wie vordem, das adriatische Meer.

Venedig rühmt sich keines so hohen Alters, als die meisten der italischen Städte; aber der Volksname der Venetianer geht in die ältesten Zeiten zurück. Damals hießen sie Heneter. Sie stammten von Trojanischen Flüchtlingen her, welche Antenor in diese Gegend führte.

Als Attila im Jahre 452 das große Aquileja zerstörte, suchte, was von den unglücklichen Einwohnern dem Schwerte entronnen, in den Sümpfen, welche das Nordende des adriatischen Meers umgürten, ein Asyl. Viele Tausende kamen um durch Noth und Elend. Der Ueberrest baute sich auf den Inselchen an der Mündung des Po an. Dieß war die erste Gründung Venedigs. In den ersten Jahrhunderten trieben die Bewohner desselben die Fischerei als ausschließlichen Erwerb. Aus Fischern wurden allmählig Schiffer, die sich den benachbarten Orten des Festlandes als Frachtfahrer verdingten, — aus diesen Kaufleute. Der kleine Staat, von seiner Gründung an Republik, nahm zu an Macht und an Ansehen, je nachdem sich der Reichthum und die Volksmenge mehrten, welche beide der Handel herführte. Vom neunten Jahrhundert an tritt Venedig in der Weltgeschichte handelnd auf. Seine Geschwader bekämpften die Seeräuber, welche die Gestade Italiens verwüsteten; einzelne Städte und ganze Küstenstrecken begaben sich unter seinen Schutz; es schloß Bündniß mit Genua zum Kriege gegen die Sarazenen.

Als die Kreuzzüge anfingen, besorgten Genua und Venedig gemeinschaftlich die Verproviantirung und Ueberfahrt der christlichen Heere, und ihre Kriegsflotten gaben das Geleit. Mit Hülfe dieser wurden die syrischen Häfen erobert, und bei jeder Eroberung bedangen sie sich besondere Handelsvortheile aus, und eigneten sie sich die für ihre Zwecke passenden Gebäude zu. Mit den Erzeugnissen und den Bedürfnissen des Orients waren sie seit lange vertraut, und sie benutzten die günstigen Verhältnisse zur Ausbreitung ihrer Geschäfte durch ganz Asien und Afrika. Schon zu Ende des 12. Jahrhunderts traf man venetianische Faktoreien in allen Städten des mittelländischen und schwarzen Meers an, am arabischen Meerbusen und im Golfe von Persien. Im Jahre 1202 führten sie ein Kreuzfahrerheer auf 300 Schiffen vor Constantinopel, und unter Anführung ihres Dogen Dandolo griff ihre Kriegsflotte von 50 großen Galeeren, mit dem französischen Geschwader vereinigt, die Hauptstadt des griechischen Kaiserreichs an und eroberte sie. Klug überließen sie die glänzende, aber gefährliche und unsichere Beute ihren Verbündeten, erwarben sich aber Candia, und behielten von Küstenländern und griechischen Inseln Alles, was ihnen für ihre Zwecke am vortheilhaftesten schien.

Eifersüchtig auf Venedigs fortwachsende Handelsgröße hatte sich bald darauf Genua von dem geschlossenen Bunde gegen die Türken ausgeschieden und mit diesen einen Separatfrieden geschlossen, durch welchen sie sich den Alleinhandel mit den sarazenischen Staaten zu bewahren gedachten. So treulose Politik trug schlechte Frucht. Venedig verfolgte seine Handels-

unternehmungen mit den Waffen in der Hand viel glücklicher, als Genua durch Traktate, welche es in der öffentlichen Meinung Europa's brandmarkten. Jenes machte sich zum Herrn der Küsten des schwarzen Meers, und venetianische Niederlassungen und Comtoire blühten am kaspischen See, und wurden vorgeschoben bis in das Herz von Persien.

Die schlechtverhaltene Eifersucht der Genueser und Venetianer brach endlich in Krieg aus, in einen Krieg auf Leben und Tod, welchen zwar äußere Verhältnisse, oder Erschöpfung, von Zeit zu Zeit unterbrochen, der aber nicht eher endigte, als bis die veränderte Weltlage den Haderern gebieterisch Ruhe gebot. Venedig, kühn gemacht durch seine Erfolge im schwarzen Meere, gedachte seine Nebenbuhlerin aus ganz Syrien zu vertreiben. Der Streit um den Besitz von Ptolomais (St. Jean d'Acre) lieh den Vorwand. Venedig behielt das Feld, und um die Rivalin zu höhnen, hing es die Thore von Ptolomais an den Säulen des Markusplatzes in Ketten auf. Die Genueser hingegen vertrieben die Venetianer von der Küste des euxinischen Pontus, dessen Handel sie eine Zeitlang monopolisirten. Das mittelländische Meer wurde nun für die Flotten der eifersüchtigen Republiken häufig ein Schlachtfeld. Lange wechselte das Kriegsglück. Zuletzt aber triumphirten die Venetianer bei Chiozzo über die Genueser in einem Haupttreffen, und von diesem Ereigniß an zogen sich letztere aus den griechischen und levantischen Gewässern zurück. Genua verlor seine Besitzungen am schwarzen Meere. — Um diese Zeit begann der Norden sich der Kultur und ihren Bedürfnissen und Genüssen zu öffnen. Er führte neue und unermeßliche Geschäfte herbei, als deren Vermittlerin sich die Hansa hergab. Nürnberg, Straßburg, Augsburg, Braunschweig, Lübeck, Brügge, Köln, wurden zu Hauptstapelplätzen des venetianischen Handels, wo der Norden um seine Erzeugnisse die Produkte des Südens tauschte. Durch Verträge mit den Sultanen von Aegypten gelang es Venedig, sich in den Alleinbesitz des einzigen damals praktikabeln Handelswegs nach Indien zu setzen. Von der Spitze des adriatischen Meeres an leitete es eine Kette bewaffneter Niederlassungen bis in's schwarze Meer und von Suez aus dem arabischen Meerbusen entlang bis zum Indus. Venedig hatte den Gipfel seiner Größe erreicht. Der Doge Mocenigo gab die venetianische Flotte im Jahre 1420 auf 3000 große Handelsschiffe an, die 30,000 Matrosen beschäftigten. Die Kriegsmacht zählte 300 Schiffe, mit 10,800 Seeleuten, und 45 große Galeeren, mit 12,000 Mann Besatzung. In den Arsenälen und auf den Werften arbeiteten 17,000 Schiffszimmerleute unausgesetzt am Neubau und an der Ausbesserung der Fahrzeuge. Damals war die Seemacht Venedigs für sich allein größer, als die aller andern Staaten Europa's zusammen genommen. Unglaublich wäre es, was gleichzeitige Schriftsteller über den Reichthum und den Luxus dieser Stadt, in welche der Handel Jahrhunderte lang die Schätze der Welt zusammenführte, berichten, stellte nicht das heu=

tige Venedig durch seine Paläste und Denkmäler noch unwiderlegbare Zeugen dafür auf. Wohl konnte man hier mit dem Propheten wie über Tyrus ausrufen: „Ihre Kaufleute sind Fürsten!“ Daß die Ausbeute des hiesigen Handels enorm gewesen sein müsse, geht aus dem Umstande hervor, daß, ungeachtet des Zusammenflusses aller Reichthümer der Welt, dennoch der laufende Jahreszins bei Vorschüssen auf Handelsunternehmungen, nie unter 30 Prozent, oft über 50 war. Welcher Gewinn mußte also bei Spekulationen locken, für welche das Geld nicht wohlfeiler erlangt werden konnte!

Vom Gipfel des Glücks und der Größe war der nächste Schritt der erste zum Verderben. Als Genua schwach geworden und Venedig keinen Nebenbuhler mehr zu fürchten hatte, folglich die Nothwendigkeit aufhörte, für die Erhaltung seiner Macht mit Anstrengung zu kämpfen, wendete sich die Ehr- und Herrschsucht der reichen Geschlechter nach innen, und die Regierung, mithin auch die Sorge und das Interesse für das Staatswohl, wurde zum ausschließlichen Monopol der ältesten und vermögendsten Familien. Diese traten, um sich den Besitz der Alleinherrschaft zu sichern, in einen enggeschlossenen Verein zusammen, und die demokratische Regierungsform ging in eine streng aristokratische über. Für Verstand und Einsicht war nur noch in so fern Belohnung vorhanden, als zugleich Geburtsrang damit verknüpft war. Spätere Ausartung stellte auch diesen letzten dem Golde zu Kauf. Für 100,000 Dukaten konnte jeder Tropf sich den Rang eines Nobili erwerben, und seinen Namen in's goldene Buch eintragen lassen. Titel wurden, wie jede andere Waare, nach dem Preiscourant des Senats erworben, die Verbrecher erkauften sich die Freiheit nach dem Tarif, Alles war feil; das persönliche Verdienst, als bloßes Verdienst, war dagegen außer Cours. An seine Stelle trat die Würde, und Geburt, Titel und Amt gaben diese allein. Die Aufrechterhaltung alter Formen ist für solche Verwalter des Gemeinwesens am leichtesten zu begreifen und mit der wenigsten Mühe auszuführen; das Neue zu prüfen und das Gute davon zu behalten, paßt nie für solche Wesen; das Erhabene zu ergründen und zu erkennen, war niemals für die Anbeter des goldenen Kalbes. So war es möglich, daß, als ein armer, aber tiefdenkender Mann Pläne und Wahrheiten offenbarte, die Venedig mehr, als die ganze übrige Welt interessirten, man sie dort als Tollheiten verlachte. Man ahnete nicht, daß durch deren Erfolg die ganze Herrlichkeit Venedigs in den Staub sinken würde.

Jener Mann war Columbus; — dieser Erfolg die Entdeckung Amerika's. Die Umschiffung Afrika's durch Vasco di Gama, ein paar Jahre später, welche dem Handel mit Indien neue Wege wieß, vollendete, was jene Entdeckung der andern Erdhälfte für Venedig's Ruin vorbereitet hatte.

Die weitere Geschichte der Republik ist blos die ihres Verfalls. Aber drei Jahrhunderte gehörten dazu, ehe der von der Kraft dreier Welttheile

vollgesogene Staatskörper sich so abzehrte, daß ihn der Stoß eines starken Arms niederwerfen konnte.

Venedig empfing die Nachrichten jener Entdeckungen, welche über seine Zukunft den Stab brachen, mit Schrecken und Entsetzen, um so mehr, da es nun zu spät war, etwas zu thun, um das Uebel abzuwenden. Möglich ist's, daß es, im Besitz der mächtigsten Flotte, auf dem Wege des Kriegs und der Eroberung das Rad des Schicksals noch gewendet hätte; aber neben der Ueppigkeit waren die Trägheit und die Liebe zur Ruhe groß gewachsen, und statt die Wege offener Gewalt schlug man die Schlangenpfade einer ruhmlosen Politik ein, welche das Unglück nur beschleunigte. Vierundzwanzig Jahre nach der Reise des Vasco blühete schon der portugiesische Handel in unzähligen Häfen, in Afrika und Indien, vom Kap des grünen Vorgebirges an bis nach Canton, auf einer unermeßlichen Küste von 2500 geographischen Meilen. Das eroberte Malacca war der große Stapel dieses ungeheuern Handels. Da trafen die Produkte der ostwärts liegenden Reiche, Japan's, China's, der Molukken, Siam's, des indischen Archipels zusammen, mit denen aus dem Westen, aus Malabar, Ceylon, Coromandel und Bengalen. In Bezug auf den indischen Handel wurde Lissabon binnen kurzen dreißig Jahren das, was Venedig gewesen, welches mit dem indischen Verkehr die Nahrungsquelle seines Reichthums verlor. Vergeblich schloß es Bündnisse mit dem ägyptischen Sultan und verschwendete Schätze und Flotten, um diesen in der verabredeten Vertreibung der Portugiesen aus Indien zu unterstützen. Die Flotten wurden durch Sturm und portugiesische Tapferkeit vernichtet. Venedig, das sich noch vor Kurzem in seinem Uebermuth vermessen hatte, sich die Schiedsrichterin der Welt zu nennen, wurde verhöhnt. Vollkommen erniedrigte es sich, als es nach so großer Schmach Unterhändler nach Lissabon schickte, den Portugiesen anzubieten: ihnen alle indischen Produkte für einen gewissen Preis, der Portugal einen großen Gewinn übrig ließe, abzukaufen gegen Bewilligung des ausschließlichen Rechts des Wiederverkaufs an andere Völker! Schnöde, wie sie es verdienten, wurden die Venetianer abgewiesen, und die Welt lachte sie aus.

Alle spätern Versuche, unwiederbringlich Verlorenes wieder zu gewinnen, konnten um so weniger fruchten, da sie mit sinkender Kraft unternommen wurden. Denn an den Verlust des Welthandels knüpfte sich allmählig der der positiven Herrschaft über ein ausgedehntes Reich. Venedig büßte im langwierigen Kampfe gegen seine Erbfeinde, die Türken, — in einem Kampfe, an Großthaten reich und eines bessern Erfolges werth! — zuerst die Küste des schwarzen Meeres und der Levante ein, dann die griechischen Inseln, dann Albanien und Morea, und zuletzt auch Candia und Cypern. Als es 1797 durch Bonaparte den Todesstreich empfing, besaß es nichts mehr, als die dalmatische Küste, Verona und das Gebiet des eigentlichen Herzogthums Venedig. Als Staat hatte es schon lange vor-

her das Sterbebett gehütet, und die in den Tagen der Macht so bedeutungsvolle Ceremonie am Himmelfahrtstage, die Vermählung der Republik mit dem Meere, war längst zur Posse herabgesunken *).

Cap à l'Ail.

So tauften die französischen Argonauten, welche zuerst den Westen des nördlichen Amerika's erforschten und besiedelten und den Vater der Ströme beschifften, einen unterhalb der St. Anthony'sfälle in den Strom vorspringenden Bluff, der vom Standpunkt des Zeichners aus und mit Hülfe der Phantasie betrachtet, die Form eines Flügels annimmt. Die Winnebago-Indianer, von denen Stämme noch in der Nähe und mit den Weißen in Frieden wohnen, nennen ihn den Heilfelsen, denn es ist ihre Art, allen durch ihre Form, Farbe oder sonstigen Erscheinung auffallenden Vorkommnissen in der Natur besondere Bedeutung und Kräfte beizulegen; so halten sie auch diesen Felsen hoch in Ehren, indem sie ihre Kranken und Verwundeten dahin führen, um auf seiner Spitze dem großen Geist zu opfern und Heilung zu erflehen, — ähnlich wie unsere Krüppel und Gebrechlichen nach geweihten Orten wallfahrten, um ihre Krücken zu Füßen dieses oder jenes Heiligen niederzulegen.

Die rohe blaugefärbte Zeichenschrift, welche die nach dem Fluß gekehrte Wand des Felsens bedeckt und ein rothbemalter Steinaltar auf seiner Spitze werden noch lange die Bedeutung dieser auffallenden Naturbildung den Reisenden verkünden, die mit den Dampfern den Mississippi befahren — lange noch, nachdem die Kanos der Winnebago's verschwunden und die Spuren ihres Daseins vertilgt sein werden.

Die umgebende Partie der Mississippiufer ist eine durch ihre eigenthümliche Schönheit frappante und in ihrer Jungfräulichkeit noch unberührte, von der Axt des Holzschlägers und dem Pflug des Farmers noch nicht heimgesuchte Gegend — ein Reiz, der in Amerika freilich zu den vergänglichsten gehört.

---

*) Nach einem uralten Gebrauche, der bis zum Ende der Republik dauerte, fuhr der Doge auf einem prächtigen Schiffe, welches der Bucentaurus hieß, begleitet von den Herren des Raths und den fremden Gesandten, auf das hohe Meer, welches mit zahllosen Gondeln bedeckt war. Er warf dort einen goldenen Ring in die Fluth, mit den Worten: Desponsemus te mare in signum veri perpetuique dominii. (Ich verlobe mich mit dir, o Meer, zum Zeichen wahrer und ewiger Herrschaft.) Jetzt liegt der Bucentaur im Arsenal und verfault.



Aus d. Kunstanst. d. Bibliogr. Instit. in Hildbh.

CAP À L'AIL

(MISSISSIPPI RIVER)

Eigenthum d. Verleger.



STANZSTAD

AM VIERWALDSTÄTTER SEE.

Bibliograph. Institut in Hildburghausen.

Stanzstad.

Wo sich der Vierwaldstättersee in jene Bucht verengt, die zwischen dunkeln Felswänden und Tannenwäldern in's sonnige Obwalden sich hinzieht, liegt am Eingange derselben ein freundliches Dörfchen, Stanzstad, dessen schimmernde Häuschen mit ihren rothen Ziegeldächern wie frisch lackirtes Spielzeug uns in die allermodernste Zeit versetzen würden, mahnte nicht ein altersgrauer, steinerner Thurm an alte vergangene Tage. Mag tausendmal das Gewirr und Gesumse der heimatmüden Touristen, vom langbeinigen Englishman bis zum quecksilbernen Franzosen, an das Zeitalter des Kautschuk erinnern, und mögen Dutzende feinbefrackter und wohlgekämmter Kellner uns umflattern als langweilige Symbole, wie die moderne Civilisation auf ihrem Alexanderzuge — dessen Marschroute die Speisezettel bilden — auch diesen stillen Winkel am Alpnachersee berührt und erobert hat: — unwillkürlich schweift der Blick nach dem steinernen Riesen hinüber, der so ernst und stumm aus dem Wasser sich hebt, so lange der helle Tag und das unruhige Leben regiert. Doch in der Nacht hat er seine eigenen Gedanken, die in Legionen melancholischer Fledermäuse aus seinem Innern hervorbrechen, und er träumt von alten längst verschwundenen Zeiten, da er als eine kräftige Warte urschweizerischer Freiheit in hohen Ehren stand, wie im glorreichen Jahre 1315, als er jene Braven in seinen Mauern barg, welche am Tage von Morgarten die von Luzern herüberziehende österreichische Mannschaft zurückschlugen und in den See sprengten. Noch sieht er die funkelnden Morgensterne niederschmettern auf strahlende Helme und Schuppenpanzer, und er erwiedert den Jubelruf freier Männer mit dumpfem Echo. Da fällt aus einer Ritze des zerbröckelnden Gesteins eine schwere Metallkugel in das Wasser und der klatschende Ton verscheucht im Nu die stolzen Bilder altschweizerischer Größe und Herrlichkeit. Wie die alte, so ward auch die junge Schweizerfreiheit unter Blut und Thränen geboren und die in den See rollende Kugel war ein deutliches Zeichen, welche bitteren Leiden die Wiedergeburt der Schweiz am Ende des letzten Jahrhunderts begleiteten.

Redlich theilte die Schweiz im 18. Jahrhundert das allgemeine Elend: den schweren Druck, welcher auf allen Völkern Eurapa's lastete, mochte es der der Brutalität oder der eines sogenannten aufgeklärten Despotismus gewesen sein. Doch auf tausend verborgenen Wegen floß auch ihr jener Strom geistiger Freiheit zu, den die genialen Schriftsteller

Deutschlands und Frankreichs aus dem Felsen des absoluten Staates herauslockten, und als die französische Revolution, diese in jedem Sinne unsterbliche Initiative der Freiheit, ihr dreifarbiges Banner entfaltete, da wurde sie von Tausenden mit Jubel begrüßt. Es war freilich ein kurzer Traum. Bald genug fiel die junge Freiheit ermattet und gebrochen in den Arm militärischer Despotie, nachdem leichtfertige Hüter sie zur charakterlosen Koquette herabgewürdigt hatten. Doch war noch so viel übrig geblieben, daß die schnell verwelkte Schönheit mit etwas Schminke auf den Wangen und in gefälschtem, griechischen Aufputze noch immer als eine Art Göttin, als eine wunderwirkende Madonna für kranke an Despoten leidende Völker gelten und für theatralische Aufzüge gebraucht werden konnte. Und da brachten sie denn auf ihren Bajonneten dies Wunderbild, die pfiffigen Franzosen, und glaubten sich vollberechtigt, als Gegenleistung die Häuser und Höfe, die Arsenale und Schatzgewölbe der Schweiz ausplündern zu dürfen, — politische Ablaßkrämer, die sich von einem Tetzel nur dadurch unterschieden, daß dieser mit freiwilligen Gaben sich begnügte, während die Opfer, welche den Franzosen entrichtet werden mußten, höchst unfreiwilliger Natur waren.

So sehr alles Volk in der Schweiz nach Freiheit sich sehnte, so wenig behagte ihm das hohe Gut in dieser Gestalt. Am wenigsten war dies in Nidwalden der Fall, wo neben ganz anderen Begriffen eines freien Lebens noch die Frömmigkeit eines schlichten Wollens hinzu kam, das sich davor entsetzte, den Heiland und seine Mutter in officiellen Urkunden als „Bürger Jesus“ und „Bürgerin Maria“ titulirt zu sehen. Da kamen die neuen französischen Herren mit der Zumuthung, daß die Nidwaldner den Eid auf eine nicht etwa freier, religiöser Forschung Raum gebende, sondern rein atheistische Verfassung ablegen sollten, eine Verfassung, die zudem ihre politische Selbständigkeit aufhob und das freie Ländchen mit seiner 500-jährigen ruhmvollen Geschichte zum nichtssagenden Bruchtheil eines staatlichen Ganzen herabsetzte, dessen Organisation ihnen noch fremdartiger war, als die Sprache der neuen Herrscher. Gehetzt von geistlichen Eiferern steigerte sich das religiöse Gefühl des Volks zu wildem Fanatismus und einstimmig erscholl der Ruf durch alle Thäler: „Ergreift die Waffen zum Schutze unserer heiligsten Güter!“

Von allen Seiten umzingelte nun General Schauenburg mit seinen Franzosen das kleine Ländchen, nachdem er schon seit dem 2. September 1798 von Herpiswyl herüber Stanzstad, in welchem ein schlichter Volksmann, Ludwig Frunez, den Oberbefehl über das empörte Volk hatte, beschießen ließ, ohne doch großen Schaden anzurichten. Am 8. September war Waffenruhe; dennoch wurde ein französischer Parlamentär, welcher an diesem Tage in einem Nachen Stanzstad sich näherte, von dem fanatisirten und mit den Kriegsgebräuchen nicht mehr vertrauten Volke niedergeschossen. Da brach der Morgen des 9. Septembers an, des Schreckens-

tages, wie er heute noch im Munde des Volks lebt. Von drei verschiedenen Seiten, von Engelberg her, von Obwalden und von Herpiswyl gegen Kehrsiten und Stanzstad, rückte Schauenburg mit seinen 16,000 Mann gegen das todesmuthige Hirtenvolk, das kaum 2000 Streiter aufzustellen vermochte, welche außerdem auf mehr als 10 gefährdeten Punkten zerstreut standen. Alles versammelte sich unter dem Sturmgeläute, Kanonendonner und Blasen der Heerhörner, des Uri-Stiers und der Unterwaldner-Kuh, wie die Nidwaldner ihr Schlachthorn nannten. Auch viele Frauen und Jungfrauen, mit Knitteln bewaffnet, hatten sich zum Kampfe eingestellt und unter dem Sange frommer Lieder, durchkreuzt von fröhlichen Jodlern, zog Alles vertrauensvoll in den Streit. Hatte ihnen doch einer der Hauptanstifter und die belebende Seele des Widerstandes, Helfer Lussi von Stanz, noch am Tage vorher gesagt: „Die Kugeln der Franzosen thun uns nichts; wenn wir für Religion und Freiheit streiten, wird Gott uns helfen!“ Und auch der kriegerische Kapuziner, Paul Styger, der Abgott des Volks, zeigte sich demselben hoch zu Pferd, den Säbel an der Seite, einen Federbusch auf dem Spitzhut und das Kreuz vor sich tragend. Da mahnte er das Volk zu Eintracht, Muth, Standhaftigkeit und Gottvertrauen, rief mit Flammenworten zum Kampfe für den katholischen Glauben und die alte Freiheit, verhieß jedem Fallenden die ewige Seligkeit und vertheilte Amulette zum Schutze der Kämpfer, welches Präservativ den guten Leuten aber blutwenig half.

Schon um Mitternacht waren die Franzosen aufgebrochen und in frühester Morgenstunde — es war ein Sonntagmorgen — erscholl statt friedlichen Glockengeläutes der Donner der Geschütze. Sowie diese Signale ertönten, rief die Lärmkanone auf der Kernser Alm das französische Heer auf allen Punkten zur Schlacht. Ein harter, langer Kampf fand besonders auf den Höhen oberhalb des Drachenriedes statt. Oft kämpfte da ein Nidwaldner mit sechs Franzosen. Ein Bündi von Emetten, der an vielen Wunden blutend am Boden lag, vertheidigte sich nach dem Berichte eines glaubwürdigen Zeitgenossen bis zum letzten Athemzuge. Die Tochter eines Anderen, welche ihrem Vater Waffen nachtrug, mußte mit Gewalt zurückgewiesen werden, als sie selbst am Kampfe Theil nehmen wollte. Ihr Oheim, der in den Fuß geschossen war, feuerte auf den Knieen liegend fort, bis ihn ein zweiter Schuß in die Achsel traf. Als eine Abtheilung Franzosen versuchte, die Nidwaldner von der Seite des Rozberges zu umgehen, stießen sie auf eine kleine Schaar Nidwaldner, welche den jähen Abhang des Rozberges und die Papiermühle, den Ausgangspunkt aus dem Engpasse des Rozloches, besetzt hielten, und denen noch von Stanzstad her ein Häuflein Kämpfer von der „Kompagnie der Jungen“, aus minderjährigen Knaben bestehend, zu Hilfe kamen. Diese feuerten auf die im Engpasse in gedrängter Masse anrückenden Franzosen, zerschmetterten sie durch hinabgeschleuderte Felsstücke und Holzblöcke und jagten sie in den schäumenden

Bach, so daß fast Alle umkamen. Der Mangel an Mannschaft und an Leitung hinderte jedoch die Heldenjünglinge, ihren Sieg zu verfolgen, so daß bald darauf eine neu anrückende Kolonne Franzosen des Rozberges sich bemächtigen konnte. Da zugleich die von Kerns über Ennenmoos und das Drachenried, sowie die vom Großächerli (einer Grenzalpe zwischen Ob- und Nidwalden) über Dallenwil heranrückenden Franzosen trotz dem verzweifelten Widerstande der Nidwaldner immer näher um das Thal von Stanz sich zusammenzogen, ging das Schicksal des Tages rasch seiner Entscheidung entgegen, jedoch nicht, ohne daß vorher noch ein wüthender Kampf bestanden werden mußte. Wohl mochte, als die Franzosen den wichtigen Punkt des Rozberges gewonnen hatten und nun mit Siegessicherheit auf das schöne Thal herabsahen, das sie binnen kurzer Zeit in eine Wüste umwandeln sollten, der Triumph ihnen nahe genug scheinen. Doch auf dem Allwege, jener sanft ansteigenden Höhe zwischen dem Rozberge und dem Stanzerhorn, auf deren Höhe die Winkelriedkapelle zu ausdauerndem Todesmuth aufforderte, hatte sich noch die entsetzlich zusammengeschmolzene Hauptmacht der Nidwaldner zum letzten Kampfe gesammelt. Die Höhe des Allwegs wurde zwar von den Franzosen, die in festgeschlossener Kolonne racheschnaubend anrückten, in raschem Sturmschritt genommen und die Kapelle mit den umliegenden Häusern verbrannt. Jeder Schritt abwärts mußte aber mit Leichen erkauft werden. Da stritten mit Sensen und Knitteln und starben den Heldentod 18 Jungfrauen, welche den wiederholt angebotenen Pardon ausschlugen, unter ihnen das schönste Mädchen des ganzen Landes, Barbara Bachli von Beckenried, die mehrere Franzosen mit ihrem Knittel niedergeschlagen hatte, bis ein Dragoner ihr den Kopf spaltete. Ein wehrloses Mädchen bat auf den Knieen um den Tod als Gnade. An mehreren Stellen rangen Frauen und Jungfrauen mit Riesenkraft von den Ueberwältigern sich los, flohen in die unwegsamen Berge und verbargen sich in den Wäldern und Felshöhlen. Ein verfolgtes Mädchen sprang einen haushohen Felsen hinunter und entkam. Zwei andere schützten sich heroisch vor Mißhandlung, indem die eine, Kunigunde Christen, dem Frevler den Arm abschlug, und die andere, Clara Deschwanden, ihren Bedränger, einen bäumigen Grenadier, fest an der Gurgel packte, bis ein Offizier zu ihrer Rettung herbei kam. Ein Käslin von Emetten hatte schon sieben Wunden und schoß, am Boden liegend, sein Gewehr noch dreizehnmal ab. Ein anderer Käslin von Beckenried, der von zwei Husaren verfolgt wurde, schlug dem Einen mit seinem Knittel das Haupt ein und stürzte mit ihm in einen Graben, wo der andere Husar ihm den Schädel spaltete. — Wir entnehmen diese Züge den glaubwürdigen Ueberlieferungen aus der stanzstader Chronik.

Unter diesen Vorgängen fuhren die Franzosen mit 10 Schiffen und einem großen, von 1000 Mann besetzten Floß gegen Stanzstad, und mit fünf anderen, stark bemannten Booten in das nicht weit davon entfernte,

nördlich von Stanzstad liegende Dörfchen Kehrsiten und beschossen lange Zeit, doch ohne Erfolg, die dort aufgestellten Unterwaldnerposten. Sowie die rothe Flammensäule von der brennenden Winkelriedkapelle ihnen das Zeichen gab, daß die Höhe des Allweg genommen war, landeten die Franzosen zwischen Stanzstad und Kehrsiten und theilten ihre Kräfte. Die Einen näherten sich Kehrsiten, während die Andern über den Bürgenberg auf Stanzstad losrückten. Da die wenigen Nidwaldner, welche Kehrsiten besetzt hielten, dem Angriffe der Franzosen von Land und See her nicht zu widerstehen vermochten, verließen sie ihre Schanze, zu deren Vertheidigung nur eine einzige kleine Kanone aufgestellt war, und zogen sich, nachdem ihre Scharfschützen noch eine Weile die Franzosen aufgehalten hatten, auf die Höhe des Bürgenberges zurück, der zwischen dem Thale von Stanz und dem See sich hinzieht. Die Franzosen verfolgten sie, erlitten jedoch durch wohlgezielte Stutzerschüsse und herabrollende Stein= und Holzblöcke erhebliche Verluste. Da sie aber immer wieder durch neue Truppen ergänzt wurden, gelang es ihnen endlich, die Höhe des Bürgen zu gewinnen, worauf die Nidwaldner sich zerstreuten und die Franzosen mordend und brennend gegen Stanzstad vorrückten.

Stanzstad war an diesem Tage nur von 200 Mann vertheidigt, die sich bis gegen den Lotzerberg hinzogen; der See aber ward mit Pallisaden, die nicht über den Wasserspiegel sich erhoben, und mit schwimmenden Baumstämmen gesperrt. Die beiden Einfahrten wurden durch drei Schanzen gedeckt, die mit zwei Zweipfündern und einem Fünfpfünder besetzt waren, letzterer der „Zürihund" genannt, weil er den Zürchern in der Schlacht bei Kappel (1531) genommen worden war. Jeder Kanone, die lebhaftes Kartätschenfeuer entsendeten, waren acht Scharfschützen beigegeben. Am Tage der Schlacht befehligte diesen Posten ein einfacher Landmann, Ignaz Hunziker, Zundelnazi genannt, ein kleines, häßliches Männchen, das aber nach dem Berichte eines Zeitgenossen, „wohl reden konnte und gut mit den Leuten umzugehen verstand." Zundelnazi und seine Leute, die gegen den See gesichert waren, hielten sich bis gegen 2 Uhr. Da wurden sie aber gleichzeitig vom Rozberg und vom Bürgen her angegriffen und zogen sich nun, nachdem sie zwei Kanonen vernagelt hatten, in die Wälder zurück, worauf die Franzosen in Stanzstad einzogen und das freundliche Dörfchen vollständig niederbrannten.

Das gleiche Schicksal traf Stanz, den Hauptort Nidwaldens, doch beendigte dessen Einnahme noch lange nicht den Kampf, der erst mit der Dämmerung endete. Von Morgens 5 Uhr bis Abends 6 Uhr hatte die kleine Heldenschaar dem achtmal der Zahl und noch weit mehr durch bewährte Kriegskunst überlegenen Feinde Widerstand geleistet. Ueber die Schreckensscenen, welche den Einzug der Franzosen in Stanz begleiteten, lassen wir den Schleier fallen; hatte doch das brave Volk von Nidwalden, wenn auch irregeleitet durch Priesterfanatismus, in seinem ruhmvollen

Untergange das Palladium schweizerischer Tapferkeit gerettet. Und noch heute ermahnt in der Hauptkirche von Stanz eine an der äußeren Mauer des Beinhauses befestigte marmorne Tafel, dem Andenken an die Gefallenen von 1798 gewidmet, das heutige Geschlecht mit dem frommen Spruch:

Bleibt wie ein Fels im Guten fest
Und flieht das Laster wie die Pest!
So rufen Euch aus ihrer Ruh'
Die frommen Unterwaldner zu.

Die Pyramiden von Gizeh.

Langsam, unserm sterblichen Auge kaum bemerkbar, führt die ewige Allmacht die Menschheit von Stufe zu Stufe. An der unendlichen Himmelsleiter der Bildung ist jede Sprosse ein Jahrhundert, und ihre breiten Ruhestaffeln stehen Jahrtausende aus einander. Zwar dünken sie uns, schauen wir an der Leiter hinan, eng zusammengerückt; aber der Blick rückwärts zeigt uns ihrer großen Entfernung wahres Maß.

Denkmäler und Sage weisen nach, daß die Menschheit das zwölfte Jahrtausend noch nicht erlebt hat. Der Lichtstrahl also, welcher von fernen Gestirnen in dein Auge dringt *), ist älter als dein Geschlecht. Dennoch halten Manche die Menschheit für alt; sie nehmen das Kind für den Greis.

Wir klimmen noch in der Bildung untern Regionen. Kaum drang durch die Nacht der Rohheit ein Dämmerungsstrahl der fernen Sonne. Aber so niedrig auch die von uns erreichte Bildungsstufe noch ist, so stehen wir doch viele Sprossen höher, als die Menschheit von gestern, als die Völker des Alterthums. Zweifelst du, so lese in der Weltgeschichte, in ihren Monumenten die Zeugnisse ihres Lebens.

Betrachte diese Pyramiden. Sie sind die Wunder der alten Welt und unter allen Werken von Menschenhand die allergrößten. Wenn du aber das Erstaunen bezwungen hast, welches die Masse dir abnöthigte

*) Das Licht der meisten unsern Augen sichtbaren Gestirne braucht, um im Weltraume die Strecke zu durchlaufen, welche sie von der Erde trennt, länger als 30,000 Jahre.



SPHYNX und GROSSE PYRAMIDE
BEI GIZEH.

(und leicht kannst du es, wenn du diese von Menschen aufgeschichteten Berge mit denen der Natur vergleichst), so kannst du Betrachtungen nicht entgehen, die das Aufwärtsrücken dir klar machen, welches die Menschheit in ihrem Kulturgange seit der Gründung dieser Denkmäler gewonnen hat. Erwäge nur, Leser! welche Denkart, welche Verfassung, welche höhnende Rohheit der Herrscher und welches Thierthum der Völker dazu gehörte, um hier Steine zu Bergen auf einander zu häufen, dort Berge auszuhöhlen zum Behälter einer — — Leiche, oder Felsen in Bildwerke umzuschaffen, deren kolossale Größe eben so in Erstaunen setzt, als ihr ewiges Einerlei der Form, in dem die Armuth der Idee, die Kindheit des Verstandes, die geistige Rohheit ihrer Verfertiger der Nachwelt sich offenbart! Zwanzig Jahre lang arbeiteten, so berichtet Herodot, 200,000 Menschen an der einzigen Pyramide des Cheops, und zur Ausgrabung des Labyrinths wurden 450,000 Menschen 16 Jahre lang verwendet. Ueberall mußte das unglückliche Volk, in Aegypten wie in Indien, in Aethiopien wie am Euphrat, zusammengetrieben wie eine Heerde Lastthiere, seine Lebenstage am Bau von Monumenten verzehren, welche, völlig nutzlos, der wahnsinnige Stolz seiner Treiber hervorrief. Daß Hunderttausende darüber elendiglich verdarben, wie konnte dies auffallen? denn das Leben des einzelnen Menschen gilt nichts, wo die Gesellschaft keine Individuen kennt, sondern nur Kasten, Zünfte und Stämme. — So mögen wir diese stolzen Bauten immerhin bewundern; aber vergessen wir nicht, daß sie Erinnerungsmale sind eines grausenhaften Zustandes, gegen dessen Wiederkehr das Fortschreiten der Civilisation einen ewigen Damm zog.

Die ägyptischen Pyramiden hatten alle nur einen Zweck: — den, Grabstätten zu sein den ägyptischen Königen. Sie sind meistens von winkelrecht und glatt behauenen Werkstücken, ohne die Anwendung eines Cements aufgeführt, und ihre Höhe kömmt fünf Siebenteln ihrer Breite gleich. Die Mehrzahl hat glatte Außenseiten; nur bei wenigen sind sie treppenartig. Fast alle sind massiv; doch einige von gebrannten Ziegeln. Gegenwärtig stehen etwa vierzig aufrecht. Alle sind in der Nähe von Cairo, bei der Stätte des alten Memphis, auf einer vom Sande der lybischen Wüste haushoch bedeckten Ebene von etwa zwei Meilen Länge und von geringer Breite versammelt. Ihre Errichtung fällt in den Zeitraum von 1000 bis 1200 v. Chr. In andern Theilen Aegyptens werden keine gefunden.

Die größten und besterhaltenen Pyramiden sind die der Gruppe bei dem Dorfe Gizeh. Es sind ihrer drei, welche rechtwinklich neben einander stehen. Die mittlere ist die des Cheops, das höchste Bauwerk auf der ganzen Erde. — An ihrer Base (so weit dieselbe im tiefen Sande, der

sie umgibt, erforscht werden kann) mißt sie 716 Fuß an jeder Seite; doch ist sie wahrscheinlich gegen 800 breit, wie auch Herodot angibt. Ihre jetzige Höhe erreicht nicht ganz 600 Fuß. Sie ist folglich höher als alle sonst bekannten Werke, um die Hälfte höher als die Kuppel der Peterskirche, die Thürme der Kathedralen von Straßburg, von Antwerpen, von Wien. Ihre Seiten sind genau nach den vier Weltgegenden gerichtet. Eine Art Treppe, aus vier Fuß hohen und eben so breiten Stufen, die unten 30 Fuß Länge haben, nach oben aber verloren zulaufen, führt von Außen zum Gipfel. Die Begräbnißhalle ist genau im Centrum des Gebäudes angebracht. Ein offener Sarkophag aus Jaspis steht in ihrer Mitte: der Sarg des Cheops.

Der Besuch dieser Monumente der Eitelkeit und des Stolzes herzloser Despoten und der Dummheit knechtischer Völker, ist, seitdem unter dem eisernen Scepter Mehemed Ali's die Reisenden in diesen Gegenden Sicherheit gegen die raubgierigen Araber gewonnen haben, etwas Gewöhnliches. Folgende Schilderung, die ich dem Tagebuche eines Engländers entnehme, wird mit Interesse gelesen werden.

„Für den 20. August hatten wir eine Parthie nach den Pyramiden verabredet. Noch den Abend vorher meldeten sich bei unserm Konsul zwei unserer Damen, welche an der Gefahr und Ehre der Fahrt Theil zu nehmen wünschten. Mit ihrem Vater, Lord L., waren sie die frühesten am andern Morgen; sie empfingen die Herren in geschmackvoller Amazonentracht, und die Säumigen hörten manches scherzhafte Wort. Es fehlte Niemand, und um vier Uhr brachen wir von Cairo auf. — Das heiterste Wetter begünstigte unsern Ausflug. Die Yacht des Konsuls trug uns schnell über die in den Strahlen der Frühsonne rauchende Wasserwüste hin zu dem bestimmten Landungsplatze, zur Anhöhe, auf welcher das Dorf Gizeh, von drei Seiten von den Ueberschwemmungsfluthen umgeben, wie auf einer Erdzunge vor uns lag. Ein Diener des Konsuls mit einigen Arabern, welche als Führer dienen und uns beim Aufsteigen zur Hand sein sollten, erwarteten uns hier.

Wir gedachten von Gizeh die kurze, viertelstündige Strecke bis zur Pyramide auf Dromedaren zu machen; da wir aber erfuhren, der Weg sei durch die Ueberschwemmung morastig geworden, so gaben wir den Plan auf und beschlossen zu versuchen, ob in einem engen, mit Schilf hoch überwachsenem Kanale, welcher die Ebene zwischen dem Dorfe und den Pyramiden durchschneidet, mit unserm Fahrzeug vorwärts zu kommen sei. Es ging besser, als wir dachten, und unsere Offiziere, rüstige Ruderer, landeten uns in einer kurzen halben Stunde dicht an der Stiege der Pyramide des Cheops, an welcher der Kanal vorbeiläuft.

In der Ferne machte der Anblick dieser kolossalen Bauwerke nicht den Eindruck, den wir erwarteten. Ueberspannte Vorstellungen führen immer

Täuschung in ihrem Gefolge: und selten wird ein Reisender ohne überspannte Ideen von der Fernsicht der Pyramiden nach Aegypten kommen. Er glaubt diese Mausoleen müßten schon in vielstündiger Weite ihm wie Gebirgsketten erscheinen, und daß die Wirklichkeit solche Ideen höhnt, ist begreiflich genug. Was aber ihre Fernsicht nicht gewähren kann, das vergütet reichlich ihr Anblick in der Nähe. Je mehr wir vorwärts ruderten, desto mehr schienen ihre Massen sich auszudehnen, desto mehr ihr Riesenkörper in's Ungeheure zu wachsen. Unwillkürlich bemächtigten sich der ganzen Gesellschaft die Gefühle des Erstaunens, und ich glaubte in manchem bärtigen Gesichte — es wäre ungalant an dem Muthe unserer Amazonen zu zweifeln! — eine gewisse Dosis Furcht nicht zu verkennen. Als wir landeten und nun die Treppe hinansahen, welche gegen die ungeheure Masse wie ein schmaler Gemspfad wird, auf dem ein menschliches Wesen nicht fußen kann, und der schon auf halber Höhe sich dem Blicke spurlos entzieht, schien die ganze Gesellschaft von Entsetzen ergriffen. Doch nur für einen Augenblick war's; denn bald sahen wir zwei oder drei Pygmäengestalten weiße Tücher von der Höhe schwenken und unsere große Unionflagge, die von der Plattform am Eingange herabflatterte. Wir begrüßten sie mit einem dreifachen Hurrah, und kaum konnte der feurige Muth bei einem köstlichen Frühstück zurückgehalten werden, welches, durch die Vorsorge unseres gastfreien und aufmerksamen Konsuls, in einem luftigen kühlen Zelte, dicht am Fuße des Aufgangs servirt war.

Gestärkt und mit fröhlichem Jauchzen ging's zum Steigewerke. Vielfache Wetten, wer zuerst zum Ziele gelangen werde, machten eine gewisse Ordnung nothwendig, und auf ein gegebenes Signal setzte sich Alles in Bewegung. Unsere beiden Damen, unter der besondern Leitung ihres Vaters, zweier Offiziere und einiger Guiden, bildeten die Arrieregarde. —

Die Weise des Hinansteigens ist folgende. Man stelle sich eine Treppe vor, welche für Riesen gemacht zu sein scheint: denn jede Stufe ist vier Fuß breit und reicht einem Manne bis zur Hüfte. Eigentliche Gefahr war also, wenn auch ja einmal ein Aufschwingen zur nächsten Stufe nicht gelingen sollte, wegen der Breite der frühern, nicht zu fürchten; nur durch Schwindel konnte welche entstehen, oder wenn der Aufsteigende auf verwitterte Stellen traf, welche kein sicheres Fußen auf dem zerbröckelten Gestein gestatteten. Diese letztere Gefahr entfernten Araber, welche den Weg vorher untersucht hatten und die an jede bedenkliche Stelle postirt waren, um die Gesellschaft zu warnen. Für die Damen hatte man ein kleines, mit Anhaltstäben versehenes Treppenleiterchen mitgenommen, welches von Stufe zu Stufe gestellt den Aufgang erleichterte. Einer unserer Offiziere aber, der Vordersten einer, nachdem er drei Viertel des Wegs und die schwierigsten Theile desselben zurückgelegt hatte, bekam plötzlich so argen Schwindel, daß er sich, um Hülfe rufend, fest klammerte, und durch kein Mittel zu bewegen war, das Ziel zu verfolgen. Er zitterte wie Espenlaub und der

Angstschweiß rann stromweise an ihm herab. Zwei der arabischen Guiden brachten ihn, der mit verbundenen Augen rückwärts von Stufe zu Stufe kletterte, nicht ohne eigene Lebensgefahr glücklich wieder hinab auf ebenen Boden.

Nach fast dreiviertelstündigem Steigen, während dessen wir unsern Gefühlen des Erstaunens und der Freude durch häufige Exklamationen Luft machten, hatten wir endlich alle mit einander glücklich die letzte Stufe erklimmt und wir standen am Ziel. Eine ebene Plattform von 32 Quadratfuß bildet den Gipfel dieser und der andern beiden Pyramiden, welche in einiger Entfernung dem Auge zugespitzt erscheinen. Die Steinwürfel, welche die Plattform zusammensetzen, sind vom härtesten Granit, und ohne alle Bindemittel so dicht an einander gefügt, daß wir vergeblich versuchten eine Messerklinge zwischen ihre Fugen zu drängen. Wir schätzten das Gewicht jedes einzelnen Würfels auf mindestens 3000 Pfund. Einige der höchsten Stufen bestanden aus Blöcken, welche mehr als 6000 Pfund wogen. Welche mechanische Hülfsmittel mochten hier angewendet worden sein, um so große Lasten auf so ungeheuere Höhe zu schaffen und dort so vollkommen genau zu fügen!

Es wäre vergeblich zu versuchen, dem Gefühle Worte zu geben, welches uns auf dieser Höhe beseligte. — Hier auf der nämlichen Stelle hatte Cambyses, der älteste Eroberer des alten Aegyptens, gestanden; von hier herab hat Alexander der Große den Adlerblick über das neubezwungene Land geworfen, und alle Länderstürmer, welche nach ihm das Nilland plündernd, unterjochend, zerstörend und Volk-austilgend überzogen: Carthager, Römer, Araber, Türken, Franzosen; — eben so jene berühmte Gelehrte und Reisende, welche es wissenschaftlich durchforschten, hatten hier die Spuren ihres Daseins zurückgelassen. Wir fanden den ganzen Boden mit hieroglyphischen, alt-persischen, griechischen, römischen, arabischen, türkischen Inschriften und mit Namen in allen neuern Sprachen bedeckt. Auch wir waren bald emsig beschäftigt, unsere Namen zu den tausend anderen zu fügen — und mancher ältere, bessere und bedeutendere vielleicht verschwand unter unsern Meiseln. Die Galanterie zweier Offiziere aber faßte mit kunstfertiger Hand die Namen unserer beiden Schönen in einen Lorbeer- und Myrthenkranz ein. —

Die Umsicht von der Plattform übertraf jede Vorstellung, welche wir mitgebracht hatten. Das ganze Nilthal, welches wir 20 Stunden auf- und abwärts übersahen, glich einem ungeheuern Strome, viermal so breit als der Marannon. Ruhig wälzte er sich dem Meere zu, welches unseren Horizont nach Norden begrenzte. — Unzählige Städte und Dörfer erhoben sich aus der Fluth wie Inseln; zunächst Cairo mit seinen tausend Kuppeln und Minarets und den glänzenden Dächern seiner Paläste. Hier und da reckten Ruinen vergangener Zeiten und Völker ihre Häupter heraus und sahen düster auf die schimmernden, wogenden Gewässer hin; unzählige

Palmen breiteten ihre Blätterkronen darüber; und Wälder erschienen inmitten des silberspiegelnden Elements wie schwimmende Inseln. — Die grandioseste Parthie des Panorama's aber machte die Pyramidenreihe aus, welche theils näher dem Nil, theils näher dem Gebirge sich bis jenseits Saccara hinzog und welche wir von hier aus Eines Blickes überschauen konnten. Deutlich sah man, was Alterthumsforscher vor uns schon gemuthmaßt haben, daß die unförmlichen Schutthaufen, welche zwischen der Pyramidengruppe von Gizeh und Saccara liegen, nichts weiter sind, als Trümmer *) gleichartiger Monumente, die einst einen symmetrisch geordneten Mausoleencyklus gebildet haben. — Ostwärts glaubten wir die Gebirge Arabiens deutlich zu erkennen, und westwärts schweifte unser Blick über den Sandocean der lybischen Wüste hin, über eine traurige, endlose, wellenförmige, lichtgraue Fläche, auf der dunkele Wolkenschatten wie Gespenster hinzogen. —

Der Vorsatz, heute noch nach Hause zu kehren, trieb uns, bevor wir uns noch an dem herrlichen Umblick gesättigt hatten, wieder abwärts zu steigen. Es war weit schwieriger, als wir uns vorgestellt hatten; und nicht ohne Gefahr und vielfache Besorgniß, daß dem Einen oder Andern ein Unglück zustoßen möchte, kamen wir an die Stelle zurück, von wo aus man zu dem Eingang gelangt, welcher in das Innere des Wunderwerks führt. Eine kleine Plattform vor der Pforte gewährt einen sicheren und bequemen Ruhepunkt mit entzückender Aussicht. Hier blieben unsere Damen zurück.

Der Gang, welcher in's Innere des Todtenhauses führt, steigt erst ab-, dann aufwärts, zuletzt wird er eben. Er gleicht vollkommen einem etwa drei Fuß weiten Schlote, in welchem man auf Händen und Füßen vorwärts kriechen muß. Die Ausdünstung so vieler Personen, das Fackellicht und die eingeschlossene, dumpfige Luft, verursachten eine erdrückende Hitze, die uns äußerst beschwerlich fiel und große Fledermäuse, welche aus ihren Schlupfwinkeln aufgejagt uns schwirrend an die Köpfe fuhren, halfen das Schauerliche der Fahrt vermehren. — Nach halbstündiger mühseliger Arbeit traten wir durch eine kleine Pforte in die Halle, in deren Mittelpunkt, auf einem Piedestal, der letzte Zweck des ungeheuern Gebäudes, der Sarkophag des Cheops steht. Er ist aus einem Stück Jaspis gehöhlt, mit Hieroglyphen verziert, leer und ohne Deckel. Wahrscheinlich ward die Mumie des königlichen Leichnams nebst seinem vielleicht kostbar verzierten Deckel von dem Kalifen Almamon, auf dessen Befehl die Pyramide vor 1000 Jahren geöffnet wurde, weggenommen.

*) Bei der so häufigen Umkehr des Landes durch Krieg und Eroberung, welche das wiederholte Zerstören und Neubauen der Städte zur Folge hatten, dienten jene Pyramiden, von deren Dasein die erwähnten Schutthaufen zeugen, zum Neubau der nächstgelegenen Orte, oder zur Aufführung und Ausbesserung der Wasserbauten. Die dem Strome nahe gelegenen Trümmer werden noch jetzt so benutzt.

Die Grufthalle ist etwa 20 Fuß hoch und weit, ein viereckiger Saal aus orientalischem Marmor, einfach, aber doch mit Geschmack verziert. Außer dieser Halle befinden sich noch einige kleinere in der Pyramide, und diese haben wahrscheinlich den Wächtern zum Aufenthalt gedient. Auf der Mitte des Weges aber ist ein Brunnen höchst merkwürdig, der wohl 400 Fuß tief zum Grund hinabdringt, auf welchem die Pyramide steht. Wir warfen mehre Steine hinein, welche anfänglich schon in der Tiefe von 30 Fuß den Boden erreichten; als wir aber einen etwas abgerundeten, sehr schweren hinabschleuderten, hörten wir ihn deutlich über einen Absatz des Mauerwerks rollen und dann lange mit donnerähnlichem Getöse, satzweise, die Wände des Brunnens hinab springen, bis er mit lautem Platschen den Spiegel des Wassers erreichte. Nach einer guten Sekundenuhr, die wir bei dem Experimente gebrauchten, mußte die Tiefe des Brunnens, welche Plinius irrig nur zu 200 Fuß angibt, fast das Doppelte betragen. —

Ganz erschöpft erreichten wir nach anderthalbstündigem Ausbleiben den Eingang wieder und begrüßten mit unvergeßlichem Wohlgefallen die freie Luft. Aber unsere Damen empfingen uns mit lautem Gelächter. Denn die rußigen, feuchten Wände der schlotähnlichen Gänge hatten ihren färbenden Stoff unsern Hemden und Nankingbeinkleidern mitgetheilt, und der glänzend-schwarze Anstrich der Hände und Gesichter trug dazu bei, unsere Kohlenbrennermetamorphose zu vervollständigen."

Schloß Wackerstein.

Unterhalb Ingolstadt beginnen die Donaulandschaften sich mit höheren Reizen zu schmücken. Schattende Wälder rücken zum Strombette herab, die flachen Ufer erhöhen sich, Klippen sind in den Strom getreten und zwingen ihn, seinen Weg in scharfen Winkeln zu brechen. Der erste schöne Punkt in dieser Landschaft ist die von hoher Felswand senkrecht in die Fluth herabschauende, wohlerhaltene Burg Wackerstein, eine Besitzung des reich begüterten freiherrlichen Hauses von Jordan. Schon zur Römerzeit hat hier ein Kastell gestanden, so wie die ganze Gegend ein Hauptschauplatz römischer Niederlassung war, was die häufigen Ausgrabungen antiker Denkmäler und Geräthschaften beweisen.

DIII



WACKERSTEIN
an der Donau

Aus d. Kunstanst. d. Bibliogr. Inst. in Hildbh.

Eigenthum d. Verleger



BAPTISTERIUM, CATHEDRALE und CAMPO SANTO zu PISA

Bibliograph. Institut in Hildburghausen

Das Campo Santo in Pisa.

Das Alterthum will in Italien nicht alt aussehen und behauptet den Reiz der Jugend. Die Antike verschmäht das Beiwort alterthümlich, und das einzige, was man dort ehrwürdig heißen darf, ist die älteste christliche Kunst. Der Tod war deren Amme, ein Todtenacker ihre Wiege: — wir meinen das Campo Santo — der Pisaner Friedhof.

Das Campo Santo ist ein längliches Viereck, dessen vier Seiten Grufthallen aus cararischem Marmor einfassen. Der Begräbnißplatz ist offen, und auf einige Fuß tief deckt ihn Erde aus dem heiligen Lande. Als nämlich die Pisaner heimkehren wollten aus dem Kreuzzuge nach der Eroberung Jerusalems, waren die Meisten des Heeres, welches ihr Erzbischof Lanfranki, der die Stola mit dem Kettenwamms und das Brevier mit der Streitaxt vertauschte, hingeführt hatte, gefallen. Zweihundert Schiffe mußten leer zurücksegeln, und diese nahmen Erde an Palästina's Küste als Ballast ein. Als die Flotte nun ankam, zog Pisa's ganze Bevölkerung in Prozession zum Hafen, und auf ihren Schultern trug sie die heilige Erde auf ihren Friedhof. Der wurde dadurch bald zum geweihtesten der ganzen Christenheit. Viele Reiche vermachten ihr Vermögen dem Staate, oder der Kirche, um der Seligkeit willen, hier ruhen zu dürfen, und aus den entferntesten Ländern wurden nicht selten die Leichen der Großen und Begüterten hergeschafft, um für schweres Gold auf dem „heiligen Felde" beigesetzt zu werden.

Der Gottesacker selbst ist eben, mit Gras bewachsen und ohne Monumente. Decken und Wände der unabsehbaren Bogengänge aber sind mit Sculpturen und Wandmalereien angefüllt. Fast alle haben Inschriften, die von Personen hohen Rangs oder großer Berühmtheit reden. Mehre der alten Künstler liegen hier zu den Füßen ihrer eigenen Werke. Dichter und Schriftsteller ruhen neben Helden der Kreuzzüge, und das Denkmal, welches Friedrich der Große seinem Freunde Algarotti setzen ließ, steht mitten unter Urnen und Sarkophagen aus der ältesten Zeit. Die Sculpturen sind sehr merkwürdig; vor Allem verdienen jedoch die Freskomalereien Bewunderung, das offene Buch der Frühgeschichte der italienischen Malerei, von Cimabue, ihrem großen Schöpfer, bis zu Perugino.

Cimabue (1240 geb.), byzantinischer Bildung, entfesselte die Kunst zuerst von dem Herkömmlichen, führte die Zeichnung auf die natürlichen Umrisse zurück, und gab seinen Gestalten Leben und Ausdruck. Auf die Wände des Campo Santo hauchte er das Feuer erster Begeisterung aus. Ihm folgten in der Ausschmückung dieser Hallen seine Schüler und Zeitgenossen: Giotto, die Brüder Gaddi, Orgogna, Memmi, d'Arezzo,

Buffamalko, Spinello und Andere, welche die Kunst mit Riesenschritten weiterführten, und wovon Mehre den Meister übertrafen. Eine besondere Aufzählung und Beschreibung dieser Bilder würde ein Buch füllen und gehört nicht hierher. Von dem Eindruck, den sie machen, hat man bei der Betrachtung der Werke der neuern Kunst keine Ahnung. Man fühlt sich angeweht vom Geiste des christlichen Ernstes, der Frömmigkeit und Weihe, und von jenem tiefsinnigen Humor des Mittelalters, der in der phantasiereichen Vermischung naher Gegenstände mit überirdischen Dingen sich gefiel; so wie man nicht sattsam bewundern kann den hohen, kräftigen und wieder milden Ausdruck der Gestalten, der Krieger, Fürsten, Helden, Kirchenväter, Engel, Patriarchen, Märtyrer, Apostel und Heiligen, in den erhabensten Darstellungen des Himmelreichs Gottes, des jüngsten Gerichts, und des Triumphs des Todes. Es liegt in diesen alten Bildern die höchste Schönheit, obwohl unvollkommen, verborgen — eine noch höhere Schönheit, als sie Raphael und Leonardo erreichten. Ueberall ist das Ringen der genialsten und kühnsten poetischen Anschauung mit der Kindheit der Kunst bemerklich. — Man wandelt in diesen Gängen voll Todtenfeier und Unsterblichkeitspoesie wie im Zwielichte der Schöpfung, und die Fresken ziehen an einem vorüber wie wunderliche und tiefsinnige Träume über die Geheimnisse des Glaubens, der Offenbarung und der Ewigkeit.

Die meisten Gemälde sind, Dank sei's der Reinheit und Milde des Pisanischen Himmels! noch unversehrt, und nur wenige lassen beklagen, daß so herrliche und ganz unschätzbare Kunstwerke der Witterung ausgesetzt sind, und für ihre künftige Erhaltung so gut wie gar nichts gethan wird.

Bornhöved.

Das ist so viel als „Quellen-Haupt", denn es liegt auf dem Gipfelpunkt der holsteinischen Hochebene, nach allen Seiten hin durch die Lande wachsende Quellen aussendend, vier Meilen südlich von Kiel, im Amte Segeberg: eine der ältesten Ortschaften Norddeutschlands, weiland berühmt und angesehen durch ganz Holstein und Stormarn. Hier residirte der Bischof, hier glänzte die Blüthe der Ritterschaft, hier tagten Edle, Präla-



BORNHÖVED

Bibliograph. Institut in Hildburghausen.

ten und Städte; hauptsächlich aber: hier wurde (am 22. Juni 1227) eine der glorreichsten und entscheidendsten deutschen Schlachten gegen die Dänen gewonnen.

So schaue denn das altehrwürdige Quellenhaupt uns mahnend und zornig an und werfe in die dunkle Schmach der Gegenwart den hellen Glanz glorreicher Erinnerung. Du aber brause dahin, mein Lied, zur Ehre einer ächten deutschen Heldenthat!

I.

Da war Graf Heinrich von Schwerin,
Ein Mann als wie ein Fels,
Er trug nach innen Bärenmuth
Und außen Bärenpelz.

Den hat einst Dänens Waldemar
Mit schwerem Hohn gekränkt,
Und dann die wilde Bärenkraft
In Ketten eingezwängt.

Das kochte nun im alten Herrn
Wie eines Kraters Gluth,
Es sprengte ihm die Adern fast
Das heißgebraute Blut.

Nun war der König Waldemar
Bei Fühnen auf der Jagd,
Und hat drei wilde Tage da
Mit tollem Spiel verbracht.

Und Deutsche standen rings umher,
Demüthiglich gebückt;
Oft hat auf sie der gnäd'ge Herr
Zum Spaß sein Schwert gezückt.

Des Bären Tatzen wühlten sich
Fast in den Stahl hinein,
Und durch die Augen flammt es ihm
Wie greller Nordlichtsschein.

Es grollt sein Zähneknirschen dumpf
Durch seinen grausen Zorn,
Als wenn ein Mühlenstein sich dreht
Auf ausgemahl'nem Korn.

„Noch diese Nacht, bei meinem Bart!
Sei's frisch und keck gewagt.
Da reißt nur Eure Mäuler auf,
Wenn Euch der Morgen tagt."

Und als die Nacht herniedersank
Auf's königliche Zelt,
Da kam der Bär mit zwanzig Mann,
Hat still das Zelt umstellt;

Schlich dann allein zum König hin,
Und nahm ihn aus dem Nest,
Und hielt in seinen Tatzen ihn
Gar brünstig warm und fest.

Die Dänen schliefen immer zu,
Und durch den ganzen Troß
Trug unser Bär den König fort
Und bracht' ihn auf sein Schloß.

II.

Bald schickten Papst und Kaiser hin
Zum Bären nach Schwerin:
„Laß unsern lieben Vetter doch
Sogleich von dannen ziehn." —

Da streckt' der Bär die Tatzen aus
Und brüllte tief und laut:
„Es kümmre nur ein Jeder sich
Um seine eigne Haut.

„Wer meiner Haut zu nahe kommt,
Dem schlag' ich in's Genick,
Und häng' ihn dort am Thurme auf,
An meiner Mönche Strick.

„Der Däne bleibt in meiner Haft,
Bis er sich losgekauft,
Mit jedem Theile deutschen Land's,
Den er sich frech errauft.

„Nicht einen Fetzen uns'res Reichs
Behalt' er in der Faust;
Zu lange schon für deutsche Ehr'
Hat er an uns gezaust.

„Wo deutsches Wort erklingt, da herrsch'
Auch deutsches Schwert und Recht!
Wohin uns Gott als Herr gestellt,
Da stehn wir nicht als Knecht!"

Das war ein Wort! das trieb empor
Die edle, stolze Scham,
D'rum ließ man auch den Bären gehn,
Wie der sich eben nahm.

Der preßte nun den Waldemar
So recht nach Herzenslust;
Riß jeden angeflickten Schmuck
Ihm von der kühlen Brust.

Da kam zurück zum deutschen Land,
Was lang' davon zerstückt;
D'rauf schon des Dänen Wappen war
Mit Eisenhand gedrückt.

Auch Hamburgs, Lübecks freies Recht
Stand deutlich im Kontrakt;
Ein heil'ger Schwur des Dänenherrn
Besiegelte den Pakt.

Dann sah man diesen stolzen Herrn
Gebückt von dannen gehn;
Es brüllt' der Bär ihm freundlich nach:
„Auf Nimmer=Wiederseh'n!" —

III.

Ein Manneswort ist wohl ein Fels,
Doch nicht ein Königswort,
Und ist der König nicht ein Mann,
Dann wehn's die Winde fort.

So war der König Waldemar
Kaum aus des Bären Macht,
Hat er auch rasch ein Dänenheer
Zu uns hereingebracht.

Nun glühte es und sprühte es,
Wie in des Kraters Schooß;
Nun sauste es und brauste es,
Da brach die Flamme los!

Sie warf der Heere lange Reih'n
Auf Bornhövds breites Feld;
Da kämpfte nun ein jeder Mann,
Als kämpft' er um die Welt.

Dem Dänen half der Lüneburg,
Ein Graf, gar fett und schwer;
Man sagt, es stammen noch von ihm
Die Heideschnucken her.

Den Deutschen war es sonnenhell,
Im Herzen froh und frisch,
Sie prüften ihrer Schwerter Wucht,
Als ging' es flink zu Tisch.

An ihrer Spitze Adolf stand,
Der edle Holstengraf,
Deß Blick und Schwert gar mächtiglich
Die Frau'n und Feinde traf;

Zu rechts der Bär und Lübecks Herr,
Der Bürgermeister links,
Dahinter Bremens Erzbischof,
Gewärtig jedes Winks.

Der erste Wink: ein Blitzstrahl mit
Zehntausendschneid'gem Schwert!
Zehntausend Keulenschläge zu,
Ein Leben jeder werth.

Nun Wink auf Wink und Strahl auf Strahl,
Und Schlag auf Schlag daran!
Da wogt es nieder, wogt es auf,
Wie Fluth im Ocean.

Und wie der Ocean oft gefärbt
Mit rother Abendgluth,
So war das weite Schlachtgefild'
Auch roth gefärbt mit Blut.

Doch, ach! es ist viel deutsches Blut,
Das da den Boden tränkt,
Und plötzlich, halt! — die deutschen Reih'n,
O Schmach! sie sind gesprengt!

Wohl hielt der Bär die Tatzen vor,
Der Bischof seinen Stab,
Wohl sprengte Adolf wie ein Leu
Die Reihen auf und ab.

Doch Alles bangt und Alles wankt,
Und nah ist Deutschlands Fall:
Da, plötzlich aus dem Dänenheer
Rauscht deutschen Liedes Schall.

Dem Liedesschall folgt Schwerterklang
Und Todesächzen nach:
Durch Feindesreih'n der Schaumburg mit
Zehntausend Deutschen brach:

Mit Deutschen, die der Däne einst
In seine Reih'n gezwängt,
Mit Deutschen, die der Däne nun
Zum Brudermord gedrängt.

Doch als das Blut der Brüder floß
Zu ihren Füßen hin:
Da spiegelte sich ihre Schmach
Mit rother Scham darin;

Und jeder Tropfen Blutes schoß,
Als Rachestrahl empor,
Der sie durchzuckt' mit Allgewalt: —
Da brachen sie hervor!

Nun hielten auch die Brüder Stand,
Und wieder d'ran und d'rauf:
Bald thürmten Dänenleiber sich
Zu Leichenhügeln auf.

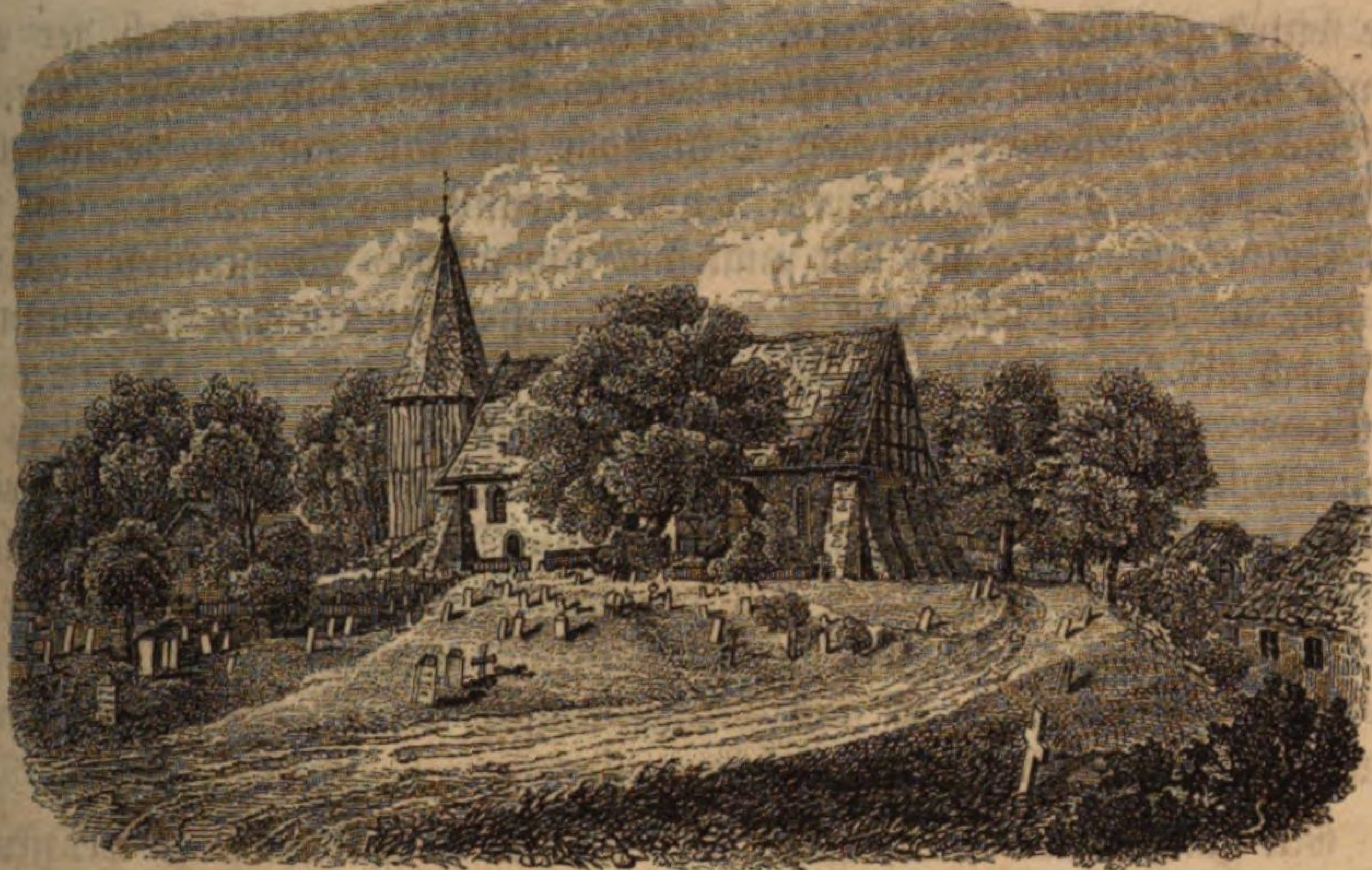
Und alle Fahnen rauschten laut
Weit durch die Lande fort,
Des alten Bären von Schwerin
Frisch auferstand'nes Wort:

„Wo deutsches Wort erklingt, da herrsch'
Auch deutsches Schwert und Recht!
Wohin uns Gott als Herr gestellt,
Da stehn wir nicht als Knecht!" —



PISSEVACHE
CANT. WALLIS.

Bibliograph. Institut in Hildburghausen.



Kapelle zum Gedächtniß der Schlacht von Bornhöved.

Die Deutschen hatten den herrlichsten Sieg über die Dänen errungen. Was dem deutschen Schwert entging, floh; auch König Waldemar floh, der Bär ihm nach, und rief ihm zu: „Du königlicher Lügner! du eidvergessener König, halt! stelle dich meinem Schwert!" Doch Waldemar floh weiter: da stürmte der Bär voraus und schleuderte dem König den Handschuh in's Gesicht. Der Handschuh war aber nicht Seide, sondern eitel Stahl und schlug dem König das Auge ein, so daß derselbe halb blind nach Dänemark entkam.

A. S.

Pissevache in Wallis.

Als Prototyp der Rolle, welche in der Schweiz die Natur dem Wasser zugetheilt hat, gilt in der allgemeinen Vorstellung der **Staubbach** im lauterbrunner Thal, der so viel hundertmal beschriebene und abgebildete, in Gedichten besungene und gepriesene, in jedem geographischen Lehrbuch genannte, daß jedes Schulkind ihn kennt, in ihm den Repräsentanten aller schweizer Wasserwunder anstaunt und sich eine schweizer Landschaft kaum

ohne seines gleichen denken kann. Allerdings ist der Staubbach der vornehmste Repräsentant einer weitverbreiteten Gattung von Wasserfällen, die in Folge ihrer außerordentlichen Sturzhöhe sich fast ganz zu verflüchtigen scheinen, bis sie die Sohle ihres neuen Strombettes erreichen. Es sind diese Staubbäche nicht mit den unaufhaltsam wilden Stromstürzen zu vergleichen, die an malerisch zerklüfteten Felsmassen schäumend und mannichfaltig sich brechen, durch den Donner ihres Falles die Lüfte erschüttern und die Ausrufe des Erstaunens verschlingen; aber sie sind erhaben durch die himmelhohen, senkrechten Felswände, an denen sie hinabgleiten in einer beweglichen Wassersäule, weiß und weich wie Milch, durch ihr allmähliges Hinschwinden in Nebel, durch das Leuchten ihrer Regenbogen, durch ihr leises, harmonisches, Geisterstimmen ähnliches Geräusch, mit dem sie den Beschauer umgeben: — es sind Erscheinungen elegischer Natur, die weit mehr empfunden als bewundert sein wollen.

Ein ganz anderes Bild gestaltet der volle, wassermächtige Bergstrom, wenn er in seinem Bette durch Felsentreppen oder hohe, fast vertikale Schichtenabstürze unterbrochen, plötzlich zum verzweifelten Sprung in die Tiefe genöthigt wird. Was dort bei den sanft herabsinkenden, vom Winde getragenen und verwehten Staubfällen zur Idylle sich verkörpert, wird hier zur energischen Kraftäußerung, zur gewaltigen, tragischen Katastrophe. So der Buffalora in Graubündten, welcher als eine festgeschlossene Stromsäule in vollster Vehemenz, wie ein krystallener Kanonenschuß weit über den Rand einer senkrechten Felswand hinausschießt und als konsistente Strommasse zur Tiefe niederfährt. Es ist der kühne, männliche Pendant zum schmachtend weiblichen Staubbach.

Derselben Gattung gehören die ricochetirenden Fälle an; der Piumegna in Tessin kommt über die Alpenterrassen als kräftig genährter Bergbach herab und sieht sich plötzlich in dem Fall, kein Flußbett mehr zu haben, sondern einen Satz auf gut Glück über eine hohe, schroffe Glimmerwand zu wagen. Er thut's, staucht aber unten, anstatt in einen seine Schaumwellen sammelnden Kessel zu fallen, auf eine Felsplatte, so daß er, ein bildlicher Aufschrei, wie eine Fächerfontaine wieder emporspritzt und einen Bogensatz hinaus in's Freie macht, der einer schönen Marabutfeder gleicht.

Wesentlich verschieden sind jene, die eigentlich ihr Flußbett nicht verlassen, sondern innerhalb desselben mehr oder minder hohe Stufen hinabspringen müssen. Der imposanteste dieser Art ist der Tosa-Fall, auf piemontesischer Seite. Mehr denn 80 Fuß breit und in einer Gesammthöhe von 400 Fuß stürzt die Toccia über drei Absätze und löst ihre Wassermasse in siedend brandende Schaumwolken auf, denen fortwährend dicke Staubnebel entsteigen. Diesem zur Seite steht der Aar-Fall an der Handeck, der als gebundene, strahlend glatte Masse in eine 200 Fuß tiefe

Granitschlucht sich ergießt, dort an aufragenden Felsmassen zerschellt und nun unter furchtbarem Getöse als schneeartig zerstiebender Schaum von Stufe zu Stufe hinabkocht. Noch großartiger ist der Poyaz-Fall an der Tête noire. Eine besondere Eigenthümlichkeit der genannten Wasserfälle ist ihre Abgeschiedenheit von der sie umgebenden Natur, die grandiose Einrahmung in dunkle stygische Granitmassen, die alle Einwirkung der Landschaft auf ihren Charakter ausschließen.

Kontrastirend dagegen sind die garnirten Wasserfälle; der vornehmste unter ihnen — Pissevache, im unteren Rhônethal. Die zackig zersprengte, terrassenförmig ausgestufte Striktur des Felsenkörpers, über den die glänzende Sallenche in völlig runder Masse sich niederbeugt, und die accompagnirenden Nebenkaskaden, welche in unzähligen Strahlen plätschernd, hüpfend, oder in zerstauchender Hast hinabbrausend, die Hauptmasse umgeben, schaffen ein so vielseitig bewegtes Bild, daß — hätte der Pissevache die reiche, buntgeschmückte Umgebung eines Gießbachs, er der bunteste Wasserfall der Alpen wäre. Zur gleichen Gruppe sind die Fälle des Schmadribachs zu rechnen.

Das Kaskadensystem wiederholt sich in großem Zuschnitt bei den Wasserfällen der Jurakalk-Alpen. Dort veranlassen die wechselnden Schichten eine natürliche Treppenanlage in den Flußbetten, welche sich am bedeutsamsten in den 14 Kaskaden-Etagen des vor Kurzem von uns beschriebenen Gießbachs am Brienzer See ausprägt. In noch größeren Cäsuren treten die Reichenbach-Fälle bei Meiringen auf; sie vereinigen eine Musterkarte aller erwähnten Formen, freilich ohne allenthalben deren imposante Großartigkeit zu besitzen.

Es bleibt endlich noch einer Gattung von Wasserfällen zu gedenken übrig, die in großem Maßstab weniger in den Gebirgen als am Ausgang derselben vorkommen: die Stromschnellen oder Laufen. Schon die Bezeichnung sagt, daß sie weniger eigentliche Fälle, als beschleunigte, über ein schräges Bette hinabrollende Flußmassen sind, gewissermaßen von der Natur eingelegte, gigantische Wehre. Die renommirteste Stromschnelle ist der weltbekannte Rhein-Fall bei Schaffhausen. Noch präciser formt sich eine Schnelle desselben Stromes bei Laufenburg, wo fester Gneis in Form eines Felsendammes das Klippenbett des Rheins durchsetzt. Geschickte Schiffer pflegen mit leichten Nachen unbeschadet über diese wilden Schnellen hinabzufahren.

So finden für den aufmerksamen Beobachter der Bergstrom und seine Wasserfälle, diese stolzesten Zierden des Alpenlandes, die Bedingungen ihrer Schönheit und Mannichfaltigkeit weniger im Zufall, als in der Gattung des Gesteins und Eigenthümlichkeit der Gebirgsformation, denen sie angehören, und klassificiren sich nach Regeln, für deren Beweis die wenigen aufgeführten Beispiele hier genügen mögen.

Der Standpunkt unseres naturwahren Bildchens ist hart an der Straße von St. Moritz nach Martinach, $1^1/_2$ Stunden von letzterem Orte, auf dem linken Ufer der Rhône, da, wo der wasserreiche Sallenchebach, aus den Gletschern des Dent du Midi entspringend, sich über eine 280 Fuß hohe Thalwand in dieselbe ergießt.

Die Falkenburg.

Es saust durch's Gemäuer des Nordwinds Sturm —
Sprachlos er; doch darein lispelt dem geweihten Ohr
Ernster Mahnung Wort! — Ich vernahm's, doch bleibt
Versiegelt das Wort. — Sause fortan, Sturm der Höh',
Wirst noch üben deine Kraft an der Räuber Burg,
Wenn den Staub der glänzenden Königspaläst' im Thal
Säuselnder West verweht hat. —

Von Mainz bis Coblenz, auf der kurzen Strecke von 18 Stunden, erheben sich, meistens aus dem 12. und 13. Jahrhundert, die Ruinen einer so großen Menge von Ritterburgen, daß ihre Anzahl Erstaunen erregt. Manche hatten ihre Burggrafen oder Burgmänner und diese besaßen bedeutendes Eigenthum, entweder erblich, oder vom Reiche zu Lehen. Aber auf bei weitem den meisten hausten Ritter von Sattel und Stegreif. Nicht selten machten sich mehre adeliche Gesellen zusammen, erbauten sich ein solches Adlernest gemeinschaftlich und lebten dann, wie die Raubvögel, von Beute, — von Mord und Diebstahl, wozu die Schifffahrt auf dem Rheine es niemals an Gelegenheit fehlen ließ. Zu diesen Raubschlössern gehörte auch die Falkenburg, welche, nahe beim Rheinstein, über dem Dorfe Dreieckhausen, von einem mit Weinreben und Buschholz bepflanzten Fels ernst und drohend auf den Strom herabsieht, den sie auf weiter Strecke hin überspäht.

So berüchtigt und gefürchtet das Geschlecht der Falkenburger war, so mangelhaft sind doch die Nachrichten über ihren Ursprung und die Zeit der Erbauung ihrer Veste. Die Glanzzeit derselben fällt in jene für ganz Deutschland so unglückliche Periode der Verwirrung, als, nach dem Sturze des Hohenstaufischen Hauses, vollkommene Anarchie das Reich zerfleischte und kein Recht mehr galt, als das Recht der Faust und des Schwertes. Da



FALCKENBERG

Aus d. Kunstanst. d. Bibliogr. Instit. in Hildbh.

Eigenthum d. Verleger

mochte Jeder ungestraft plündern und rauben, so viel er Lust hatte und gewältigen konnte, und die adelichen Schnapphähne hatten ihre goldene Zeit. Aber sie verging, wie alle goldene Zeiten. Rudolf der Habsburger wurde zum Kaiser gewählt, und nachdem er nur erst die mächtigern Feinde zum Frieden gebracht hatte, suchte er auch im Reiche Ruhe und Sicherheit herzustellen; denn hehr und kräftig war sein Wille und stark sein Arm. Erst ließ er zu Nürnberg (1271) von den Franken und später zu Mainz (1281) von den Fürsten, Grafen und Edelleuten einen Landfrieden auf 5 Jahre beschwören. Ueber eine gewisse Zeit hinaus konnte damals ein Kaiser in solchen Dingen nicht: und auf einem frühern Reichstag hatte er von den Ständen nicht einmal so viel, sondern nur das Gebot dreitägiger Ankündigung bei jeder Fehde erlangen können. Zugleich erließ er die Verordnung: „daß ferner Niemand eine Burg haben sollte, es geschehe denn ohne des Landes Schaden."

Es kehrten sich jedoch gar wenige der edlen Raubgesellen an den Landfrieden und an das kaiserliche Gesetz: zumal in Schwaben und am Rheinstrom wurde nach wie vor jeder Reisende, den man erreichen konnte, niedergeworfen und seiner Habe beraubt, Schiffer und Fuhrleute geplündert, Frauen und Kaufleute aufgefangen, in die Verließe geworfen und gefoltert, um hohe Lösegelder für ihre Befreiung zu erpressen. Selbst die Kirchen und Klöster waren nicht mehr sicher vor den gottlosen Rittern; und wenn es in der Nähe nichts mehr zu stehlen gab, dann wurde ein gemeinschaftlicher Zug, in größere Entfernung, auf Städte und Flecken unternommen. Jeder, der einen Einfall zu einer Beute versprechenden Unternehmung hatte, theilte sie den Nachbarn mit und warb sich so viele Theilnehmer, als er nöthig hatte; man wählte einen gemeinschaftlichen Hauptmann, meistens den kühnsten und tapfersten, und — fort ging's nun zum Fehdezug, ohne andern Zweck als Raub und Plünderung. Oefters standen die berüchtigten Falkenburger an der Spitze solcher nobeln Unternehmungen!

Da entbrannte Kaiser Rudolf in gerechtem Zorn und er faßte sein Schwert und schwur: Friede dem Reiche, den Friedensbrechern aber den Tod! An der Spitze eines Heeres zog er aus durch viele Provinzen. In einem Jahre zerstörte er in Schwaben und am Rhein 66 adeliche Burgen. Was in einem solchen Raubnest gefunden wurde, adelich oder unadelich, mußte mit dem Strang büßen. Das Sprüchwort: „mitgegangen, mitgehangen" stammt aus dieser thatkräftigen Zeit. Da jubelte das deutsche Volk und nannte ihn „Erlöser und Wiederhersteller des deutschen Vaterlandes", und der Bauer kehrte zu der verlassenen Pflugschaar, der Bürger zu seinem Gewerbe zurück. So lange Rudolf lebte, herrschte fortan Friede und Sicherheit im deutschen Reiche. —

Auch die Falkenburg traf das wohlverdiente Schicksal. In einer Nacht loderten die Feuersäulen von Sonneck, Rheinstein und Falkenburg,

einem Kleeblatt des Raubs und des Schreckens, gen Himmel empor. Die gefangenen Bewohner, Ritter und Reisige, verdammte das Machtwort des Kaisers zum Strang.

Als vom Kaiser das furchtbare Urtheil gesprochen war, welches die Vertilgung von drei ritterlichen Geschlechtern zur Folge haben mußte, warf sich Graf Waldeck, den Falkenburgern verwandt, dem Monarchen zu Füßen und bat um der Gefangenen nacktes Leben. Mit ihm knieten und baten die Andern; flehentlich faßten sie den Saum des kaiserlichen Mantels und riefen um Erbarmen. Aber unbewegt und mit Hoheit sprach der große Kaiser die großen Worte: „Versucht es nicht, den Weg der Gerechtigkeit zu stören. Laßt die Räuber und Mörder ihren verdienten Lohn empfangen. Schmäht euch nicht damit, daß ihr sie Ritter nennt. Ein Ritter ist vor Gott und eurem Kaiser nur Der, welcher Treu und Glauben übt bis an seinen Tod; der den Frieden des Reichs hält, nicht ihn bricht; der den Bauer und Bürger schützt, nicht unterdrückt; der des Kaisers rechte Gebote ehrt, nicht sie mit Füßen tritt. Steht auf und wage Keiner wieder, was eben geschehen! So wahr ich Kaiser bin, und so wahr ich sein will ein gerechter Richter: wären die, die ihr Ritter nennt, lauter Herzöge des Reichs, sie sollten doch der verdienten Todesstrafe nicht entgehen!"

Man hätte erwarten sollen, daß die ausgebrannten Raubnester in ihrem Schutt gelassen worden wären; aber unter Rudolfs Nachfolgern regte sich die Macht des Faustrechts wieder, und unter Karl IV. wurde seine Herrschaft wieder so frech und unerträglich, als je zuvor. Jetzt waren es nicht mehr die Ritter allein, welche das Handwerk der Schwertzöllner aus ihren Raubnestern übten: die Fürsten am Rheine trieben's in's Große. Sie stellten die zertrümmerten Vesten wieder her und setzten ihre schlechtesten Gesellen hinein, mit denen sie die Wegelager- und Buschklepperei auf halbe Rechnung übten. Besonders waren es Mainzische Orte und Mainzische Reisende und Waarenführer, welche von den Burgen dieser Gegend gedrangsalt wurden. Ein Lehensmann des rheinischen Pfalzgrafen — Cunzmann von der Falkenburg — war bei der auf der Frankfurter Straße geschehenen Ermordung Friedrich's von Braunschweig thätig, die ihm (1400) Verbannung aus dem Reiche zuzog.

Nach endlich fest aufgerichtetem Landfrieden wurde die Falkenburg verlassen, und nach und nach verfiel sie.

Da liegt sie nun, eine öde und wüste Ruine; und sie, der einstige Schrecken der Gegend, ist nur noch ihr Schmuck. Keine Spur von Leben rührt sich im weiten, mit Trümmer und Schutt bedeckten, und mit Buschwerk und Flieder überwachsenen Burghof, es müßte denn ein Käutzchen sein, das das Gemäuer umschwirrt, oder ein furchtsames Reh, das durch's Gebüsch entflieht. Eine gewaltige Vertiefung im Burgraum deutet an, wo das Verließ war. Auf dessen eingestürzten Gewölben, deren Decken



HAFEN von HAMBURG

sonst von den Tönen des Jammers und der Verzweiflung widerhallten, rankt blühender Epheu. Feierliche Stille umgibt den einsamen Wanderer, der diese Trümmer besucht; nur Heerdengeläute tönt leise aus dem Grunde herüber, oder die Schalmei der Hirten. oder die Glocken benachbarter Dörfer.

Hamburg.

Unser Bild führt uns zu dem bedeutendsten Handelsplatz des europäischen Festlands und zu derjenigen Stadt der alten Hansa, in welcher der Geist derselben, wenn auch in anderer Gestalt, großartig fortlebt, während Lübeck nur noch als geschichtliches Denkmal derselben zu betrachten ist.

Gerade in unseren Tagen, wo der alte Drang der deutschen Nation nach einer befestigten Stellung auf den Meeren wieder mit Macht hervorbricht, wird es an der rechten Zeit sein, einen beobachtenden Gang zu jenem Theil der deutschen Geschichte zu machen, welcher von der Macht der Deutschen zur See erzählt, und zwar von einer Bürgermacht, die, ohne fürstlichen Schutz, über fremde Könige Triumphe feierte: der Hansa.

Die Hansa entstand aus den Einzelbündnissen niederdeutscher Städte, deren erstes um die Mitte des 13. Jahrhunderts geschlossen worden ist. Natürlich waren diese Anfänge noch weit entfernt, die Größe ahnen zu lassen, zu welcher die Macht der Verbündeten sich durch die Gunst der Zeit und der Umstände erheben sollte; auch standen diese ersten Bündnisse an Kraft und Halt weit zurück hinter denen der volkreicheren Städte am Rhein, in Schwaben, in den Niederlanden und in Italien, bis sie endlich das ihnen eigenthümliche Element fanden: das Meer. „Das Wasser", sagt Scherer in seiner Geschichte des Welthandels, „wurde das Feld, auf welchem sich ihr Wachsthum entfaltete, Fischfang und Seehandel öffnete ihrer Thätigkeit weitere Kreise, als Landstädte je haben konnten, und machten reiche Quellen des Gewinnes fließen. Also brachte das Element, das die Fernen zusammenrückt, Berührungspunkte zwischen ferngelegenen Städten zu Stande, es wurde möglich, die Unterstützung in gemeinschaftlicher Noth, welche zu Lande schwer, oft ganz unthunlich war, zu Wasser zu leisten. Auch hebt nichts mehr den Unternehmungsgeist, als Seeleben und Seeschifffahrt." — Und dies hat sich bei den Deutschen der Hansa auf das Herrlichste bestätigt.

Diejenige Stadt, welche gleichsam den Kern der Krystallisation bildete, war das schon früh in üppiger Handelsblüthe prangende und weithin mächtige **Lübeck.** Jedoch finden wir bei all den Bündnissen der kleinen Ostseestädte mit der alten Travestadt, deren durch zahlreiche Privilegien geschützter und begünstigter Handel schon damals sich über ganz Dänemark, Skandinavien und Rußland ausbreitete, nirgends die Bezeichnung „deutsche Hansa", sondern die einzelnen Urkunden sprechen nur von „deutschen Kaufleuten, deutschen Seestädten, wendischen, slavischen Städten, christlichen Seefahrern" ꝛc. Bekanntlich mußte alles Land östlich von der Elbe und Saale von den Deutschen erst dem Slaventhume abgerungen werden; in dem Grade nun, als dies geschah, mehrten sich auch die deutschen Städtebündnisse zum gegenseitigen Handelsschutz und erstreckten sich bald bis nach Livland und Esthland hinauf. Ueberall aber waren **Privilegien** die erste Sorge dieser Städte; erst durch diese erwarben sie die Marktherrschaft auch über fremde Länder. Das ist ihnen nicht zum Vorwurfe zu machen; es lag nicht anders im Geiste jener Zeit. Dafür bildeten gerade diese Privilegien den befestigenden Kitt des Zusammenhalts in der Verfolgung großer, gemeinschaftlicher Zwecke, die wiederum ein gemeinschaftliches öffentliches Recht in's Leben riefen. In den Privilegien, welche die Bundesstädte von den nordischen Königen ertrotzten, also in der ersten Hälfte des 14. Jahrhunderts, wird zuerst die Bezeichnung „**deutsche Hansa**" gebraucht, aber erst hundert Jahre später kommt sie allgemein in Anwendung.

Die Ostseestädte mit **Lübeck** an der Spitze hatten den Einfluß ihres Bundes bereits weit nach Osten ausgebreitet, als nach Westen hin der Anschluß erst begann und die Städte in **Holstein,** sowie **Hamburg** und **Bremen** zur Hansa traten. Eine bestimmtere Nachricht über das Bereich derselben finden wir jedoch erst aus den Zeiten des Bundeskriegs gegen den König Waldemar III. von Dänemark (1361—1370), an welchem **siebenundsiebenzig** Städte Theil nahmen, die vom rechten Ufer der Maas und von den seeländischen Inseln bis nach Reval zerstreut lagen und zu denen im Binnenland auch Köln, Dortmund, Münster, Soest, Braunschweig, Magdeburg u. a. gehörten.

In dieser glorreichen Periode entstand wahrscheinlich die erste **Verfassungsurkunde** der Hansa, zu welcher auf den Tagfahrten von 1418, 1443, 1450 u. s. f. nur Zusätze gegeben wurden. Die äußeren Zwecke des Bundes betrafen ausschließlich den Handel und die ihn schützenden Privilegien und Rechte. Zur Vertheidigung und Vermehrung derselben sicherte er sich die gegenseitige Hülfe zu Wasser und zu Land und den gemeinsamen Genuß jener Privilegien und Rechte. Ein dritter Zweck war schiedsrichterliche Vermittelung in allen Streitigkeiten der Bundesglieder, um damit jeder Einmischung einer fremden Macht in die städtischen Angelegenheiten vorzubeugen und das Ansehen der Stadtobrigkeit und in letzter

Instanz die Kompetenz des Bundes zu wahren. — Im Innern stand die höchste Bundesgewalt den städtischen Deputirten zu, welche auf einer „Tagfahrt" (Hansatag) rechtskräftig versammelt waren. Durch sein Ansehen und durch das Herkommen war Lübeck zur obersten Bundesstadt erhoben worden, dem nach und nach auch das alleinige Recht der Ausschreibung von außerordentlichen Tagfahrten (die ordentlichen sollten alle drei Jahre Statt finden) zufiel. Jede wirkliche Bundesstadt sandte ihre Abgeordneten, die, so lange das römische Recht noch nicht in Deutschland zum herrschenden geworden war, nicht selten aus Kaufleuten bestanden; später mußten diese praktischen Männer leider den Männern der Rechtsgelehrtheit weichen. Kleinere Städte übertrugen, der Kostenersparniß wegen, häufig auf größere ihre Vollmacht. Auf den „gemeinen" (ordentlichen) Tagfahrten erschienen lange Zeit auch Abgeordnete des deutschen Ordens und, jedoch ohne Stimmrecht und nur als Konsulenten zum Besten des Handels, die Sekretäre der vier hansischen Kontore zu Nowgorod, Bergen, Brügge und London. In den Zeiten des höchsten Glanzes der Hansa sah man sogar außerordentliche Gesandte der großen Fürsten, des Kaisers, der Könige von England und Frankreich, Schweden und Dänemark bei den Tagfahrten erscheinen und mit dem möglichsten Pompe empfangen werden; Zutritt zu den Berathungen ist ihnen jedoch niemals gestattet worden.

So ungenügend die Bestimmungen über die Herstellung von Beschlüssen und Gesetzen auf den Tagfahrten waren, so entschieden finden wir die Maßregeln zur Aufrechthaltung der Bundesgesetze. Den Uebertreter derselben treffen verschiedene Strafen, zunächst für geringere Vergehen Geldbußen, die sogar einen Theil der Einnahmequellen der Bundeskasse ausmachten, für schwerere Verletzungen der Gesetze trat jedoch der kleinere oder der größere Bann ein, d. h. die zeitweilige oder beständige Ausschließung aus dem Bunde. Letztere Strafe war eine sehr harte und konnte für die meisten Städte zur Lebensfrage werden, denn sie begriff in sich „den Verlust der Rechte, der Genossenschaft im In- und Auslande, des Genusses der hansischen Kontore, sowie aller dem Bunde zustehenden Privilegien". Verluste dieser Art in jener schutzlosen Zeit genügten, um eine Stadt zu ruiniren. Wie die Justiz war auch die Finanz der Hansa, wie unvollkommen an sich, doch ein Fortschritt im Verhältniß zu der damaligen staatlichen Finanzwirthschaft. Neben den Strafgeldern bestand die Bundeseinnahme in einem bestimmten Matrikularumschlag und den Schoß- und Pfundgeldern, die von dem eidlich angegebenen Werth der aus- und eingeführten Waaren und von jedem Schiffe erlegt werden mußten. Diese Besteuerungsweise genügte für die gewöhnlichen, nicht beträchtlichen Ausgaben des Bundes; für besondere Fälle verhalf der Patriotismus und der Kredit den Städten zu den nöthigen Mitteln. Bemerkenswerth ist noch, daß als wesentliche Bedingung zur Aufnahme in den Bund „eine wenn auch nicht gerade immer de jure, aber doch de facto

erwiesene Unabhängigkeit der betreffenden Stadt von einem Landesherrn" galt, denn nach den Statuten der Hansa durfte nie ein Mitglied derselben einem Fürsten Einblick in die Beschlüsse des Bundes gestatten. Eine Anerkennung von Seiten des Kaisers und Reichs hat die Hansa zur Zeit ihrer Blüthe weder gesucht, noch erhalten, der Zustand des Reichs machte ihr damals Akte der Souveränetät ohne kaiserliche Sanktion möglich; erst als die Hansa am Ende ihrer Herrlichkeit stand, war sie schwach genug, bei dem ohnmächtigen Reiche Hülfe zu suchen. Wer die Verfassung der Hansa gerecht beurtheilen will, darf die Zeit nicht außer Acht lassen, in der sie ihre Herrschaft ausübte, die Zeit einer vollendeten Feudalanarchie. Einer solchen gegenüber steht die Hansa als eine erhabene Trägerin der Freiheit und der Kultur da, die ihre ganze Kraft zusammenfassen, die eine handelspolitische Konföderation bilden mußte, um ihr einziges Ziel — „großen und sichern, hauptsächlich auswärtigen Handel zu treiben und dafür Privilegien und Freiheiten zu erwerben" — mit allen Mitteln und selbst durch Kriege zu Wasser und zu Land zu erreichen. In diesen Plänen wurde sie von der kläglichen Politik der Fürsten am kräftigsten unterstützt, denn da dieselbe sich in den meisten Ländern auf kluge Vermehrung der Zollgefälle beschränkte, so kam es gar nicht selten vor, daß die immer geldbedürftigen Monarchen, auf Kosten der eigenen Unterthanen, Handelsprivilegien und Begünstigungen gegen einen höhern Zoll, gegen ein Geschenk, gegen Unterstützung mit Schiffen und Mannschaft an die Städte der Hansa verkauften. Was aber einzelne Städte erwarben, kam stets dem Ganzen zu Gute, und selbst in den Ländern, wo sie als gefürchtete und gehaßte Landesherren sich festsetzten, ist viel Heilsames für das öffentliche Leben durch sie eingeführt worden, namentlich Aufhebung des Strandrechts, Minderung des Straßenzwangs, Herstellung öffentlicher Sicherheit zu Wasser und zu Land und vor Allem Begründung besserer Rechtspflege.

Zu den besonderen Eigenthümlichkeiten in der Ausübung der Handelsherrschaft gehörte die Gründung bleibender Niederlassungen in den fremden Ländern; die **Kontore** oder **Faktoreien** der Hansa ersetzten das Kommissionsgeschäft, das bei dem Mangel an Vertrauen damals wenigstens in den nordischen Staaten noch nicht eingeführt werden konnte. Wie bereits bemerkt, wußten die Hansen für solche Niederlassungen nicht nur die gleichen Rechte der Einwohner, sondern, gleichviel, ob mit Hülfe des Geldbeutels oder des Schwerts, stets noch viel größere Rechte und Freiheiten, als jene, zu erwerben und mit Stapelzwang und Monopol den gesammten Verkehr des von ihnen handelspolitisch unterjochten Volks in ihre Gewalt zu bringen. Diese Einrichtung verschaffte ihnen zwar unermeßliche Reichthümer, sie wurde aber auch zur Krankheit, an welcher die Hansa dahinsiechte.

So lange die Macht derselben währte, dienten diese Faktoreien hauptsächlich dazu, den ganzen Nordosten Europa's als den Hansen allein eige-

nen Markt zu erhalten; galt es ihnen doch, allen Völkern des Westens die Ostsee strengstens zu versperren und somit zwischen dem Nordosten und dem Westen die ganze Vermittelung allein zu behaupten. Um dies zu können, mußte vor Allem die Macht der Ostsee-Königreiche, Dänemark und Schweden, durch ihr Schwert gebeugt werden, welches seine Herrschaft bald über ganz Skandinavien erstreckte, und selbst die holländischen Städte fügten sich lange Zeit, um als Bundesgenossen der Hansa von deren Vortheilen mit zu genießen. Als aber die Holländer endlich den Entschluß faßten, von der Hansa wie von Deutschland getrennt, auch ihre Handelsvortheile für sich allein im Nordosten zu suchen, kam es zum offenen Kampfe, aus welchem die Hansa abermals siegreich hervorging. Der holländische Emancipationsversuch war zu voreilig geschehen, und ebenso wenig gelang es den Engländern, sich von den deutschen Handelsbanden zu befreien: noch waren sie nicht im Stande, gegen das materielle Uebergewicht der Hansa an Kapital und maritimer Macht aufzukommen.

Betrachten wir nun das Ländergebiet, über welches die hansischen Kaufherren ihre Herrschaft ausgedehnt hatten.

Die nächsten und treuesten Freunde der Hansen waren der deutsche Orden und der Schwertorden. Sie leisteten, aus Dankbarkeit und Klugheit, ihrem Handel allen Vorschub, so daß die preußischen Hansestädte auch nach dem Verfall der Orden ihre Selbstständigkeit gegen das vordringende Polen zu wahren vermochten.

Zu dem hansischen Hauptmarkte Rußland hatten vorzugsweise die Ordensritter durch die Eroberung von Esthland die Thore geöffnet. Zu Nowgorod und Plaskow bestanden die wichtigsten Faktoreien. Der Verkehr mit ersterem bewegte sich theils über die Newa, den Ladogasee und die Wolchow aufwärts, theils über die Narowa ebendahin, der nach Plaskow über den Peipussee; eine dritte russische Handelsstraße führte über die Düna nach Livland. Man betrieb hauptsächlich Tauschhandel, in welchen die Ostseestädte Lübeck, Wisby, Riga und Reval sich theilten. Als aber der Czar Iwan Wasiljewitsch die großen, fast zu Freistaaten emporgewachsenen Municipalitäten Nowgorod und Plaskow dem russischen Reiche einverleibte, erlitt der deutsche Handel dort den ersten schweren Stoß, und zwanzig Jahre später (1494) konnte man es sogar wagen, das hansische Monopol in Nowgorod zu vernichten, die dortigen Deutschen zu verhaften und die Faktorei nebst allen Gütern und Geräthschaften zu konfisciren. Auch den anderen seefahrenden Völkern öffnete sich die Ostsee, die Engländer kamen über das weiße Meer herbei, und wenn auch, in Folge der Kämpfe zwischen Russen und Schweden, die Hansa nicht ganz vom russischen Markt verdrängt wurde, so war doch die Zeit der goldenen Privilegien vorüber, und schließlich blieb nur, und noch bis heute, für Lübeck allein das Geschäft in nordischen Produkten das einzige Erbe aus der hansischen Ostseeherrschaft.

In Schweden hatten die Könige Magnus und Hakon (1361) die Hansa mit den umfassendsten und einträglichsten Handelsprivilegien ausgestattet, ja, anstatt der Gründung einer Faktorei war ihr das Recht eingeräumt, in Stockholm und anderen wichtigen Plätzen die Magistrate zur Hälfte mit deutschen Landsleuten zu besetzen. Hier herrschte ein bedeutendes gegenseitiges Interesse zwischen den Königen und der Hansa. Beide hatten in Dänemark ihren erbittertsten und gefährlichsten Feind, und nur die Hansa hatte durch ihre Siege bewiesen, daß sie gegen ihn der Stärkere sei. So standen die Schwedenkönige förmlich unter der Hansa Schutz und in deren Abhängigkeit, bis Gustav Wasa (seit 1523) Schweden erhob und die hansischen Monopolfesseln brach.

Wenn auch nicht bedeutender, so doch bei weitem wichtiger, ja wahrhaft dämonisch war die Rolle, welche die Hansa in Norwegen spielte. Dort stieß sie bei ihrem ersten Erscheinen sogleich auf eine bereits erstarkte Konkurrenz der Engländer, der Schotten und der Bürger von Bergen, dem Hauptstapelplatz Norwegens und der Nordlandsfahrer, jener Handelsleute, welche vom hohen Norden, von Island, Grönland, den Faröer-, Orkney- und anderen Inseln Fische, feine Pelze, Eiderdunen u. dgl. herbeiführten. Dennoch gelang den Hansen auch hier der Sieg über ihre Gegner, aber ein blutiger und grauenvoller war es, besonders über die Bergener. Diese waren die Herren eines blühenden Handels und der Nordlandsfahrt, und sie waren dies frühzeitig durch die Gunst ihrer Lage in der Mitte der Küsten Norwegens und ihres trefflichen, zu allen Jahreszeiten zugänglichen Hafens geworden. Aber gerade hier wollte die Hansa allein herrschen, und sie errang mit Feuer und Schwert, was ihr mit Gold und List nicht gelungen war. Nachdem sie in zwei Bundeskriegen gegen Norwegen (1284 und 1368) die Könige Erich und Hakon besiegt und ihnen die ausgedehntesten Privilegien über alle Fremden und sogar Freiheit von solchen Abgaben entwunden hatte, die selbst der Norweger entrichten mußte, sandte sie ihre Freibeuter und Kaper gegen Bergen und die Nordlandsfahrer und vernichtete deren Handel, deren Schifffahrt und deren gesammten Wohlstand von Grund aus. So arm waren die Bergener geworden, daß sie Häuser und liegende Gründe den Hansen gegen Geldvorschüsse verpfänden mußten, und da die Auslösung den meisten unmöglich wurde, so blieben die Deutschen die Herren der Stadt, in der sie sich nun zu Tausenden niederließen und allen Verkehr an sich rissen. Das hansische Kontor, hart am Meere gebaut, war ihr größtes, es schloß 22 Höfe in sich, die Kontoristen waren zu klösterlicher Zucht, ja zu Ehelosigkeit verpflichtet — aus demselben Grund, aus welchem Gregor VII. der ganzen Geistlichkeit diesen Zwang auferlegt hatte. Nicht nur in Bergen, in ganz Norwegen war die Hansa Herr, und die Könige des Landes sanken mehr und mehr in hansische Abhängigkeit; durften sie doch selbst den Mord von einem ihrer Statthalter und 60 anderen angesehenen Norwegern nicht

zu strafen wagen. Anderthalb Jahrhunderte lang hielt die Hansa diese furchtbare Macht über Norwegen aufrecht. Als sich aber im Jahre 1532 Norwegen mit Dänemark zu einem Staate vereinigte, schlug auch hier der Hansa letzte Stunde, und schon zu Anfang des 17. Jahrhunderts ist keine Spur mehr von ihrer alten Herrlichkeit in Skandinavien zu finden.

Gegen Dänemark führte die Hansa den ersten Krieg, der sie zu einer politischen Macht erhob (1364 gegen König Waldemar III.), und den letzten (1534 unter Wullenweber), der die dänische Dynastie vom Throne stoßen und die Hegemonie der Hansa über alle Ostseeländer wieder befestigen sollte, mit dessen unglücklichem Ende aber die große handelspolitische Rolle der Hansa schließt. Gegen die dänischen Könige wahrte sie während dieser langen Periode ihre Privilegien mit der größten Entschiedenheit, und selbst den Sundzoll, die Schmach späterer und mächtigerer seefahrender Völker, hat sie sich nie aufbürden lassen. Am längsten behaupteten sich die Deutschen auf Schonen, wo der Häringsfang für sie eine Goldgrube war.

Ganz anders war die Stellung, welche die Hansa zu den Niederländern einnahm. Dort war Brügge der allgemeine Weltmarkt, der alle Gegenstände des Umtausches für die Waaren des Nordens bot, und darum mußte eine Faktorei daselbst den Hansen von höchster Wichtigkeit sein. Sie trafen aber zugleich in den Niederlanden auf ein weit mächtigeres und vorgeschritteneres Handelsvolk, das sie ihre Macht nicht fühlen lassen konnten: hier wurde daher die wechselseitige Unentbehrlichkeit die Grundlage eines niederländisch-hanseatischen Handels, der ihnen wenigstens viele Bevorzugungen vor allen übrigen handeltreibenden Nationen sicherte. Ein ewiger Friede war natürlich auch hier nicht möglich, die Zwiste führten in der Regel hansischer Seits zur zeitweiligen Verlegung ihres Kontors in eine andere Stadt, wohl auch zur Absperrung aller Ab- und Zufuhr von und nach Flandern und schließlich zur Nachgiebigkeit des bedrängten Brügge; die Gewaltherren, wie in Bergen, durften die Deutschen jedoch nicht spielen. Das Ende der Hansa in den Niederlanden, herbeigeführt durch die Uneinigkeit der Bundesglieder, fällt in den Schluß des 16. Jahrhunderts.

Eine bevorzugtere Rolle spielte die Hansa in England. Als die deutsche Schifffahrt in ihrer Blüthe stand, war England noch ein vorzugsweise Ackerbau und Viehzucht treibendes Land, das in der Industrie noch kaum die ersten Anfänge gemacht hatte. Die ersten Privilegien erhielten die Kölner im Jahre 1203, mit ihnen verbanden sich andere Hansestädte und erbauten das sogenannte Gildehaus in London. Die umfassendsten Freiheitsbriefe und eine Begünstigung, wie sie den Deutschen in keinem andern Lande zu Theil wurde, verdankte die Hansa den drei Eduards, die dem Zuwachs an Zöllen zu Liebe, welchen die Hansa ihnen gewährte, und in Rücksicht auf die Hülfe der Hansaflotte in den Kriegen Englands gegen

Frankreich ihr besonders gewogen waren; denn mit Hoffnung auf Erfolg konnte damals England keinen Seekrieg ohne die deutsche Flotte führen.

Die Könige, der grundangesessene Adel und der Bauernstand in England hielten aus gleichem Interesse zur Hansa; wie jene höhere Zölle, so erzielten diese höhere Preise für ihre Stapelwaaren, Wolle, Zinn und Felle, als in den englischen Städten damals zu erlangen waren. Desto erbitterter wurden aber diese Städter gegen die Hansa. Diese hatte indeß die Macht in Händen und lachte des ohnmächtigen Grolls, so lange ihr Zwischenhandel zwischen England und dem Nordosten nicht dadurch gestört wurde, griff dagegen, sobald dies geschah, zu desto energischeren Maßregeln, die sich sogar bis zu einer Art Kontinentalsperre steigerten, denn im letzten Fall untersagte die Hansa, soweit ihr Marktgebiet reichte, jeden Handel nach und mit England, und erreichte dadurch und durch zeitweilige Kriegszüge gegen die Seeräubereien der englischen Städte schließlich eine Ausdehnung und Befestigung ihrer Privilegien. Dies geschah namentlich in den Jahren 1470—1473. Damals begnügten die Hansen sich nicht mit der Reinigung der Küsten von englischen Piraten, sie drangen 30—40 Meilen tief in das Land hinein, überall schwere Rache nehmend, und als man es in London wagte, zur Repressalie Deutsche zu hängen, richteten sie eine so gräßliche Verwüstung an, daß die Engländer die Hand zum Frieden boten und zu Utrecht einen Vertrag unterzeichneten, in welchem sämmtliche Freiheitsbriefe der Hansa erneuet und zusammengefaßt wurden.

Das Hansakontor in London hieß der Stahlhof. Der Geschäftsmechanismus war der gewohnte der Hansa: er beobachtete streng den Grundsatz: nur von hansischer Hand in hansische Hand zu verkehren. Die Strenge des Eigennutzes, mit welcher dies geschah, und die Größe des Gewinns, die dabei zu Tage kam, konnten jedoch auf die Dauer nichts Anderes bewirken, als die Aufklärung der Regierungen über bessere volkswirthschaftliche Grundsätze und die Anspornung des Volks zum eigenen Handels- und Seefahrtsbetrieb. Namentlich war es aber auch das allgemein erwachte Nationalgefühl, welches in England der hansischen Uebermacht entgegentrat, nachdem das Volk freiere Institutionen erlangt hatte. Als dazu noch die Entdeckung Amerika's und des Seewegs nach Ostindien kam, stieg die englische Seefahrt so rasch, als die hansische sank. Die Tudors rüttelten zuerst an den Monopolen der letzteren, und im Jahre 1598 erfolgte endlich die Vernichtung des utrechter Vertrags und Schließung des Hansakontors in London.

Von weniger Bedeutung waren die hansischen Beziehungen zu Frankreich, Spanien und Portugal. Mit Italien bestand kein direkter Verkehr und ebenso wenig mit dem Orient.

So groß die Hansa als lediglich rein aus der Kraft des deutschen Bürgerthums entsprungene Handels- und Seemacht vor uns steht, so gering ist der Dank, den sie sich um die Hebung von Ackerbau und Industrie

des eigenen Vaterlandes erworben hat. Die Hansen waren eben nur Kaufleute und handelten als solche nach der Maxime: die Waaren da zu kaufen, wo sie am wohlfeilsten zu haben waren, und da zu verkaufen, wo sie am besten zu verwerthen waren. — Die Beschränktheit dieser Maxime des Eigennutzes trägt zugleich die Schuld davon, daß die Hansa es nicht vermochte, ganz Deutschland zu einer Handelsmacht ersten Ranges zu einigen und zu erheben. Leider trägt aber die Hansa diese Schuld nicht allein, die Landesherren beherrschte nicht minderer Eigennutz, sie sahen in den reichwerdenden Städten ihre ärgsten Feinde und stellten daher dem reichmachenden Verkehr so viel Schranken als möglich in den Weg. Und endlich gebührt vielleicht ein ebenso schwerer Theil der Schuld der Zunftverfassung der Hansestädte selbst, die, wie noch heut zu Tage, soweit ihr unsinniger Zopf die Köpfe schmückt, keine freie Anwendung von Kapital und Arbeit zuließ. Der Verkehr der Hansa drang in das Innere Deutschlands nicht weiter, als der Bund selbst reichte, also nach Sachsen und Thüringen (Erfurt, Zerbst, Magdeburg), Westphalen und Rheinland, Schlesien und selbst Böhmen; das ganze Oberdeutschland lag, wenige Handelsartikel ausgenommen, ziemlich außerhalb der Hansa-Verkehrsgrenzen.

Wir haben die Ursachen des Untergangs der Hansa oben mehrfach angedeutet. Es waren innere und äußere. Zu den inneren gehört vor allen die Verfassung selbst, die den Eigenwillen des Einzelnen nicht zu brechen, keine einheitliche Macht zu schaffen vermochte, die allerdings besser war, als die damals ringsum herrschende Feudalarnachie, die aber, als diese Anarchie verschwand, auch ganz werthlos geworden war. Als nach der Entdeckung von Amerika allenthalben auch der Sinn für staatliche Fortschritte rege wurde, blieb nur die Hansa unverrückt auf dem alten Boden stehen, sich durch ihre Verfassung jeden Weg zum Bessern selbst verschließend. Daher fehlte ihr jeder innere Halt, als die Stürme von außen über sie kamen. Es strafte sich jetzt, was sie gegen die nationale Politik gesündigt hatte. Während ihrer Machtfülle hatten die Städte der Hansa, in ihrem einseitigen Verfolgen von Handelsvortheilen, sich um Deutschland so gut wie gar nicht bekümmert, ja, sie schienen zu Zeiten Deutschland gar nicht angehören zu wollen, so fern hielten sie sich vom Kaiser und von den Geschicken des Reichs; als nun aber ihrem Uebermuth in der Fremde allenthalben mit der Vernichtung ihrer Privilegien vergolten wurde, da gedachten sie plötzlich ihres natürlichen Zusammenhangs mit Deutschland und verlangten, daß das Reich den Schutz ihres Handels als eine Nationalangelegenheit ansehe. Sie hatten zur guten Zeit verschmäht, in ächt bürgerlicher Politik die Macht des Kaisers zu stärken, und mußten nun sich gefallen lassen, von den frei gewordenen Landesherren ihrer besten städtischen Freiheiten beraubt zu werden. Den schwersten Schlag übte dies auf die Seemacht Deutschlands aus, die bisher allein durch die

Hansa vertreten worden war. Sie ging, verlassen vom Reich, das ihr nicht helfen konnte, und von den Fürsten, die ihr nicht helfen wollten, jämmerlich zu Grunde.

Mit der Seemacht sank die Handelsmacht. Je trotziger früher die Hansen auf ihre Vorrechte gepocht, je rücksichtsloser sie die Unterthanen der verschiedensten Herrscher ausgebeutet hatten und je weniger nun die Furcht vor ihrer Flotte Bedenken erregte, um so gehässiger verfuhr man gegen sie. Dazu kamen die neuen Länder, die neuen Waaren, die neuen Verkehrsmethoden, welche neue Kräfte forderten; die Hansa besaß nicht mehr die Kraft zu solch frischem Aufschwung. Sie saß am Steuer eines Wracks, das der kleinste Sturm in den Wellen begraben mußte, und es kam der größte über sie, der je die Welt verheert hat: der dreißigjährige Krieg. Als der Sturm schwieg, war das Wrack verschwunden.

Die alte Hansa ist dahin. Sie war, trotz ihrer vielen Gebrechen und Mängel, trotz des zu vorherrschend materiellen Zwecks, dennoch eine der größten Erscheinungen der Geschichte und füllt in der deutschen Geschichte ein Blatt unvergänglichen Ruhmes.

Von der alten Hansa ist auf die neue Zeit allerdings nichts gekommen, als die Bezeichnung „Hansestädte" für das Kleeblatt Hamburg, Lübeck und Bremen. Da es aber gerade Handel und Seefahrt sind, welche auch diese Städte groß machten oder wenigstens aufrecht erhielten, so ist es allerdings der Geist der alten Hansa, der in ihnen, nur in der Form des modernen Staats, fortlebt.

Erkennen wir als das Bewundernswürdigste an der alten Hansa die außerordentliche Energie und Zähigkeit, mit welchen sie ihre Zwecke verfolgte, so müssen wir die heutigen Hanseaten als ächte Nachfolger der alten ehren: denn, wer die Geschichte überblickt vom Niedergang des Sterns des Hansa-Bundes bis zum Aufgang des neuen unter dem deutschen Bunde, gegenüber der ungeheuren Masse Unglücks, niederschmetternder Ereignisse, hemmendsten Drucks in dieser Zeit, die heutige Blüthe von Hamburgs und Bremens Weltverkehr betrachtet, den erfüllt dieser Vergleich mit gerechtem Erstaunen. Wenige Völker haben in ihren Geschichtsbüchern eine Zeit zu verzeichnen gehabt, wie die Deutschen vom Jahre 1648 bis 1848 — dem Jubiläumsjahre des westphälischen Jammers —, und dennoch genügten dem alten deutschen Fleiße und der hansischen Energie 30 Friedensjahre, um die verödeten Häfen wieder mit Schiffen, die leeren Kassen wieder mit Betriebskapital zu füllen und im schaffenden Volk wieder Vertrauen und Unternehmungsmuth herzustellen.

Von den drei Hansestädten nimmt Hamburg den obersten Rang ein. Es ist mit Altona („All to nah") der dritt-, ohne dasselbe der

viert=große Markt der Welt. Nur London und Newyork stehen über ihm und nur Liverpool steht ihm gleich; auf dem Festland Europa's behauptet es den ersten Platz. Zahlen reden: der Werth der Einfuhr beläuft sich im Durchschnitt auf 500, der der Ausfuhr auf 450 Millionen Mark Banko; jährlich kommen in Hamburgs Hafen gegen 5000 große Seefahrer an, und gegen 2000 gehen ab; Hamburgs Rhederei zählt nahe an 500 Seeschiffe, darunter eine ansehnliche Dampferflottille. Und alles dies finden wir in einer Stadt, welche, um nur von aller Unbill der Zeiten das Hervorragendste anzudeuten, im Jahre 1712 von der Pest entvölkert, 1713 von den Dänen ausgeraubt, 1771 vom Wasser beinahe vernichtet worden war, die ferner, außer den enormen Verlusten durch Bankerotte während der französischen Revolution und durch die unaufhörlichen Blokaden und Besetzungen in der Zeit von 1803 bis 1814, allein an Kontributionen über 140 Millionen Mark aufzubringen hatte, die endlich 1831 der Verheerung durch die Cholera, 1842 durch die furchtbare Feuersbrunst erlag und zum Schluß der ersten Hälfte unseres Jahrhunderts noch Schmach und Schaden einer dänischen Blokade zu erleben hatte. Wenn eine Stadt nach solchen Unglücksstürmen das Haupt noch so hoch tragen kann, wie Hamburg, so darf man allerdings fragen: Wem gebührt die Ehre einer solchen Erscheinung? —

Wir können sie unbedenklich dem Geiste des Volks der alten Hansestadt zuerkennen, wenn auch die Natur, die Lage der Stadt diesem Geiste eine nicht unbedeutende Stütze bietet. Die Erfahrung lehrt uns, daß an der Mündung schiffbarer Ströme, die aus bevölkerten Ländern kommen, große Handelsemporien am besten gedeihen. Wir sehen dies im Großen an Newyork, Neworleans, London, Hamburg und im kleineren Maßstabe an Bremen und Stettin, an Bordeaux und Marseille; das stromlose Triest fühlte diesen Mangel und litt mehr und mehr unter ihm, bis der Dampfstrom der Gegenwart, die Eisenbahn, diesen Mangel ersetzte. Die Elbe hat demnach geholfen, Hamburg groß zu machen, aber die Herrschaft, bei es über den gesammten germanischen Norden: Niederdeutschland, Dänemark und die skandinavischen Königreiche, ausübt, diese Herrschaft verdankt es der Beharrlichkeit im Kampfe gegen alle Unterdrückungs= und Befreiungsversuche seiner Nachbarn. Namentlich blieb Dänemark auch der neuen Hansen erbittertster Feind. Die Thatsache, daß Hamburg nichts weniger als die merkantile Metropole der skandinavischen Länder ist, reizte besonders Kopenhagen zu rastlosen Versuchen, sich auf diese hohe Stelle zu erheben. Aber vergebens: Hamburgs Börse gibt nach wie vor den Ton an für alle Börsen des Nordens, die nur als deren Töchter gelten können, sowohl Kiel, wie Flensburg, Kopenhagen wie Christiania und Bergen und selbst Stockholm. Es ist ein an sich nicht tadelnswerthes, aber immerhin fast lächerliches Abmühen jener kleineren Märkte, der An=

ziehungskraft eines Welthandelsplatzes sich erwehren zu wollen, der einmal der Stapelort für die Natur- und Industrieerzeugnisse aller umliegenden Länder geworden ist. Trotz aller kopenhagener Umtriebe muß selbst der verbissenste Skandinavier, der Producent wie der Zwischenhändler, die skandinavischen Produkte in Hamburg suchen, denn nur dort findet er sie in so vollkommener Auswahl, wie keiner der kleineren Märkte sie ihm bieten kann, und nur dort hat der Kleinhändler die größte Sicherheit und billige Einkaufspreise, sowie stets flüssiges Geld, einen Artikel, an welchem Hamburg allein weit mehr besitzt, als die drei skandinavischen Königreiche zusammen genommen. Man hat aber in Kopenhagen längst vergessen, daß Nationalhaß und die erste beste politische Gelegenheit nicht die Dinge sind, um einen Centralhandelsplatz zu schaffen. Auch beim besten Willen, beim tiefsten Verständniß der dazu gehörigen Bedingungen, läßt ein solcher Platz sich nicht machen, sondern er muß entstehen: es bedarf Jahrzehnte und Jahrhunderte, um den Organismus in allen seinen Kanälen, Treibrädern, Wellen und Kämmen auszubauen und zu regeln, das Verhältniß von Kapital und Kredit festzustellen und eine Bevölkerung heranzuziehen, die in ihrer großen Mehrzahl nur für den Handel lebt. Dazu kommt, daß Kopenhagen der Strom und das große Hinterland fehlen, welche einem Centralmarkt die Nahrung geben könnten. Die Lage der dänischen Städte bringt es mit sich, daß dort der Handel sich isolirt und vereinzelt dem Zuge in's Ausland folgt. Der stärkste Zug geht aber immer nach Hamburg, wo die kommercielle Strömung sich koncentrirt.

Von politischer Wichtigkeit ist diese merkantile Macht Hamburgs besonders in Beziehung auf Schleswig-Holstein. Wir preisen die Ideen des Patriotismus und der Nationalität, welche die Herzen der Nordalbingier mit rührender Treue stets dem Vaterlande zugewendet erhalten, aber Ideen und Gefühle können der Zeit unterliegen: das Bedürfniß ist die mächtigste Kette. So wenig Kopenhagen je der Centralpunkt für die Gewerbs- und Betriebsthätigkeit der jetzt zu Dänemark gehörigen Länder werden kann, so wenig ist es im Stande, gerade die deutschen Gebietstheile von ihrem Lebenszusammenhange mit Hamburg loszureißen. Hamburgs Einfluß herrscht im Lande überall und selbst in dem dänischen Nordschleswig. Für den hamburger Markt arbeiten die Melkereien und Meiereien, die Buttermaschinen und Käsekessel in den großartigen Milchwirthschaften, die der Stolz der Ostseite sind und welche alljährlich für mehre Millionen Thaler ihrer Produkte dorthin versenden. Für Hamburgs Hafenschlachtereien wird auch jetzt noch, nachdem England längst eine direkte Verbindung mit der Westküste hergestellt hat, ein ansehnlicher Theil jener ungeheuren Rinderheerden gemästet, welche die Marschen der Nordfriesen, Eiderstedter und Dithmarsen nähren. Für Hamburg, nicht für Kopenhagen, bauen die Schiffszimmerleute von Apenrade die meisten



WEHLEN

IN DER SÄCHSISCHEN SCHWEIZ

Hildburghausen. Verlag d. Bibliogr. Inst.

Fahrzeuge und fahren sieben Achtel der Schiffe, welche dieser kleine Ort auf dem Wasser hat. Von Hamburg, oder, was für diese Betrachtung dasselbe ist, von Altona bezieht man seine bessern Möbeln, seine meisten Luxusartikel, seine Bücher. In Hamburg oder Altona versieht sich der schleswigsche Kaufmann, ganz so wie der holsteinische, mit den Bedürfnissen seines Lebens, und von Hamburg lassen die Landwirthe beider Herzogthümer sich die Speciesmünze schicken, die sie zur Zahlung der Steuern ꝛc. brauchen. „Vom Süden", heißt es, „vom deutschen Süden kommt uns Gewinn und Bildung; vom Norden hat man bloß magere Heste, torte Pötte, danske Präste (magere Pferde, schwarze Töpfe, dänische Pfaffen) zu versenden" — so spricht man in den Herzogthümern. Noch im Jahre 1768 mußte auch Hamburg sich gefallen lassen, von den dänischen Königen als eine holsteinische Landstadt angesehen zu werden; erst in demselben Jahre ward es von den Fesseln der Anmaßung und Ränkesucht des Inseldänen frei: — es kann also in wenigen Jahren das hundertjährige Freudenfest seiner wirklichen Befreiung von Dänemark feiern. Möge dieses Fest nicht vorübergehen, ohne daß die noch unter demselben Joche seufzenden Herzogthümer es mit feiern dürfen.

Wehlen.

Ein Uferbildchen der Elbe, nahe der Bastei, interessant, besucht und in allen Reisehandbüchern gerühmt, lediglich seiner landschaftlichen Reize halber, die für sich selbst sprechen.

Brügge in Flandern.

Brügge, Hauptstadt der Provinz Westflandern, liegt etwa 4 Stunden vom Meere, zwischen Ostende und Ghent im Mittelpunkt von Kanälen, die es mit den meisten großen Städten Belgiens und Hollands verbinden. Dieser vortheilhaften Lage verdankt es die Erhaltung eines lebhaften Zwischenhandels mit belgischen und auswärtigen Produkten. Seine Fabriken beschäftigen etwa 4000 Menschen. Die bedeutendsten sind die in wollenen Stoffen. Jetzt hat der Ort, in 6000 Häusern, 48,500 Einwohner.

Brügge war einst das große Entrepôt für den ganzen Handel des Nordens und Westens von Europa. Als die Venetianer des Weltverkehrs Zügel führten, in jenen Jahrhunderten, als die Schifffahrt so mangelhaft war, daß eine Reise aus der Ostsee nach dem Mittelländischen Meere und zurück in einem Jahre nicht gemacht werden konnte, bedurfte der Norden eines Zwischenmarkts, wo er seine Produkte gegen die Waaren Venedigs und Genua's vertauschte. Brügge, reich und groß, füllte dies Bedürfniß aus und leitete dadurch die Quelle unermeßlichen Reichthums in seine Mauern. 30,000 Bürger kleidete es einst in ritterlichem Waffenschmuck, und bekannt ist, wie die stolze Königin Johanne, Gemahlin Philipps des Schönen von Frankreich, als sie hier verweilte, beim Anblick des grenzenlosen Luxus der Bürgerweiber von Brügge ausgerufen: ich glaubte hier die einzige Königin zu sein und ich finde viele hundert glänzender als ich! In jener Zeit war Brügge auch die Wiege der wieder auflebenden Künste. Van Eyck, der Erfinder der Oelmalerei, stiftete hier die niederländisch-niederdeutsche Schule. — Amerika's Entdeckung, die Auffindung des Wegs nach Indien um Afrika, der Verfall Venedigs, die Verschüttung des Ostender Hafens endlich durch Kaiser Friedrich, worauf die größten Kaufleute nach Antwerpen auswanderten, brachten Brügge von seiner schwindelnden Höhe pfeilschnell herab. Der Reichthum entfloh mit dem Handel, der ihn geschaffen hatte, und längst ist Brügge nur noch ein Schatten von ehedem. Zeuge aber von dem, was es gewesen ist, sind seine grandiose Bauart und die vielen Paläste im altspanischen und venetianischen Style, die seine Mauern umschließen.

LXXII



Aus d. Kunstanstalt d. Bibliogr. Instituts in Hildbh.

BRÜGGE

Eigenthum d. Verleger



ST MARINO

Bibliograph. Institut in Hildburghausen.

San Marino*).

Wer durch die stillen Gassen von Pompeji wandelt, kann das schmerzliche Bedauern nicht unterdrücken, daß, so reich an Bildwerken, an Hausrath und Geschmeide diese unerschöpfte Fundgrube des Alterthums ist, sie doch immer nur Todtes zu bieten hat. Statuen, Lampen, Gemälde, in bunter Farbenpracht schimmernde Zimmerwände hatten wir auch sonst schon gefunden; nun aber die Decke gehoben ist, die vor mehr als 17 Jahrhunderten der Vesuv über die Stadt mitten im regsten Verkehre des Werkeltages stürzte, möchten wir jenes bunte Leben auf Straße und Platz, unter den Säulenhallen des Hauses und im behaglichen Badegemach eben da wieder erwachen sehen, wo es am 24. August des Jahres 79 in Todesschlaf versank.

Wie nun aber, wenn uns eine Stadt, ja ein ganzes Staatswesen erhalten wäre, das ohne eine andere schützende Decke, als die seiner Kleinheit, seiner Armuth und seiner einsamen Lage auf hoher unzugänglicher Bergesklippe sich in ungestörtem Fortbestande seit dem 4. Jahrhundert unserer Zeitrechnung bis zum heutigen Tage erhalten hätte? Ein zweites Pompeji, aber ein Pompeji der Lebendigen?

Eine solche Reliquie ist uns in der That erhalten; es ist der Freistaat von San Marino.

Ist auch San Marino nicht mehr das römische Landstädtchen aus der Zeit des Constantius und Constans, so bleibt es doch unbestreitbar der einzige Staat der Welt, der sein Bestehen ohne Unterbrechung bis auf die Tage altrömischer Weltherrschaft zurückführen kann, der einzige, der wenigstens von den städtischen Freistaaten des Mittelalters uns bis heute ein treues, kaum in Nebenzügen entstelltes Bild bietet.

Wenn der Reisende, der vom Norden kommt, endlich die weite lombardische Ebene durchmessen hat und im Begriffe steht, jenen vielgenannten Grenzbach, den Rubicon, zu überschreiten, so sieht er sich gegenüber eine kühngezackte Felsenklippe aus dem übrigen Gebirgszuge weit in das flachere Land hinaus vorgeschoben. Drei Zacken sind von alten Schlössern und Thürmen gekrönt, von der vierten ragt eine Kirche und längs des Bergrandes sieht man eine Reihe von Häusergiebeln.

---

*) Aus einem Vortrag von Professor Karl Witte.

Dieser Berg ist der Titano und die Felszacken sind die Spitzen, oder, wie sie mit einem keltisch abzuleitenden Worte heißen, die Penne von San Marino.

Die Höhe dieser Bergspitze wird zu 2444 pariser Fuß angegeben, sie kommt also den Gipfelpunkten des Thüringerwaldes ungefähr gleich. Auch unter dem 43. Breitegrad ist dies eine Höhe, die sich der Vegetation erheblich fühlbar macht. So günstig gelegen aber lehnt sich das Städtchen an den sanften Südabhang des Berges, so sicheren Schutz gegen Norden gewährt die steil abgebrochene Felsenwand, daß nicht nur die Rebe auf dem dürren Steinboden ein Gewächs von seltener Würzigkeit beut, sondern auch der Lorbeer gedeiht üppig in den höchstgelegenen Gärten des Ortes, und zwischen dem wilden Gestein, das die Burgtrümmer umgibt, wuchern Myrthe und duftige Cyklamen, während im Nordschatten sich das zierliche Venushaar am Felsenabhange wiegt. Weiter hinab überschatten kräftige Eichen und edle Kastanien die Flanken des Gebirges, an welche sich gegen die Ebene hin endlich ein weiter Gürtel von Oliven reiht.

Bis zum Borgo führt vom Meeresstrande, von Rimini aus, ein wohlunterhaltener Fahrweg. Von hier bis in die Stadt war noch bei meinem letzten Besuche auf einer künstlich gewundenen Straße nur zu Fuß oder zu Maulthier zu gelangen; neuerdings soll aber mit beträchtlichem Aufwand ein Fahrweg hergestellt sein. Von jeder anderen Seite ist die Bergeszinne unzugänglich und, in den Schluchten der Felswand einen neuen Pfad zu suchen, bei Lebensstrafe verboten. So hat denn der dürftige Handelsverkehr des Freistaates, der zum Verkaufe kaum Anderes als Wein, grobe Schafwolle und Borstenvieh zu bieten hat, alljährlich aber nicht unbedeutende Getreidevorräthe verbraucht, sich unterhalb der Felsenspitze, im Borgo angesiedelt. Hier sehen die Häuser wohnlicher und moderner aus, als oben in der Stadt, und Schenke bei Schenke ladet zum Genuß des würzigen Muscatellerweins. Tief in die Eingeweide der Bergwand hinein erstreckt sich nämlich ein Labyrinth von Grotten, die, als Felsenkeller benutzt, dem labenden Trank auch während der ärgsten Sommerglut eisige Kühle bewahren.

Rings um diese Felsenburg lehnt sich nun das nur anderthalb geographische Quadratmeilen umfassende Gebiet des kleinen Freistaates mit seinen wenigen Ortschaften und etwa 7000 Einwohnern an die Abhänge, so daß es an keiner Stelle bis zur Ebene herabsteigt.

In den Berichten, welche die Legende uns über die ersten Anfänge von San Marino bietet, ist die dichtende Sage unkennbar mit dem Geschichtlichen verschmolzen. Diocletian und Maximian, die Christenverfolger, hätten der Erzählung nach das von einem Seeräuberkönig zerstörte Rimini prächtiger wiederherstellen lassen und zu dem Ende Baumeister und Steinmetzen aus allen Provinzen des römischen Reiches berufen. Unter ihnen seien denn auch zwei fromme Christen aus Dalmatien, Marinus und Leo,

herbeigekommen, welche durch stillen, kunsterfahrenen Fleiß, durch reinen Lebenswandel und geistlichen Zuspruch, durch werkthätige Liebe den Genossen vor Allen theuer geworden.

Die Fabel hat nun der wunderbaren Geschicke mancherlei erfunden, welche diese frommen Männer die Verstecke jener nahen, damals noch waldbewachsenen Bergeshöhen aufsuchen ließ — möglich, daß sie dort Schutz vor Verfolgungen ihres Glaubenseifers wegen suchten — und schließt damit, daß beide, Leo auf dem einen Felsen, der noch seinen Namen führt, und die Bergfestung San Leo trägt, Marinus auf dem Gipfel des Titano Klausen errichteten und als heilig gehaltene Wunderthäter ihr Leben verbrachten. Eine Vertiefung im nackten Stein, über der sich jetzt der Chor der dem Heiligen geweihten Hauptkirche des Orts erhebt, wird noch als das Bette des Marinus gezeigt. Nachrichten und Urkunden aus dem 9. Jahrhundert erwähnen zuerst der Gemeinde und des Klosters von San Marino und seiner Aebte und stellen uns somit erst auf den festen Boden der Geschichte.

Im 13. Jahrhundert, mit welchem die fortlaufenden geschichtlichen Nachrichten über San Marino beginnen, sehen wir es sofort als ein wohlgegliedertes Gemeinwesen auftreten, in allen wesentlichen Stücken jenen vielen ähnlich, die sich in vielbestrittener Selbständigkeit über die ganze Halbinsel verbreiteten. Spätestens um die Mitte des Jahrhunderts hatte der Freistaat sein einheimisches Gesetzbuch, sein Statut, und, wie oft auch modificirt, ist die Verfassung jener Zeit doch in der Hauptsache die noch heute geltende. Die oberste Gewalt steht, wenigstens dem Namen nach, der Gesammtheit der Bürger zu; Rechtspflege und Verwaltung sind aber in den Händen zweier, auf kürzere Zeit gewählter, Konsuln.

Solchen Besitzes der Unabhängigkeit erfreute San Marino sich vor einem halben Jahrtausend. Auffallender aber, als daß es ihn gewonnen habe, ist, daß er ihm und nur ihm allein erhalten blieb. Schon zu Ende des 15. Jahrhunderts ward die Freiheit der meisten italienischen Städte einheimischen Dynasten zur Beute. Wenig später wurden die Herrschaften dieser Stadttyrannen wieder von den Fürsten verschlungen, die sich allmählig das Gebiet der ganzen Halbinsel anzueignen und darein zu theilen wußten. Nur wenige Republiken von jenen zahllosen, die zur Zeit der Hohenstaufen über die Halbinsel verstreut waren, bestanden noch zur Zeit unserer Väter und auch diese wenigen, Venedig, Genua und Lucca, in einer bis zur Unkenntlichkeit veränderten Gestalt. Die Stürme der französischen Revolution haben sie noch vor Ende des letzten Jahrhunderts hinweggefegt. Nur San Marino ist bestehen geblieben, ohne daß seine Verfassung eine wesentlich andere geworden wäre, als vor 600 Jahren.

In der That waren die Verhältnisse, unter denen jene Städterepubliken des italienischen Mittelalters bestanden, seltsam verwickelte. Zunächst breiteten die oberste weltliche und geistliche Macht, breiteten Kaiser und

Papst ihr Netz über die bewohnte Welt und nahmen, jede für sich, Dienst und Gehorsam in Anspruch. Daneben aber waren die dienenden Glieder der einen wie der andern Macht, waren Bischof und Graf oder Herzog, zu selbständiger Herrschaft gediehen, welcher sie in engeren Kreisen das gesammte Land unterzuordnen trachteten. Endlich eroberten zahlreiche Ritter von ihren Burgen aus ein sich immer weiter erstreckendes Gebiet, dem oft genug auch Städte mit unterworfen wurden. Später siedelten die Burgherren sich in der Stadt, die ein behaglicheres Leben bot, an, und binnen Kurzem pflegte der ritterliche Neubürger die Zügel des städtischen Regiments an sich gerissen zu haben. Gegen solche Anmaßung des Adels war eine Abwehr kaum anders zu finden, als in der wildesten Demokratie, in welche wir denn auch eine große Zahl italienischer Städte verfallen sehen.

Zwischen allen diesen Klippen ist San Marino mit merkwürdigem Glücke hindurchgesteuert.

Während eines Jahrhunderts und länger sind es die Bischöfe von San Leo, die unermüdlich Ansprüche auf diese Felsenburg geltend machen; später strecken die Tyrannen von Rimini, die Malatesta, wiederholt ihren Arm gierig nach der benachbarten Bergfeste aus; endlich, seit den letzten viertehalb hundert Jahren, haben die Päpste oftmaliges und starkes Gelüste gezeigt, die ihnen mannigfach unbequeme Republik dem ringsumgebenden Kirchenstaate einzuverleiben.

Seit der hohenstaufischen Zeit spalteten bekanntlich die Parteiungen der Kaiserlich- und Päpstlichgesinnten, der Ghibellinen und Guelfen, ganz Italien. Auch in dieser Beziehung lag San Marino an einer Grenze. Rimini und der ganze städtereiche Uferstreifen des adriatischen Meeres, auf und ab, war vorzugsweise guelfisch. Die adlichen Geschlechter in den Ritterburgen des Apennin hielten es mit dem Kaiser. An diesen ghibellinischen Adel schloß sich nun aber mit rühmlicher Standhaftigkeit Jahrhunderte lang San Marino an und mußte eben deshalb den erblichen Haß der Guelfen, vor Allen der Machthaber von Rimini ertragen. Eines der edelsten und mächtigsten jener ghibellinischen Geschlechter war das der Herren von Monte Feltro, die von ihrer Heimath San Leo aus in verschiedenen Zweigen schon zu Anfang des 13. Jahrhunderts sich das ganze Gebirgsland bis jenseits Urbino, dem späteren Sitze ihrer Herrschaft, unterworfen hatten. Am hervorragendsten unter ihnen ist zu Ende des Jahrhunderts jener Guido von Monte Feltro, dessen Kriegsruhm und dessen Schlauheit Dante ein berühmtes Denkmal gesetzt hat. Eben nach San Marino hatte er sich zurückgezogen, als in den neunziger Jahren das Glück ihm untreu geworden und er in den Bann des Papstes verfallen war.

Vom 13. bis in das 17. Jahrhundert hat das Haus Monte Feltro, oder wie es später in einem Seitenzweige hieß, della Rovere, unter mancherlei Wechselfällen, ja mit längeren Unterbrechungen, im benachbarten Gebirgslande, im Herzogthum Urbino, geherrscht. Unwandelbar sich gleich

geblieben ist aber das Wohlwollen dieses Hauses für San Marino, unwandelbar die ehrerbietige, dankbare Gesinnung der Republik für das benachbarte Fürstenhaus.

Während eines Zeitraums von fast zwei Jahrhunderten ist von San Marino wenig Anderes zu berichten, als daß im Jahre 1631, um die Zeit des mantuanischen Erbfolgekrieges, durch den Tod des letzten Rovere, das Herzogthum Urbino an den päpstlichen Stuhl heimfiel und die Republik sonach zu einer rings vom Kirchenstaat umgebenen Insel ward.

Daß, wenn unsere Väter sagten, unter dem Krummstab sei gut wohnen, von der dreifachen Krone ein Gleiches nicht gerühmt werden kann, ist eine alte Erfahrung. Besonders unter den heißblüthigen Romagnolen hat es an Unzufriedenen nicht gefehlt, die dem Gesetze, oder doch dem Verdachte der päpstlichen Behörden verfallen waren. Sie haben oftmals in San Marino ein Asyl gefunden und so erklärt es sich leicht, warum jene Insel mitten im Kirchenstaat in Rom wiederholt mißliebig geworden ist. Versuche der Einverleibung sind, wenn auch in weitauseinanderliegenden Zwischenräumen, immer auf's Neue unternommen. Anzettelungen, die von San Marino aus auf päpstlichem Gebiet gemacht sein sollten, boten den Vorwand. Gerecht scheinen diese Anklagen nie gewesen zu sein. Eine Zuflucht hat den um ihrer Meinung willen Verfolgten die Republik, wenn auch mit großer Vorsicht, zu den verschiedensten Zeiten gewährt; sie hat es ohne Unterschied gethan, mochten die Verfolger der einen oder der andern Partei angehören. Daß ihr Gebiet aber als Ausgangspunkt für revolutionäre Aufreizungen gemißbraucht werde, hat sie nie geduldet.

Wir übergehen die Gefahren, welche unter Papst Clemens XII., Pius VII. und Leo XII. die Unabhängigkeit des Freistaats bedrohten, auch zeitweilig zu nichte gemacht hatten, obgleich die Geschichte dieser Stürme an Zügen der Hochherzigkeit und der edelsten Freiheitsliebe reich ist, und gehen zu einer der jüngsten Episoden über, welche dem Namen San Marino weltgeschichtliche Bedeutung gegeben hat.

Der Stern des freien und einheitlichen Italiens, der Vorläufer des Tages, der jetzt über dem vollbrachten Werke ausgebreitet liegt, neigte sich im Jahre 1849 wieder zum Untergang.

Am 3. Juli jenes denkwürdigen Jahres verließ Garibaldi mit 3000 Blousenmännern Rom, während von der entgegengesetzten Seite General Oudinot seinen Einzug hielt. Der kühnste, von keiner seiner späteren glänzenden Waffenthaten in Schatten gestellte und mit dem Zug des Xenophon verglichene Marsch, hatte Garibaldi durch Umbrien und das apenninische Hochgebirge in den letzten Tagen des Monats bis in die Nähe von San Marino gebracht. Hier hoffte der Republikaner Sympathien zu finden. Die uneinnehmbare Felsenburg sollte ihm wenigstens so lange Sicherheit gewähren, bis es ihm gelänge, von den Belagerern günstige Bedingungen zu ertrotzen.

Gewiß war der Augenblick für den Freistaat ein besonders kritischer. Der ausgehungerten, mit dem Muthe der Verzweiflung kämpfenden Schaar Widerstand entgegenzusetzen, wäre ein hoffnungsloses Unternehmen gewesen. Auf der andern Seite ließ sich befürchten, daß, wenn Garibaldi in San Marino einen letzten Haltpunkt gefunden hätte, die früher oder später unvermeidliche Katastrophe mit dem Sturze des Freischaarenführers auch den der Republik zur Folge gehabt haben würde.

Der Capitano reggente Domenico Maria Belzoppi und der Staatssekretär Giov. Batt. Bonelli wußten mit seltener Besonnenheit das Schifflein der Republik zwischen diesen Klippen hindurchzuführen. Mit dem Pater Bassi, der als Quartiermeister am Abend des 30. eintraf, wurde nach lebhaftem Wortwechsel vereinbart, daß die revolutionären Truppen, ohne das Gebiet des Freistaates zu berühren, an der Grenze mit Speise und Trank versehen werden sollten.

Schon früh am Morgen des folgenden Tages stand aber Garibaldi mit einer jeden Augenblick wachsenden Schaar auf halber Höhe des Berges unmittelbar vor dem Stadtthor. Ehe es möglich gewesen war, eine Abwehr auch nur einmal zu versuchen, waren sie in das, nach außen an jenes Thor stoßende Franciskanerkloster gedrungen.

Es war ein bunter Haufen und trostloser Anblick. Phantastische, regellose Trachten mit Carbonarihut und wallendem Federbusch, mit dreifarbiger Schärpe, mit Dolch und Pistolen — und in all dem theatralischen Aufputz bleiche, vor Hunger, Ermüdung und Todesangst schlotternde Gestalten. Auf den Zügen des Einen bittere Enttäuschung, starrer Trotz auf denen des Andern. Dort das wettergebräunte Gesicht eines Abenteurers, der seine lärmende Lustigkeit wieder gefunden hat, seit er, wenigstens auf Stunden, sicher ist vor den Kugeln der Oesterreicher und die müden Glieder im Schatten der Klosterhalle strecken kann. Weiter hin eine Gruppe in völliger Entkräftung niedergesunkener Frauen, welche durch all die Leiden dieser Wochen und Monate Liebe und Treue für die unglücklichen Kämpfer aufrecht erhielten. Dann wieder unbärtige Knaben, die bei dem Feldgeschrei eines einigen und freien Italiens die Schulbücher wegwarfen, um mit kraftloser Hand die Muskete zu ergreifen. Endlich am Boden lagernd ein stöhnender Haufe derer, die Tages zuvor am Berg Tassona von den Oesterreichern verwundet wurden.

Es gelang, die Freischärler außerhalb der Stadt zu halten. Garibaldi mit seinen Offizieren erschien vor den beiden Regenten und man wurde einig, daß die Behörden der Republik bei den österreichischen Heerführern vermittelnd einschreiten sollten. Erzherzog Ernst war inzwischen mit seiner Heeresabtheilung in der Verfolgung Garibaldi's bis an die Grenze des Freistaats vorgerückt, ja er hatte sie unwissentlich schon überschritten. Von ihm konnte der Unterhändler — Lieutenant Braschi — keine andere Bedingung erlangen, als einfache Ergebung. Glücklicher war Bonelli bei dem

General Hahn, der in Rimini befehligte. Freier Abzug wurde zugestanden. Waffen und Kriegskasse sollten von Garibaldi an die Republik, von dieser aber an den österreichischen Befehlshaber abgeliefert werden. Garibaldi selbst hatte sich zur Auswanderung nach Amerika durch Ehrenwort zu verpflichten. Seine Gefährten waren in ihre Heimath zu entlassen. Das Consiglio der Republik trat zusammen, um darüber zu berathen.

Inzwischen war es Nacht geworden. Garibaldi aber wartete das Ergebniß jener Berathung nicht ab. Nur von seiner Frau, die wenige Tage später auf dem Küstensande bei Ravenna verschmachten sollte, und von wenig über hundert seiner Getreuesten begleitet, zog er die Gefahren der Flucht einer, wenn auch ehrenvollen Kapitulation vor.

Schwerlich hatte San Marino während aller dieser Vorgänge in größerer Gefahr geschwebt, als in dem Augenblicke, wo am andern Morgen die zwölf- oder vierzehnhundert Zurückgebliebenen sich rathlos und verlassen sahen. Sie schrieen über Verrath der Behörden, welche die Unterhandlungen geführt hatten. Nie würden sie sich, riefen sie aus, gleich einer Heerde Schlachtvieh den Oesterreichern ausliefern lassen. Sei denn einmal jede Hoffnung verloren, so wolle man die schwach vertheidigten Thore bewältigen und nach verzweifelter Gegenwehr sich unter den Ruinen von San Marino begraben.

Auf der andern Seite äußerte auch General Hahn, den Garibaldi's Flucht erzürnte, seinen Verdacht, daß die Regenten um sie gewußt und sie nicht verhindert hätten.

Belzoppi und Bonelli begegneten der Gefahr nach beiden Richtungen. Die geringe Wehrkraft der Republik trat den andringenden Freischärlern mit solcher Entschiedenheit gegenüber, daß sie von dem Eindringen in die Stadt abstanden. Die Besonneneren unter den Garibaldianern, vorzugsweise ein Amerikaner, der sich dem Zuge angeschlossen, beschwichtigten die Gemüther. Es gelang, den ganzen Haufen zur Abgabe der Waffen zu bewegen. Jedem Einzelnen wurde neben dem Zwangspaß nach Rimini auf die halbe Tagereise noch ein Zehrpfennig eingehändigt und als die letzten Vertheidiger der römischen Republik über das Borgo den Berg hinab gen Serravalle abgezogen waren, da athmeten die Bürger der Republik auf dem titanischen Gebirge, wie nach dem Erwachen von einem schweren Traume wieder auf. —

Seit jenem Tage haben keine Zwischenfälle die Ruhe des bescheidenen Staatslebens in San Marino gestört. Ehe wir jedoch die Geschichte des kleinen Freistaats verlassen, sei es gestattet, um ein halbes Jahrhundert zurückzugreifen und einer charakteristischen Scene aus den Zeiten der französischen Revolution zu gedenken.

Es war zu Anfang des Jahres 1797. Das ritterliche Königreich Savoyen und nicht minder Oesterreichs Herrschaft am südlichen Fuße der Alpen waren von dem unwiderstehlichen Strome der Heeresmacht des

Siegers von Montenotte und Arcole hinweggespült. In breiten Wogen ergoß er sich über die lombardische Ebene, deren Einzelherrscher geflohen waren, wo immer die dreifarbige Fahne im Winde flatterte. Venedig, die meerbeherrschende tausendjährige Republik, deren Stirn das Diadem dreier Königreiche schmückte, verendete in schmachvoller Feigheit. Siegestrunken und übermüthig zog Bonaparte die Gestade des adriatischen Meeres entlang, um dem Nachfolger Petri zu Tolentino einen demüthigenden Frieden zu diktiren.

Da haftete das Auge des auf Alles Merkenden an den kühnen Felsenzacken des kleinen Freistaates. Es bot sich willkommene Gelegenheit, wohlfeile Großmuth zu üben und während eines Raubzuges, der unter dem Namen der Freiheit die Völker in schnöde Knechtschaft schlug, mit den hochtrabenden Redensarten von Völkerglück und Freiheit das gewohnte lügenhafte Spiel zu treiben.

An einem Februarmorgen erschien der gelehrte Monge, derselbe, unter dessen Leitung einige Monate später die Plünderung der römischen Kunstschätze gestellt ward, mit Bonaparte's Aufträgen vor dem großen Rathe von San Marino. Die Freiheit, sagte er, habe in Athen und Theben, in Rom und den Republiken des Mittelalters, vor Allen in Florenz Wunder gewirkt. Dann aber sei den aus ganz Europa Vertriebenen als Zuflucht nur San Marino geblieben. Erleuchtet von einem Jahrhundert der Aufklärung habe Frankreich seine Fesseln gesprengt und sei frei. In seiner Blindheit verbündet sei ganz Europa gegen das eine Frankreich aufgestanden, das unter feindlichen Invasionen und Bürgerkriegen fast erlegen wäre. Frankreich habe sich aber aufgerafft, seine Feinde seien besiegt, vier österreichische Armeen allein in Italien vernichtet. Jetzt bringe ein französisches Heer die Freiheit in die lombardische Ebene zurück und ernte unter den Augen der Bewohner des titanischen Berges unsterblichen Ruhm. Großmüthig biete nach solchen Siegen die französische Republik selbst den Frieden an. In sträflicher Verblendung aber lehnten die Feinde ihn hochmüthig ab. Auf dem Wege zu neuen Waffenthaten versichere der Obergeneral im Namen seiner Republik den alten Freistaat San Marino des Friedens und unwandelbarer Freundschaft. Große Wandlungen stünden den umliegenden Landschaften bevor. Bestehe zwischen San Marino und den Nachbarn ein Grenzstreit, oder halte der Freistaat die Erweiterung seines Gebiets nach irgend einer Richtung für nöthig, so werde der Obergeneral die französische Republik gern veranlassen, der Schwesterrepublik Beweise ihrer Freundschaft zu geben.

Der große Rath antwortete schriftlich: der Winkel Erde, auf dem ein Ueberrest antiker Freiheit sich lebendig erhalten, sei eher geeignet, an die Strenge der Spartaner, als an attische Anmuth zu erinnern. Sittenreinheit und ein warmes Freiheitsgefühl sei das einzige Erbtheil, das ihre Väter ihnen hinterlassen hätten. Inmitten der Stürme so mancher Jahr-

hunderte habe Ehrgeiz, Uebermacht und Hinterlist der Feinde ihnen dies Kleinod nicht entreißen können. Zufrieden in ihrer Kleinheit lehne die Republik das gemachte Anerbieten dankend ab. Eine Gebietserweiterung könne in ihren Nachwirkungen leicht die Freiheit bedrohen. Nur um Verkehrserleichterungen, besonders für den Kornhandel, werde gebeten.

Bonaparte sprach in seiner Antwort das lebhafte Interesse aus, das Monge's Schilderungen in ihm geweckt hätten. Die Republikaner sollten von allen Lasten des Krieges verschont bleiben. Als ein Geschenk bestimme er ihnen vier Feldkanonen, auch stelle er tausend Centner Weizen zu ihrer Verfügung.

Bemerkt zu werden verdient noch, daß die Geschütze niemals abgegeben sind und daß die San Marinesen das Getreide nur annahmen, indem sie es zum laufenden Preise Denen bezahlten, von denen es requirirt war. Um den erbetenen Handelsvertrag bewarb sich San Marino bei der cisalpinischen Republik, dieser vorübergehenden Schöpfung Napoleons, Jahre lang ohne Erfolg. Wohlwollender in der Gewährung von Korn bewiesen sich während der Hungersnoth von 1799 die Oesterreicher, so daß der Freistaat dem noch schwerer heimgesuchten höheren Gebirgsland von seinen, wenn auch kargen, Vorräthen noch spenden konnte.

Napoleon aber bewahrte für San Marino fortwährend ein ausgesprochenes Interesse, und wenn bei besonderen Anlässen ein Abgeordneter der Republik ihn zu begrüßen kam, so setzte er etwas darein, ihn als ein gleichberechtigtes Mitglied des diplomatischen Corps zu behandeln.

Durch eine lange Reihe von Jahrhunderten sind die gefahrvollsten Schicksale an San Marino vorübergegangen. In vielgestaltig wiederkehrenden Bedrängnissen haben seine Bürger sich unwandelbar treu bewährt in der Liebe zu der engbegrenzten Erdscholle, die ihr Vaterland heißt und zu dessen uralten Einrichtungen.

Was rechtfertigt oder was erklärt denn nun aber so ausdauernde Beständigkeit? Der Ertrag des Bodens ist es nicht, der durch besondern Reichthum zu fesseln vermöchte. Wenn auch ein erheblicher Theil des steinigen Landes mit der Hacke bearbeitet wird, so trägt es an Weizen und Mais, den beiden einzigen regelmäßig gebauten Früchten, doch im Durchschnitt nur das fünfte Korn. So genügt denn das einheimische Ergebniß nie für den Bedarf. Kartoffeln gedeihen nicht. Bohnen werden hin und wieder in der Brache gesteckt. Von dem Weine wird gerühmt, daß er der edelste sei, der nördlich der Apenninen wächst, und nicht unerhebliche Ausfuhr nach Venedig warf in früheren Zeiten der Republik einen namhaften Baarertrag ab. Wiederholte Mißjahre haben die Weinbauern entmuthigt und viele einst mit Reben bestandene Strecken sind jetzt unter die Pflugschaar

genommen. Aehnliches gilt von den Oliven, die den Eisbildungen der rauhen Winternebel leicht erliegen. Unbedeutend ist auch die Seidenzucht, und andere Industrie ist kaum des Nennens werth. Indeß verdient bemerkt zu werden, daß, während der einheimische Tabaksbau verboten ist, die Blätter im benachbarten Kirchenstaat vielfach aufgekauft und in San Marino zu einem weit und breit gesuchten Fabrikat verarbeitet werden. Auch Schießpulver und Spielkarten werden in vorzüglicher Qualität gefertigt und genießen ziemlich weiten Vertrieb.

Alles dies reicht aber nicht aus, der Bevölkerung, obwohl sie nicht übermäßig dicht ist, leidliches Auskommen zu gewähren, und so steigen denn Hunderte zur Winterszeit in die römischen Ebenen hinunter, um als Feldarbeiter einen Verdienst zu suchen, oder die eines Handwerks Kundigen, besonders Steinmetze und Schuhmacher, wandern auch wohl Jahrelang in die Fremde.

Alle aber, früher oder später, kehren sie aus der fruchtbaren, sonnendurchwärmten Ebene zurück in die rauhe, steinige Heimath.

Fragen wir sie selber, was sie heimzieht, so zweifle ich nicht, sie werden Alle noch vor der Liebe zu Aeltern oder Geschwistern, die Freiheit ihrer Bergesrepublik nennen, die sie im fremden Lande nicht rasten läßt.

Betrachten wir in flüchtigen Umrissen das Bild der Verfassung, in welcher die Freiheit der Marinesen Ausdruck gefunden hat. Die eigentliche Volksgemeinde, zusammengesetzt aus allen Familienvätern, der „Aringo", hat seit dem Ende des 14. Jahrhunderts, wie einst in Venedig, zu bestehen aufgehört. Nur der Name ist auf die Volksmenge übergegangen, die zum festlichen Amtsantritt der neuen Regenten freiwillig zusammenströmt, ungefähr wie im kaiserlichen Rom die Festspiele Komitien hießen, mit denen der Beginn eines neuen Jahrzehnts der Regierung eines Kaisers gefeiert ward.

Landesherr (Principe) heißt dagegen eine völlig oligarchisch zusammengesetzte Versammlung von 60 Mitgliedern, der Gran consiglio generale, welche der ebenso benannten Körperschaft im republikanischen Venedig der Bedeutung nach völlig entspricht. Wurden ursprünglich die Mitglieder frei gewählt, so ist der große Rath seit 1652, wie in Venedig seit 1296, geschlossen. Fähig, in denselben aufgenommen zu werden, sind also nur Mitglieder derjenigen Familien, die ihm schon damals angehörten. Entstandene Lücken werden nicht durch Volkswahl, sondern durch Cooptation ergänzt: die übrigbleibenden Mitglieder bestimmen, wer statt des Ausgeschiedenen eintreten soll. Doch sind sie auch dabei an eine bestimmte Regel gebunden. Der große Rath zerfällt in 3 Abtheilungen, deren jede 20 Häupter zählt. Wie klein auch die Zahl der Adeligen (Patrizier) ist, so werden sie doch durch ebensoviel Mitglieder vertreten, als die übrigen „Bürger" der Stadt und Vorstadt, die cittadini. Endlich entsendet die

noch bei Weitem größere Anzahl der ländlichen Grundbesitzer (possidenti di campagna) die letzten Zwanzig.

Den venetianischen Pregadi zu vergleichen ist der kleine Rath aus 12 Mitgliedern (consiglietto), den der große Rath aus seiner Mitte und in gleichem Verhältniß alljährlich neu ernennt und der den beiden „Regenten" in Besorgung der laufenden Geschäfte rathend und beschließend zur Seite steht.

Die Wahl der Capitani reggenti erinnert, wenn auch in viel einfacheren Formen, an den komplicirten Mechanismus der venetianischen Dogenwahl. Der Gran consiglio bestimmt zuerst durch das Loos 12 Wähler. Jeder von diesen bezeichnet einen Kandidaten, jedoch in der Art, daß 6 der Stadt und 6 dem Lande angehören. Unter diesen werden je drei und drei nach Stimmenmehrheit ausgewählt und nun paarweise (je ein terriere und ein contadino) auf drei Zettel geschrieben. Die Zettel werden in hohle Kugeln eingeschlossen und dann in feierlicher Prozession zur Hauptkirche getragen. In der überfüllten Kirche intonirt die Geistlichkeit das „veni creator spiritus" und alsdann zieht ein Kind mit verbundenen Augen eine der drei Kugeln aus der silbernen Urne. Sofort werden unter lautem Tusch die Namen, welche der Zettel enthält, verkündigt, und ein hundertstimmiges evviva! trägt sie in kurzer Frist bis an die Enden der Republik.

Wenige Wochen darauf (am 1. April und 1. Oktober) treten die Erwählten ihr sechsmonatliches Amt an, und zu den Feierlichkeiten dieser Funktion gehörte bis noch vor wenig Jahren eine lateinische Anrede des Schulmeisters. Das Kostüm des Regenten bildet ein alterthümliches Staatskleid. Nicht ohne das Gefolge zweier Livréebedienten dürfen sie über die Straße gehen, bei der Messe hat der Priester das Rauchfaß vor ihnen zu schwingen und im Theater (denn auch an einem solchen fehlt es San Marino nicht) ist die große Mittelloge ihnen vorbehalten.

Die Rechtspflege erfordert in dem Freistaat zum Glück geringen Aufwand an Kräften. Die Zahl von 7 oder 8 Prozessen im Jahr wird selten oder nie überschritten. Daneben kommen zwei oder drei Straferkenntnisse, meist wegen leichterer Vergehen vor. Ich selbst traf einst im Kerkerthurm der Rocca einen Strafgefangenen, zu dem man sich so wenig etwas Arges versah, daß man ihm allein die Bewachung seiner selbst anvertraut hatte. Das Wenige, was in San Marino an Juristischem zu thun ist, wird auf je drei Jahre einem auswärtigen Commissario übertragen, der Doctor juris sein muß und seine Entscheidungen, außer auf das einheimische Statut, auf römisches, nicht aber auf kanonisches Recht zu gründen hat.

Gewissermaßen als Minister stehen den Regenten zur Seite die beiden Generalsekretäre (di stato und degli affari esteri) und der segretario di finanze. Eine Art diplomatische Vertretung der Republik besteht

in Rom und in Florenz, außerdem hat sie Handelsagenten an verschiedenen Orten.

In die Miliz eingeschrieben ist etwa die Hälfte aller Waffenfähigen. Sie zerfallen in neun Kompagnien von je 140 Mann und stehen unter einem Commandante generale. Waffen und Uniform für sie bleiben aber außer der Zeit der jährlichen Uebungen oder wirklichen Dienstes in dem Quartiere delle milizie verwahrt. Dauernd unter den Waffen stehen dagegen die beiden Wachen (des Consiglio principe und des Kastells) von 24 Mann, die zum Unterschied der Milizen Löhnung erhalten und denen ein besonderer Kommandant vorgeordnet ist. Den Polizeidienst endlich verrichten ein Paar toscanische Carabinieri.

Diese geringe Waffenmacht hat nicht weniger als 75 Offiziere, deren Dienst jedoch natürlich größtentheils nur nominell ist. Unter dem Adel des Kirchenstaats und Toskana's ist es Sitte, sich in San Marino um ein Offizierspatent zu bewerben und so stehen auf der Stammrolle der Republik viele der erlauchtesten Namen von Italien und selbst zwei Mitglieder des Hauses Napoleon — die ältesten Söhne des Prinzen von Canino — tragen die blau und weiße Uniform.

Für den Unterricht ist vorzüglich gut gesorgt. Außer zwei Knaben- und zwei Mädchenschulen, deren eine mit dem Clarissenkloster verbunden ist, bietet das von der Familie Belluzzi gestiftete „Collegio", namentlich in seiner neuen Einrichtung in den verschiedensten Zweigen des Wissens — selbst Theologie und Jurisprudenz mit inbegriffen — Belehrung. Der Palazzo del Governo, in dem der große Rath seine Sitzungen hält, umfaßt außer dem Archive eine nicht unbedeutende Bibliothek, welcher erst neuerdings Kaiser Napoleon eine beträchtliche Anzahl angemessener Werke geschenkt hat. Die Errichtung einer Druckerei hat aber die Regierung in verständiger Rücksicht auf die Verhältnisse nie erlaubt. Eine Censur würde sich mit den Einrichtungen des Freistaates nicht vertragen; ohne dieselbe wäre der Mißbrauch einer solchen Presse zur Verbreitung aufregender Schriften in den benachbarten Landschaften, namentlich des Kirchenstaates, unvermeidlich gewesen.

Wie gering auch die öffentlichen Lasten und Abgaben sind, so hat doch die Republik nicht allein keine Staatsschuld, sondern eine Summe, die nach Verhältniß erheblich genannt werden muß, wird alljährlich für Nothfälle oder außerordentliche Ausgaben zurückgelegt.

Vergleichen wir mit diesem ruhigen und wohlgeordneten, wenn auch noch so bescheidenen Gemeinwesen die zu seiner Zeit durch und durch faulen Zustände der angrenzenden Provinzen, um nicht zu sagen, des größten Theils von Italien, jenes allgemeine, um jeden Preis nur Wechsel verlangende Mißbehagen, jenen verbrecherischen Hang der Bevölkerung zu Angriffen auf Leben und Eigenthum, jene gänzliche Zerrüttung des Staatshaushaltes, so werden wir es nicht unbegründet finden, wenn der Bürger

von San Marino mit den Worten Dante's freudig auf seine Felsenheimat zeigt:

„So ruhig ist, so freundlich und so helle
Der Bürger Leben, so die falschheitfreie
Mitbürgerschaft, so liebenswerth die Stelle."

Auf ein selbständiges Fürstenthum von einer Quadratmeile würden wir kaum ohne Spott blicken können; ein Freistaat, der in so engen Grenzen durch länger als ein Jahrtausend seinen Bestand zu wahren wußte, verdient unsere vollste Achtung. Sein Bestehen ist selbst ein Beweis von dem festen Rechtsbewußtsein, das stets in ihm geherrscht hat. Weit mehr als den Monarchien ist den Republiken das Festhalten an der angestammten Rechtsordnung die Lebensluft, ohne welche sie keinen Bestand haben. Wie große Störungen auch in einer Monarchie jene Rechtsordnung erleidet, so bleibt doch die Person des Fürsten, als der Mittelpunkt zurück, um den der Organismus sich wieder zusammenfügen kann, während im Freistaat der Umsturz der Verfassung alle Gliederung auflöst und eben deshalb überall gleichmäßig nach Bürgerkriegen entweder zur Willkürherrschaft eines Einzelnen, oder zur Unterwerfung unter fremde Botmäßigkeit führt. Wie Venedig, so verdankt auch San Marino seinen tausendjährigen Bestand dem Festhalten an der alten Aristokratie, während Florenz und Genua gleich so vielen anderen Republiken seit dem Siege der Demokratie mit unaufhaltsamen Schritten dem Untergange entgegeneilten. In Venedig aber waren die alten Formen, als Werkzeuge eines Willkürregiments, verknöchert und kraftlos geworden. In San Marino bestehen sie in naturwüchsiger Frische fort. Nehmen wir dazu den Segen einer musterhaften Sittenstrenge, als deren treue Hüterin die Bescheidenheit der Vermögensverhältnisse, auch der Wohlhabendsten im Lande, gelten kann, gegenüber der venetianischen Ueppigkeit und dem verderblichen Prokonsulwesen in den auswärtigen Besitzungen, und wir dürfen vielleicht hoffen, daß von den Thürmen von San Marino die drei Federn noch flattern werden, wenn so manche andere republikanische Fahne, das Sternenbanner nicht ausgenommen, sich vor einer Fürstenkrone gesenkt hat.

Ist die Zahl der eingeborenen Bürger von San Marino auch nicht groß, die sich weit über die Grenzen ihres Vaterlandes hinaus Berühmtheit erworben hätten, so sind unter seinen Adoptivkindern allbekannte Namen um so zahlreicher. Die Verleihung des Bürgerrechts der Republik ist als eine freundliche Anerkennung seit Jahrhunderten gebräuchlich und nicht nur unter den Italienern ist ein solcher Brief Gegenstand lebhafter Bewerbung. Im Staatsdienst, oder in Wissenschaft und Kunst hochgestellte Männer in Deutschland, Frankreich und England gehören in solcher Weise dem Freistaat auf dem titanischen Gebirge an, und von Canova wird berichtet, daß er, obwohl überschüttet mit Orden von Kaisern und Königen,

angelegentlich nach jenem Bürgerrecht verlangt habe und hocherfreut gewesen sei, als er es wirklich erhielt.

Der Sohn der kleinen Republik kann in der Fremde Unrecht und Uebermuth nicht hinter Lord Palmerstons berüchtigtes „civis Romanus sum" verschanzen. Wer aber im Rückblicke auf die Geschichte so mancher Jahrhunderte keinen Makel einer ehrlosen That, wohl aber in jeder Generation warme Vaterlandsliebe und reine Sittenstrenge findet, der darf sich des Bandes, das ihn mit jenem Freistaate verbindet, freuen und eine Ehre darin finden, daß auch er von sich sagen könne, er sei „ein Bürger von San Marino."

Das königliche Schloß in Berlin.

Unser Universum hat zwar nicht den Beruf, mit der Wahl seiner Darstellungen sich eng an die Tagesgeschichte anzuschließen. Gleichwohl ist die Bewegung der Völker und Staaten immer das Hauptaugenmerk gewesen, mit welchem es die Bedeutung seiner Bilder verfolgte, und es hat sich weniger zur Pflicht gemacht, Das nachzuerzählen, was der Reisebeschreiber über seine Gegenstände Neues bringt, als Das zu prüfen, was das Leben in ihnen gestaltet hat. Von wo aber wären wichtigere und großartigere Lebensgestaltungen ausgegangen, als von den Schlössern der Machthaber? Liegt uns nun ein solches vor, auf welchem in diesem Augenblick das Auge einer ganzen großen Nation ruht, das Herrscher bewohnen, auf deren Entschlüsse Millionen in unsteter Erwartung harren, und deren Wort mächtig genug ist, die gerechten Hoffnungen vieler Völker zu trüben, wenn auch nicht mächtig genug, die gerechten Ansprüche für immer zu beseitigen: so werden wir allerdings einen solchen Gegenstand jedem andern vorziehen, weil er uns Gelegenheit bietet, im Kampfe des Tages die Fahne zu entfalten, zu der dieses Werk von seinem Anfang an geschworen hat.

Wir stehen vor Preußens, vor der Hohenzollern Königsschloß. Wir haben Achtung vor dem Namen Preußen, wir wissen, wie viel Tüchtiges die deutschen Völkerschaften geleistet, welche unter diesem Namen zu einer Monarchie vereinigt sind. Wir müssen nicht weniger Anerkennung einem Geschlechte zollen, das, eines der jüngsten auf den großen Thronen Eu-



KÖNIGLICHES SCHLOSS im BERLIN

Bibliograph. Institut in Hildburghausen.

ropa's, von kleinem Anfang zu solcher Höhe sich hinaufgeschwungen hat. Aber ebenso aufrichtig müssen wir die Politik beklagen, in welcher das Haus Hohenzollern seit nun fast einem halben Jahrhundert befangen ist und deren jeder ihrer Schritte mehr und mehr geeignet wird, Preußen von seinem natürlichen Beruf, der zugleich seine einzige Machtquelle ist, zu entfernen.

Die einzig sichere Grundlage aller Politik ist die Geschichte; sie möge uns zum bessern Verständniß des bisherigen Charakters der Hohenzollern hinführen, und zwar zunächst durch einen Blick auf die Art und Weise ihres Emporkommens, und dann durch eine Prüfung ihres Verhältnisses zu ihrem Volke.

Schwaben ist das deutsche Land, welches die Wiege der Hohenzollern trug, und zwar wurde ihr Standort von den Hofgenealogen immer weiter in die Vergangenheit zurückgeschoben, je höher das Geschlecht an Macht stieg. Diese dienstseligen Geister gerathen in ihrem Eifer endlich bis zu den Helden von Troja. Wir bleiben in Deutschland und begnügen uns mit einem Grafen Thassilo von Zollern, der erwiesenermaßen als erster Stammvater des Geschlechts genannt wird und um das Jahr 800 starb. Ein direkter Nachkomme war Fridolin (Friedrich II.), welcher um 980 das Stammschloß Hohenzollern erneuert und erweitert haben soll. Tapfere Männer waren die Vorfahren und Nachkommen desselben, ihre Geschichte prangt mit viel ritterlichem Kampfruhm, und ihr Schwert erwarb ihnen auch manches neue Besitzthum. Namentlich muß Rudolf II. angeführt werden, der nicht nur auf dem Turnier zu Zürich 1165 den Preis erhielt, sondern in dem Kriege zwischen den Welfen und dem Pfalzgrafen Hugo von Tübingen die Schlacht im Neckarthale bei Tübingen für Hugo entscheidend machte. Seine Söhne Friedrich (IV.) und Konrad (I.) wurden die Stammväter der beiden Linien der Hohenzollern, der schwäbischen und der fränkischen.

Hier hat sich eine Sage in die Geschichte gedrängt, die am liebsten da, wo zum ersten Male Hohenzollern und Habsburg zusammenkommen, eine prophetische Laune des Geschicks walten ließe. Graf Konrad, der durch seine Gemahlin Maria, eine Erbtochter des Grafen Diebold von Vohburg, denen das Burggrafenthum von Nürnberg übertragen war, selbst Burggraf von Nürnberg und dadurch der Stifter der fränkischen Hohenzollernlinie geworden, starb kinderlos. In der schwäbischen Linie war auf Friedrich IV. der sogenannte Eitelfritz I. gefolgt. Das war zur Zeit des bösen Interregnums. Als endlich bis zu den Kurfürsten des Reichs hinauf die Nothwendigkeit erkannt wurde, wieder einen deutschen Kaiser zu wählen, und zwar einen, dessen Hausmacht ihrer eigenen Herrschsucht nicht gefährlich sei, soll es dieser Eitelfritz von Zollern gewesen sein, der nicht nur den Fürsprecher für den Grafen Rudolf von Habsburg machte, sondern der auch, als die gewünschte Wahl vollbracht war, die

erste Kunde des neuen Glücks zu dem Habsburger brachte. Aus Dankbarkeit habe darauf der Kaiser Rudolf diesem Hohenzollern das Burggrafenthum Nürnberg ertheilt, der dadurch und also durch habsburgische Gnade der Gründer der fränkischen Hohenzollernlinie geworden sei.

Des Habsburgers Botenlohn für den Kaisergruß des Hohenzollern hat aber so reiche Zinsen getragen und die klugen Rechner hielten so trefflich damit Haus, daß schon 142 Jahre später ein Nachkomme jenes Eitelfritz von einem Nachkommen Kaiser Rudolfs um die Kleinigkeit von 400,000 Goldgülden die Mark Brandenburg sammt der Kurwürde an sich kaufen konnte. (Wie viel würde man in Wien heutzutage darum geben, wenn dieser Handel rückgängig zu machen wäre!) — Damals betrug der fränkischen Hohenzollern gesammtes Gebiet in Brandenburg und Franken nicht viel über den zehnten Theil der jetzigen preußischen Monarchie, nämlich ungefähr 540 Geviertmeilen. Nicht weniger klug wußte diese Dynastie die Macht geistigen Fortschritts zu würdigen und für sich auszubeuten. Ein Hohenzollern war es, Albrecht von Brandenburg, welcher als Großmeister des deutschen Ordens zur Reformation übertrat und erblicher Herzog von Preußen wurde. Als seine Linie im Jahre 1618 ausstarb, vergrößerte die Erbschaft den hohenzollernschen Länderbesitz auf 1460 Quadratmeilen, überbot also schon den jetzigen Umfang des Königreichs Bayern. Auf einen schwachen Fürsten in der schlimmsten Zeit, im dreißigjährigen Kriege, folgte wieder ein „Mehrer" seines Reichs, der große Kurfürst, welcher seinem Nachfolger ein Land von 2031 Quadratmeilen hinterließ. Das bewog den nächsten Hohenzollern, sich die Königskrone aufzusetzen und sie, nach seinem außerdeutschen Besitzthume, von Preußen zu nennen. Diese und die volle Sparbüchse seines gestrengen Herrn Vaters benutzte „der alte Fritz", um sein Gebiet von 2174 Quadratmeilen mit 2,240,000 Einwohnern zu einem Staate von 3568 Quadratmeilen mit 6 Millionen Bewohnern zu erhöhen. Dabei war leider schon „unrecht Gut" von dem zertrümmerten Reiche der Polen, das unter der ersten vollendeten „Mißregierung" Preußens (unter Friedrich Wilhelm II.) noch vermehrt wurde. Aber „unrecht Gut gedeiht nicht": die Frucht des Muckerthums, der Junkerblüthe und Polizeiwirthschaft war das Jahr 1806, das diesen Hohenzollern die Hälfte ihres Königreichs kostete, und es war durchaus nicht die freie That eines großen Fürstenwillens, sondern der unermeßliche Opfermuth des Volks war es, des preußischen und des gesammten deutschen, der den Preußenthron der Hohenzollern wieder über einem Reiche von mehr als 5000 Quadratmeilen aufrichtete.

Wie zeigt uns nun die Geschichte das Verhältniß dieser Dynastie zu ihrem Volke, wie gestaltete sich in dieser Hinsicht ihre Politik? — Gleich des ersten Kurfürsten erste Sorge war, die Macht des Adels und die Macht des Bürgerthums einzeln zu brechen, den Boden der landständischen Ver-

fassung zu untergraben und alle politische Macht für sich allein in Anspruch zu nehmen. Noch energischer geschah dies durch den großen Kurfürsten, um, nach dem Style seiner Zeit, „seine Souveraineté wie einen rocher de bronce zu stabiliren". Dabei huldigten Beide religiöser und wissenschaftlicher Freiheit und pflegten, als gute Haushalter, Industrie, Ackerbau und Handel. Man begreift das Aufathmen der Geister in ganz Deutschland, als nach solchem Druck eines starren, autokratischen Vongottesgnadenthums vom Preußenthrone herab der Gedanke verkündet ward: „daß der Fürst nur der erste Diener des Staates, daß die Quelle der Regierungsgewalt im Volke selbst zu suchen sei" —, und die Früchte der Regierung dieses einen Monarchen, der dem „Fortschritt" bis zur Gewissensfreiheit huldigte, hätten auch für die Dynastie ein Fingerzeig sein können: „was ein König von Preußen wagen kann, wenn die öffentliche Meinung auf seiner Seite ist". — Leider hinterließ Friedrich der Große keinen Erben seines Geistes. Wie erschreckt von dem ungeheuren Aufschwung des Adlers, der zugleich zum Bilde des strebenden Volksgeistes ward, kamen die Epigonen mit Stricken und Ketten, um ihn schleunigst aus seiner Flughöhe niederzuziehen und innerhalb der Schranken seines Käfigs wieder fest zu binden. Da kauerte er bis zum Jahre 1812. — Das ist die traurige Zeit des äußersten Adelshochmuths, der schwerfälligen Staatsmaschine und der Armeefuchtel, welchen gegenüber das Volk in gleicher Reihenfolge als „Plebs", als „die Unterthanen" und als „das Civil" erscheint. Das Staatsleben zeigte damals in Deutschland nirgends viel Erhebendes, nur stand das Volk in Preußen einer großen Vergangenheit näher und fühlte bitterer die allgemeine Erniedrigung; in ihm lebte noch der ehrenwerthe Preußenstolz, während er höher hinauf im Standeshochmuth verkommen war. Das wußten die Männer, welche 1812 des Königs Führer wurden. Nicht „an meinen Adel" oder „an mein Heer" erging der Ruf in der tiefsten Noth, sondern **„an mein Volk"** —, und das Volk stand auf und rettete den halbversunkenen Thron. — Das Königthum war jedoch nur während des Kampfes Hand in Hand mit dem preußischen Volke und der deutschen Nation gegangen. Es hatte sogar eine Verfassung verheißen. Nach dem Kriege zog man die Hand zurück, reichte sie den großmächtigen Nachbarn mit den absoluten Kaiserkronen, trennte sich immer mehr von Allem, was „Volk" hieß und „an mein Volk" erinnerte, ja, ließ sich durch die Teufeleien der Diplomatie dieses Volk im gehässigsten Bilde vormalen, — als eine unheimliche, unzufriedene, ganz von „Demagogie" durchgohrene Masse, — und behandelte es auch demgemäß, wie Kongresse und Verbote aktenmäßig darthun. Dieses Verhältniß zwischen Dynastie und Volk zog sich, bald stärker, bald schwächer hervortretend, durch zwei Regierungen, führte die Stürme von 1830 und 1848 herbei und riß den Staat noch einmal in eine „Mißregierung", die im polizeilichen, junkerlichen

und frömmeligen Demoralisiren und Korrumpiren die Leistungen der Jahre 1786—1806 nahezu erreicht hatte. Da ward, abermals durch äußere Gefahr, die Dynastie an ihren Standpunkt in Europa gemahnt, und Jedermann lebte des Glaubens, daß sie mit dem offenen Blick eines „ehrlichen Mannes" um sich blicke; Jedermann suchte sich zu überreden, daß die Politik des preußischen Königthums sich von allen fremden Fesseln frei gemacht und dem eigenen Volke fest und treu zugewandt habe. Der König, so sagte man sich, geht innerhalb Preußens mit dem Volke, mit seinem Volke; nur außerhalb der Grenzen seines Staats geht er mit den Fürsten, deren Rechte achtend und unbekümmert um die laut und offen verkündeten Sympathien der übrigen deutschen Völker. So zeigte sich die hohenzollernsche Politik dieser Zeit bis zum 11. März 1862.

Zu derselben Zeit war in Deutschland eine Politik der Nation im Entstehen — und sie bot nicht nur, sie bietet noch immer der Welt eine Erscheinung, wie sie ohne Gleichen in der Geschichte ist: eine Nation von 40 Millionen und 30 Regierungen befreundet sich mehr und mehr mit einer Politik, die sich keiner dieser 30 Regierungen unbedingt anschließt und gegen keine einzige eine feindliche Stellung einnimmt. Die politische Bewegung dieser Nation ist in keinen Vergleich zu bringen mit denen anderer Nationen, am wenigsten mit der der Italiener, Ungarn, Polen. Es gilt nicht, fremde Tyrannen zu vertreiben; man hat dergleichen überhaupt nicht. Die deutsche Bewegung entsprang durchaus nicht aus der Unzufriedenheit mit den eigenen Regierungen, viele der Völker und Fürsten leben sogar in bestem Einverständniß mit einander: sie entsprang einzig aus dem Kraftgefühl der Nation, die sich der Stellung schämt, welche ihre oberste Spitze ihr selbst und der Welt gegenüber einnimmt; sie verlangt „nichts, als eine starke oberste Gewalt in Allem, was einer Nation nach außen Macht, Würde und Sicherheit verleiht". — In späteren Jahrhunderten wird man schwer begreifen, wie ein Ziel, dessen Erreichung die erste Pflicht jeder Regierung ist, den Deutschen so fern sein konnte, daß eine besondere Politik der Nation erst darauf hin arbeiten mußte. Man wird dies erst begreifen, wenn man durch genaue Geschichtsstudien erforscht hat, in welchem Grade von Selbstüberschätzung die deutschen Dynastien in der Mitte des 19. Jahrhunderts noch befangen gewesen sind. Denn daß keine Dynastie so viel werth ist, daß ihretwegen eine Nation zu Grunde gehe, das wird erst eine Wahrheit der Zukunft sein. — Die Politik dieser Nation verlangt aber nichts weniger, als ein Zugrundegehen der Dynastien, nur so viel deutsche Vaterlandsliebe muthet sie ihnen zu, der Macht, Ehre und Sicherheit der Nation gegen außen diejenigen ihrer Souveränetätsrechte zum Opfer zu bringen, die sie ohnedies entweder gar nicht, oder nicht mit dem Nachdruck einer Macht ausüben können.

So standen in Deutschland die Politik der Hohenzollern und die Politik der Nation neben einander, diese zu jener hin liebäugelnd, jene an dieser fürstlich vornehm vorüberschreitend; nur zur Entgegennahme ihrer Liebesgaben für „eine deutsche Flotte unter preußischer Führung" hatte sie sich endlich herabgelassen, aber ohne ihr selbst den Dank zu gönnen; sie dankte nur dem Boten. — Es war kein erquickliches Bild, das diese rivalisirenden Bestrebungen der Welt boten, und man hatte bereits keinen besseren Trost, als daß es so bleiben werde, bis das Wunder geschehe, daß in Deutschland auch in der nationalen Politik alle Fürsten und Völker einen Weg gingen und dadurch Preußen einen schweren Entschluß ersparten, — oder bis ein Donnerwort von außen zum Entschluß zwinge. —

Da zerstieben endlich die Wolken der Ungewißheit vor dem ersten entschiedenen Schritt der „neuen Aera", der nicht etwa gegen die „kleine, aber mächtige Partei" gerichtet ist, welcher Preußen die Schmach von Olmütz und Bronzell verdankt, auch nicht gegen den Verfassungsbruch in Kurhessen, oder gegen die unerhörten dänischen Niederträchtigkeiten in Schleswig-Holstein — die zwei noch immer rauchenden Opferstätten preußischer Ehre, — nein, er ist es gegen das eigene Volk, in der Mehrheit seiner gesetzlichen Vertreter. Die neue Aera hat sich und des Preußenvolks Schicksal in die Arme ihrer ärgsten Feinde geworfen.

Dieser Schritt würde jeden preußischen und jeden deutschen Vaterlandsfreund bis in's Mark erschüttern, er würde nicht nur das preußische Volk allem öffentlichen und geheimen Jammer einer neuen „Mißregierung" Preis geben, sondern der preußischen Königskrone selbst mit allen Gefahren von 1806 drohen, wenn diese Krone nicht abermals an dem treuen Volk und dieses Volk an sich selbst, an seiner eigenen politischen Tüchtigkeit den besten, aber auch einzigen Schutz hätte.

So wenig der Bannstrahl des Papstes die gekrönten Häupter der Gegenwart, so wenig wirft das Stirnrunzeln der Majestät die Männer des Volks in den Staub, die am festen Stabe von Gesetz und Recht den Weg der Pflicht gehen. Das Volk wird wieder wählen mit demselben Recht, mit demselben Gewissen, mit derselben Bürgertreue, und die Männer seines Vertrauens werden wiederkommen mit derselben Würde, — und an der Majestät des Volks wird die Krone die Stütze wiederfinden, die sie zwar weggeworfen, doch nicht verloren hat. Daß sie, diese schicksalschwere und zukunftreiche Krone, diese mit so hohen Pflichten verherrlichte Dynastie, ihre wahre Stütze endlich selbst erkenne, das ist der innigste Wunsch jedes wahrhaft deutschen Mannes.

Mit diesem Wunsche scheiden wir auch von der Wohnung, die sich und ihrer Krone zu Ehren die Könige Preußens so herrlich gebaut haben. Möge das Schicksal so walten, daß kein Preuße, kein Deutscher zu ihr anders als mit Stolz und Freude hinaufschaue!

Das Schloß, gegenwärtig vom Prinzen Friedrich Karl bewohnt, während der König selbst in einem andern Palais residirt, entstand zu verschiedenen Zeiten, seit Kurfürst Friedrich II. sich eine feste Burg an der Spree gründete, und ist in seiner Erweiterung in verschiedenem Baustyle ein leibhaftiges Bild vom Wachsthum und der Entwickelung des preußischen Staates. Seine jetzige Gestalt, ein längliches Viereck mit zwei Höfen, gaben ihm (seit 1700) theils Schlüter, theils Cosander von Goethe; doch ist auch noch in neuester Zeit zur Verschönerung des Baues im Innern wie nach Außen viel geschehen. Die Terrasse vor dem Schlosse ward unter Friedrich Wilhelm IV. angelegt und an deren Ecke auf einer Granitsäule ein Adler von vergoldeter Bronze aufgestellt. Ueber diese Seite des Schlosses ragt die Schloßkapelle, ebenfals ein Werk aus der Zeit Friedrich Wilhelms IV., empor. Von den fünf Portalen ist das nach der Schloßfreiheit eine Nachahmung des septimianischen Triumphbogens und überaus prachtvoll geschmückt — ein Werk Cosanders von Goethe (1712). Die hohe Kuppel über demselben ward 1849 aufgeführt. Das Schloß enthält gegen 600 Zimmer und Säle, wovon der Rittersaal, der Thronsaal, die Schloßkapelle, der weiße Saal (1846 vergrößert), der Speisesaal und die Gemächer der Kunstkammer die bemerkenswerthesten sind.

Die Sulina-Mündung.

Es ist ein ewiger, hartnäckiger, aber erfolgloser Kampf, den die Süßwasserfluthen mit den salzigen Wogen des Weltmeers bestehen, ehe sie sich ihnen ergeben. Jahr aus Jahr ein führen jene ihre Niederschläge mit hinab zu ihren Mündungen, um dem Becken des Oceans, ihrem unfehlbaren Grab, wenigstens noch eine Spanne Lebenslaufs abzutrotzen. So haben der Nil, der Mississippi, die Donau ihre Delta's geschaffen, in denen sie, die stolzen Söhne der Gebirge, noch ein kurzes, schleichendes Dasein fristen, ehe sich ihre Atome mit der Salzfluth vermischen und ihr Name erlischt. Das Meer aber spottet der ohnmächtigen Anstrengung und eb-



A. Fesca sc.

SULINA-MÜNDUNG

Bibliograph. Institut in Hildburghausen.

bend und fluthend wirft es ihnen seine Sanddünen entgegen, an denen sich die letzte Kraft der Ströme bricht, nachdem sie ihre Niederschläge in Gestalt großer, unwirthlicher Moräste dahinter zurücklassen mußten. Eine dritte Macht, der Mensch, sucht ebenso unablässig den Frieden zwischen den beiden feindlichen Elementen zu vermitteln, um dem wind- und dampfgeflügelten Boten Merkur, dem Diener seiner Handels- und Schifffahrts-Interessen, die Thore zu den Binnenländern offen zu erhalten. Er muß die Waffen gegen beide Streitende führen, beiden versucht er Fesseln anzulegen. Seine Dämme suchen den Strom in eine feste Bahn zu zwingen, seine Baggermaschinen die Sandwälle des Meeres zu zertheilen; Beides gelingt ihm schlecht und die auf unserem Bilde sichtbaren Rumpfe gestrandeter Schiffe beweisen, daß hier noch die Naturkräfte über den Wagnissen der Menschenkraft den Sieg behaupten.

Dennoch birgt gerade dieser öde Küstenstrich, das Delta und die Mündungen der Donau, eine so bedeutende staatliche Wichtigkeit, daß darob die heftigsten Kriege entbrannt sind und sein Besitz zu einer noch ungelösten Streitfrage geworden ist zwischen allen den Mächten, die den Schwerpunkt ihrer Herrschaft im Osten Europa's suchen oder gefunden haben. Dieser ewige Hader zwischen Rußland, der Pforte und Oesterreich hat es denn auch dahin gebracht, daß lange Zeit die Mündungen des größten deutschen Stromes keinem Herrn zugehört haben. Rußland und die Türkei waren übereingekommen, daß das Gebiet zwischen den Stromarmen neutraler Boden und unbewohnt bleiben sollte. Seitdem waren diese wichtigen Landestheile gänzlich verödet und dienten nur noch zum Zufluchtsort russischer und türkischer Landstreicher, die sich in den Wäldern und Morästen vor der Verfolgung der Behörden verbargen. Sie und die gänzliche Vernachlässigung der erforderlichen nautischen Vorkehrungen machten den Fluß- und Seeverkehr hier zum unsichersten. Nicht nur daß man aus gegenseitiger Eifersucht die Fahrwasser gänzlich versanden ließ, man ließ sogar die Leuchtthürme verfallen und ohne Leuchte, um die Schiffe nicht einmal die Aus- und Einfahrt finden zu lassen. Der Vertrag von Adrianopel sicherte Rußland den nördlichen kiliaschen und mittleren sulinischen Arm der Donau und richtete den russischen Einfluß auch auf die Inseln der Strommündungen, um auf ihnen feste Niederlassungen zu gründen und die politische und Handelswichtigkeit dieses Küstenstrichs zu seiner vollen Geltung zu erheben. Unermüdlich in seinen Anstrengungen und Opfern für diesen Zweck, und sich schon als alleinigen Herrn der Donaumündungen gebahrend, mußte Rußland unerwartet die Demüthigung einer Niederlage durch die Westmächte erfahren, welche, in richtiger Erkenntniß der Gefahr, Rußland die Schlüssel zu den Donauländern wieder entwanden und durch den Vertrag von Paris (1856) die russische Grenze außerhalb des Bereiches der Donaugewässer verlegten. Ob aber die türkische Regierung, in deren alleinigem Besitz nun sämmtliche Donaumündungen sind, die damit

übernommenen Verpflichtungen zu erfüllen und die dazu erforderlichen kolossalen Kräfte und Mittel aufzubieten vermag, steht dahin und dürfte leicht diese für die Interessen des Welthandels so wichtige Frage binnen Kurzem wieder an die Oberfläche bringen.

Bei der Stadt Tultscha theilt sich die Donau zunächst in zwei Arme, die sich weiter verästeln, wieder vereinigen und die gewöhnliche Schifffahrt sehr schwierig, gefährlich und langweilig machen, endlich aber durch sechs Hauptmündungen ihre Wasser in das schwarze Meer ausgießen. Die befahrensten davon sind die Kilia, die Sulina und der St. Georgskanal. Das Donaudelta, von diesen äußersten Stromarmen umfaßt, bildet einen Flächenraum von nicht weniger als 40 deutschen Quadratmeilen, die mit Morast bedeckt sind, zahlreichen Heerden von Büffeln und Ochsen zur Weide dienen, unermeßliche Schwärme von Seevögeln beherbergen und immer noch von räuberischem Gesindel wimmeln, welches die bei Nacht anlangenden Schiffe beunruhigt. Zehn Meilen lang fährt man auf dem einen oder andern Arm in diesem unabsehbaren grünen Meer von wogendem Schilf umher, aus welchem hie und da die Masten und Segel von nach Galaz oder dem schwarzen Meer steuernden Schiffen hervorragen. Nur ganz in der Ferne, am südlichen Horizont, werden die bulgarischen Gebirge sichtbar; Weiden sind die einzigen Bäume, welchen man begegnet; man könnte glauben, eine niederländische Landschaft vor sich zu haben.

Auf der Sulina, dem für die Schifffahrt bequemsten der Donauarme, gelangt man mit dem Postdampfschiff eine halbe Stunde vor der Mündung zur Stadt Sulina, einer Reihe einstöckiger, halb eingesunkener Barraken, welche sich am Flußufer hinziehen, hinter ihnen öder Sumpf. Die Häuser sind auf Pfählen über Pfützen fauligen Wassers gebaut. In den Sommermonaten wird der Ort von Fiebern heimgesucht, im Winter macht ihn die Kälte fast unbewohnbar. Lootsen, Fischer, Schenkwirthe nebst einigen türkischen Soldaten bilden die armselige Bevölkerung. Dichter ist der nahe Begräbnißplatz bevölkert, auf welchem weißgetünchte Kreuze in Menge die Opfer bezeichnen, welche aus weiter Ferne den Gefahren der Schifffahrt und des Klima's hier erlegen sind. Wo das Wasser seicht ist, schauen die schwarzen Wraks über die gelbe schlammige Fluth heraus, wie halbbedeckte Leichen; an anderen Stellen sieht man nur die Masten gesunkener Schiffe aus dem Wasser sich erheben, wie die ausgestreckten Arme von Ertrinkenden. Der Anblick hat etwas erschrecklich Trostloses. Eine Stunde unterhalb ist die Barre, welche bei ungünstigem Wasserstand oft monatelang die Schiffe am Ein- und Auslaufen hindert. In jüngster Zeit, durch die Arbeiten der europäischen Donau-Kommission, hat dieselbe wieder eine Tiefe von 17 bis 18 Fuß erhalten.



Bibliograph. Institut.   Hildburghausen.

MAROCCO

Marokko.

Unser Bild führt uns zur Hauptstadt des Barbareskenstaats, auf den wir an einer früheren Stelle dieses Buchs einen flüchtigen Blick geworfen, in die Residenz des Sultans selbst. Die Stadt, welche sich hinter diesen Ziegelmauern verbirgt, in einer malerischen Oeffnung des hohen Atlas gelegen, ist so reich an den Eigenthümlichkeiten aller marokkanischen Binnenstädte: an Schmutz und Ruinen der Armuth und Trägheit, an allen Symptomen des höchsten Grades staatlicher Fäulniß, daß der Europäer, den Geschäft oder Forschungstrieb dahin geführt haben, je eher je lieber diesen Schutthaufen wieder verläßt. So erging es Richardson, welcher versuchte, dem Sultan vorgestellt zu werden. Es geschah in Gesellschaft mehrer maurischer und jüdischer Kaufleute, welche, um der Sicherheit ihres Erwerbs sich zu erfreuen, alljährlich in Form von Geschenken ihren Tribut an den Stufen des Thrones niederzulegen pflegten. Richardson beschreibt die Reise von Mogador nach der Residenz als eine traurige. Der an sich fruchtbare Boden ohne Baumwuchs, ohne Kultur, ohne Wasser, das Weideland der nomadisirenden Beduinen, welche in völliger Unabhängigkeit vom Sultan das flache Land bewohnen, von der Sonnengluth versengt, die Cisternen vertrocknet, die verfallenen Wohnungen häufiger der Aufenthalt von Raubthieren, als von Menschen — so selbst die Hauptstadt, ja sogar die Residenz des Sultans macht keine Ausnahme. Die einst wie ein Märchen aus Tausend und Einer Nacht gefeierten Gärten sind zu kaum mehr betretbaren Kaktusgehegen verwildert, mit einigen Brunnen und Fruchtbäumen, darunter eine Feige, die Okba, der Heerführer des Propheten, gepflanzt haben soll. Am Palast des Sultans sind die Mauern eingesunken, theilweise eingestürzt; nichts wird ausgebessert, sogar die Jalousien vor den Fensteröffnungen des Harems hängen in Stücken. Der Kaiser zeigt für nichts Interesse, als für Aufspeicherung und Hütung seiner Schätze.

Die Ceremonie der Vorstellung war eine einfache: Nachdem die Gesellschaft — die Juden barfuß — die Reihen von 2000 schwarzen, wild aussehenden Kriegern, der Leibgarde, passirt hatten, wurden sie in einem offenen, von Gestrüpp und Unrath verunreinigten Hof geführt, in dem nach Kurzem der Kaiser beritten und mit einem Gefolge von Höflingen zu Fuß erschien und jeden Einzelnen der Gesellschaft, unter Nennung seines Namens, an sich vorüberführen ließ. Jeder war gefolgt von einem Diener, der die Geschenke trug; ein Funktionair nahm die kaufmännisch beigefügten

Verzeichnisse darüber in Empfang und reichte sie dem Kaiser zur Prüfung. Nachdem die Ceremonie vorüber, ward den Vorgestellten gestattet, in den Gärten des Kaisers sich zu ergehen. Richardson gibt den Werth der bei dieser Vorstellung von 15 Kaufleuten dargebrachten Geschenke auf 50,000 Dollars an, bestehend in allen möglichen Erzeugnissen europäischer Industrie. Der Kaiser treibt Handel damit. Indeß war damit der Tributpflicht der Kaufleute noch nicht genügt. Es bedurfte noch einer gleichen Werthsumme und eines Aufenthalts von 14 Tagen, um sich den guten Willen des Bruders und der Söhne des Kaisers und des Statthalters von Marokko zu erkaufen, und auch dann noch kommt es vor, daß einer seiner Unterthanen, dessen Reichthum die Habsucht des Kaisers besonders reizt, gewaltsam verhindert wird, zu seinem Herde zurückzukehren, so lange er nicht eine weitere hohe Summe zum Opfer gebracht hat. Nichts ist überhaupt gefahrbringender für einen Bewohner dieses Landes, als der Geruch des Reichthums. Ein Beduine, der zu den vornehmsten Pferdezüchtern gehörte, zeigte Richardson tiefe Narben an seinem Körper von den Mißhandlungen, die er während siebenjähriger Gefangenschaft erdulden mußte, trotzdem er nie versäumt hatte, dem Kaiser und Hoch und Niedrig in des Kaisers Umgebung reichliche Geschenke zu machen. Es gereichte ihm aber zum Verbrechen, daß er trotzdem als ein reicher Mann galt. Zur Erpressung des Zugeständnisses der Reichthümer wird zu den gräßlichsten Martern Zuflucht genommen: das Opfer wird der langsamen Hitze eines Ofens ausgesetzt, es wird wochenlang in einer unerträglichen Stellung in einem langen hölzernen Kasten eingesperrt gehalten, Dornen werden ihm unter die Nägel getrieben, wüthende Katzen ihm in die Beinkleider eingenäht, den Frauen werden mit Zangen die Busen ausgerissen, die Kinder vor Augen der Aeltern erwürgt, und was an Scheußlichkeiten mehr erdacht werden kann. Ein reicher Kaufmann aus Tanger, welchen die Liebe zu seinem Gelde alle Torturen standhaft ertragen ließ, erlag folgender höllischer Erfindung: man versetzte ihn in den Winkel eines geschlossenen Raumes einem angefesselten hungrigen Löwen gegenüber, dergestalt, daß derselbe ihn mit seinen Klauen erreichen und zerfleischen mußte, falls er nicht in einer höchst schwierigen und unerträglichen Stellung beharrte.

Solcher Maßnahmen bedient sich in Marokko der Fiskus, um den berühmten Schatz von Múkinès zu füllen und seine Rechnung mit dem siegreichen Spanien zu regeln.

Das Leben der Bevölkerung unter sich hat die Eigenthümlichkeiten der übrigen Barbareskenstaaten gemein. Eine besonders auffallende Erscheinung aber, welcher Richardson häufig begegnete, ist die der Schlangenzauberer, einer religiösen Fanatiker-Sekte, mit Namen Eisowys, welche auf allen Hauptstraßen ihr Wesen treiben. „Eines Morgens", erzählt er, „trafen wir vor den Thoren der Residenz eine Gruppe von vier dieser Kerle, voran drei Musikanten mit rohen flötenartigen Rohrinstrumenten. Aufgefordert, uns

eine Vorstellung zu geben, begannen sie damit, die Hände zum Himmel zu erheben und ihren Schutzpatron, Seedna-Eiser, anzurufen. Nun fing die Musik an, der Zauberer drehte sich wie ein Kreisel um einen Korb an der Erde, der, mit einem Ziegenfell bedeckt, die giftigen Reptilien gefangen hielt. Plötzlich fährt der Eisowy mit nacktem Arm in den Korb und bringt eine Cobra capella hervor, die er tanzend wie einen Turban um seinen Kopf windet und, nachdem sie ihre Gelehrigkeit gezeigt, wieder auf die Erde setzt. Ein zweiter Griff in den Korb fördert zwei Leffa's, eine sehr giftige Schlangengattung, an's Tageslicht, welche halb zusammengerollt, den Kopf erhoben, zum Angriff bereit, zischend und lauernd die Bewegungen des Mannes verfolgen, sobald er sich naht, mit offenem Rachen sich auf ihn stürzen und, während er ihre Angriffe von seinen nackten Beinen abzuhalten sucht, ihre Giftzähne in sein Gewand schlagen. Sodann, immer in wildem Tanze, ergreift er eine dieser Bestien im Nacken, öffnet ihre Kinnlade und zeigt den Umstehenden die Giftzähne, welche eine weiße ölige Flüssigkeit ausfließen lassen. Im Moment, wo er seinen Arm der Leffa darbietet, thut sie wüthende Bisse in's Fleisch, während der Mann in häßlichen Verzerrungen sich windet und seinen Heiligen anruft. Nachdem er das Reptil entfernt hat, zeigt er uns den reichlich blutenden Arm, und die Wunden mit den Zähnen auspressend, fährt er in immer rascherem Tanze nach der Musik zu tanzen fort, bis er erschöpft niedersinkt. Zweifelnd an der wirklichen Giftigkeit der Bisse, verlangte ich, eine der Schlangen zu berühren. — „Seid Ihr ein Eisowy“, fragte der Mann, „und habt Ihr den Glauben an unsern Heiligen?“ — Ich verneinte. — „Dann ist Eure letzte Stunde gekommen, falls Euch die Leffa beißt.“ Uns zu versichern, ließ er eine Henne kommen und von der Schlange beißen. Nach einer Minute hauchte das Thier unter Konvulsionen sein Leben aus und sein Fleisch nahm eine blaue Farbe an. Danach verzichtete ich gern, eine der Schlangen zu berühren. — Noch mehr Schlangen aus seinem Korb hervorholend, spielte der Eisowy einige Zeit mit ihnen, ließ seinen nackten Körper über und über beißen, daß das Blut davon rieselte, und eines der Reptilien am Schwanz zwischen die Zähne nehmend, fing er an, es lebendig zu essen oder vielmehr zu zerkauen; das Thier, wüthend vor Schmerz, biß nach allen Seiten unaufhörlich um sich, in Hals, Gesicht, Hände des Mannes, bis er es gänzlich verschlungen hatte. Nie habe ich ein ekelerregenderes Schauspiel gesehen. —“

Diese Eisowys bilden eine, häufig in völligen Wahnsinn verfallende Sekte, an die Derwische des Orients erinnernd, und wahrscheinlich vom Fetischdienst der vormuselmännischen Zeit herrührend. Das Volk hält sie heilig.

Czaratzina.

Günstlingsherrschaft ist die Geburt des Despotismus und eins seiner schrecklichsten Uebel. Die Geschichten aller Staaten, in denen der Fürst unbeschränkt über die Völker herrscht, zählen Beispiele in Menge; auch Rußland ist reich daran. Das frappanteste ist Potemkin. Dieses allerverzogenste Kind des Glücks, der rohe, unwissende, sich Alles erlaubende und sich über Alles hinwegsetzende Günstling eines eiteln, ehrsüchtigen Weibes, welches die Schmeichelei der Zeitgenossen ein großes genannt hat, baute Czaratzina für Katharina II. Bei einer Spazierfahrt in der Nähe Moskau's hatte die Kaiserin, ermüdet, gegen ihren Günstling die Aeußerung gethan: „stände doch hier ein Schloß, daß ich ausruhen könnte!" und jene kolossale Schmeichelei des Höflings, welche es wagte, der Monarchin auf ihrem berüchtigten Triumphzuge nach der Krim erdichtete Städte an den Weg zu bauen, ihr Deputationen zu senden von erdichteten Bevölkerungen, und, um ihr die Stärke des Heeres zu zeigen, die nämlichen Regimenter in dreierlei Uniformen vorüber zu führen, schuf binnen 2 Monaten ein kahles Feld zum herrlichsten Park und großen Schlosse um, ausgeschmückt mit der üppigsten kaiserlichen Pracht. Als Katharina mit ihrem Liebling auf einer Spazierfahrt bald darauf wieder in diese Gegend kam, ließ Potemkin vor den Flügelpforten des Parks halten und auf das Schloß weisend, sagte er: „Ew. Majestät Wunsch war mir Befehl!" Wie nun die Kaiserin, ob der Rede verwundert, den Blick hineinwirft, schauert sie zusammen: — sie sieht in der Form des Palastes die Gestalt eines Sarges. Sofort läßt sie umwenden und nie war sie zu bewegen, jemals das Schloß zu betreten. Den Sargpalast nennt es der gemeine Russe bis auf den heutigen Tag und der abergläubische Sinn knüpft daran die Sage, der Letzte des Hauses Romanoff werde ihn einst bewohnen. —

Czaratzina liegt 14 Werste von Moskau. Die schattigen kühlen Gänge des Parkes sind für die vornehme Welt der alten Kaiserstadt ein Lieblingsziel ihrer Ausflüge zu Wagen und zu Roß in der schönen Jahreszeit.

CCLXXXVIII



CZARITZANA
bei Moskau

Aus d. Kunstanst. d. Bibliogr. Inst. in Hildbh.

Eigenthum d. Verleger

Inhaltsverzeichniß.

Meyer, Joseph, 1796-1856

Meyer's Universum ein Volksbuch, enthaltend Abbildung und Beschreibung des Sehenswerthesten und Merkwürdigsten in Natur und Kunst ; in 5 Bänden

Bd.: 15 = Folge 3, Bd. 5

Hildburghausen (1863)